Theodor Ebert

VON DER FREIHEIT DES STUDIERENS AN FÜNF UNIVERSITÄTEN

Band 1:

Die ersten vier Jahre des Studiums

1956 - 1959

Berlin 2011

Für den Gesellschaftsroman bin ich nicht geschaffen. Ich kann nur von mir erzählen. Aber je mehr man über sich nachdenkt, desto romanhafter wird es doch. Je weiter einer sein Ich ausweitet, desto mehr wird es doch zur Welt.

Peter Handke

Inhaltsübersicht:

Statt eines Vorworts:
Sapere aude!

1. Kapitel:
Einstieg in Tübingen

2. Kapitel:
Die Probe auf die Selbständigkeit.
Das Sommersemester 1957 in München.

3. Kapitel:
Unter Naturfreunden

4. Kapitel:
Auf der Suche nach Orientierung.
Das Wintersemester in Tübingen 1957/58

5. Kapitel:
Englandreise
oder
Wie man Freunde gewinnt und wieder aus den Augen verliert

6. Kapitel:
Ein Roadmovie

7. Kapitel.
Zurück nach Tübingen.
Das Wintersemester 1958/59

8. Kapitel.
Heinrich von Zütphen –
der erste Märtyrer der lutherischen Reformation

9. Kapitel:
Erste Erkundungen in Paris.
März/April 1959

Statt eines Vorworts

Friedensforschung war vierzig Jahre lang mein Bestreben; die teilnehmende Beobachtung meine Methode. Doch im fortgeschrittenen Alter ist mein Platz nicht mehr an der Front der Bewegung für gewaltfreies Zusammenleben und ökologische Einpassung. Von Jüngeren sollen nun die Impulse ausgehen und die wagemutigen Taten vollbracht werden. Meine Aufgabe sehe ich jetzt im Erzählen von Erfahrungen. Ich will anregen, Mut machen und helfen, Fehler zu vermeiden.

Ich habe wie die meisten Friedensforscher in Fachbüchern und wissenschaftlichen Artikeln und Vorträgen meine Erkenntnisse zu vermitteln gesucht,[1] aber ich denke, dass diese noch ergänzt und verbunden werden sollten durch einen persönlichen Erfahrungsbericht. Ich weiß nicht, wie viel Zeit mir bleiben wird, diesen Bericht so ausführlich zu schreiben, wie ihn meines Erachtens die Materie erfordert.

Ich beginne ihn hier mit den Erinnerungen an mein ausschweifendes, neugieriges Studium, weil ich mit Sorge beobachte, wie die Bildungspolitik die große Zahl der an die Universität Drängenden auf die Erfordernisse des Weltmarktes und der Konkurrenzfähigkeit der deutschen Wirtschaft auszurichten sucht. Um die Tendenz meiner Erzählung deutlich zu machen, stelle ich ihr statt eines Vorworts einen Vortrag voran, den ich anlässlich des 100. Geburtstags meines Kollegen Ossip K. Flechtheim am 15. März 2009 beim Humanistischen Verband im Harnack-Haus in Berlin-Dahlem gehalten habe.

Sapere aude:
Wagt euren Verstand und eure Phantasie zu gebrauchen und lest Flechtheim!

Wenn ein Abiturient heute das Otto-Suhr-Institut, das doch für Jahrzehnte Ossip Flechtheims Lehr- und Forschungsstätte war, nicht real, sondern, wie dies jetzt üblich ist, zunächst einmal virtuell im Internet besucht, um sich zu erkundigen, was man dort als angehender Politologe lernen kann, dann trifft dieser Internet-Gast auf ein Angebot, das ihn abstoßen dürfte. Vielleicht geht es aber auch nur mir so, und vielleicht ist diese abstoßende Wirkung sogar Absicht. So jemand wie Flechtheim und ich dürften heute Politologie am OSI wohl gar nicht mehr studieren, weil unser Notendurchschnitt im Abitur nicht ausreichen würde, um die Hürde des numerus clausus zu überwinden. Vielleicht heißt Studieren heute die Fähigkeit eines auf den Notendurchschnitt 1,0 gedrillten Gehirns und Charakters an einer immer noch „Universität“ genannten Anstalt für Fachidioten – nach perfekter Programmierung - ein Modul über das andere Modul zu stapeln und sich dann Punkt für Pünktchen ins Prüfungsverfahren einzufädeln, bis dieser

---

[1] Die Bibliographie für die Zeit bis 1997 wurde erstellt von Nady Luer in Christian W. Büttner, Gernot Jochheim, Nadya Luer und Torsten Schramm (Hg.): Macht von unten. Zur Geschichte und Gegenwart der gewaltfreien Aktion. Theodor Ebert zum 60. Geburtstag. In: Gewaltfreie Aktion, Karlsruhe, Heft 111/112, 1997, S. 223-240. Fortsetzung für die Zeit bis zum 70. Geburtstag in: Theodor Ebert: Aus dem Leben eines Friedensforschers. In; Gewaltfreie Aktion, Heft 147-149, 2006, S. 143-145

Absolvent politologischen Trainings sich nach einer möglichst geringen Stapelzeit als ein systemkonformes Containerschiff mit all diesen Modulen auf die Lebensfahrt begibt.

Das Merkwürdige ist, dass das Studium am Otto-Suhr-Institut sich nach wie vor großer Nachfrage erfreut. Das finde ich erstaunlich. Ein Internet-Besucher des OSI müsste - meines Erachtens - heute geneigt sein, Schiller zu zitieren: Da wendet sich der Gast mit Grausen.

Warum tut er es nicht? Wenn dieser Internet-Gast Pech hat, merkt er gar nicht, auf was er sich hier einlässt - und macht das mit diesen Modulitäten mit – und ist dann am Ende ein „nützlicher Idiot“ der herrschenden Verhältnisse und findet auch einen entsprechenden Job im politischen Apparat.

Es könnte aber auch sein, dass dieser Internet-Gast die Fama des OSI, eine kritische, demokratische, emanzipatorische Einrichtung zu sein, kennt – und der Student oder die Studentin sich sagen: Mal sehen, was in diesen Modulen alles steckt. Seminarpläne und Literaturlisten sind nicht sakrosankt und wenn ihrer drei zusammenhalten und ein paar gute Ideen haben, dann lässt sich jedes Seminar umfunktionieren und jede Vorlesung durch Fragen und Thesen beleben.

Doch solche aufmüpfigen Typen sind selten, und wie soll man denn schon als Studienanfänger in der Lage sein, mit Sinn und Verstand auch noch Alternativen zum Lehrangebot zu formulieren? Man kommt doch in der Erwartung an die Universität, dort von gebildeten Leuten, echten Autoritäten, etwas lernen zu können. Die an den Universitäten Lehrenden haben nun mal einen erheblichen Wissensvorsprung vor den Studenten, und dieser Vorsprung lässt sich auch von kritischen Studenten nicht so leicht ausgleichen. Kritik und das Formulieren von Alternativen will ja nun auch gelernt sein.

Was sollen solche Abiturienten, die – Notendurchschnitt hin oder her – vor der Frage stehen, ob sie partout Politische Wissenschaft studieren sollen, nun machen? Ich halte mich jetzt mal an eine Regel, von der mir ein sehr gebildeter, vielseitiger Mann mit Augenzwinkern erzählt hat, als er von einer rhetorischen Schulung für Manager zurückkam. Es war Helmut Reihlen, der frühere Direktor des DIN-Instituts für Normung und der Präses der Synode der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg. Die Formel lautete: KISS. In Großbuchstaben: – Ka – I – Doppel-S. Keep it simple and stupid. Also, meine simple Empfehlung an den Studenten nach seinem Internet-Besuch im OSI wäre – und ich hoffe, diese Empfehlung ist nicht ganz stupid: Lies Flechtheim! Dazu brauchst Du etwa 150 Euro, damit gehst Du ins Internet, googlest zuerst mal Flechtheim bei Wikipedia, dann ZVAG – Zentrales Verzeichnis antiquarischer Bücher - und dann bestellst Du alles, was Du von Flechtheim bekommen kannst. Zu diesen vermischten gesammelten Werken eines Politologen kaufst Du noch in einer normalen Buchhandlung von Mario Keßler die ausführliche Biographie Flechtheims und damit gehst Du ein paar Wochen in Klausur und liest das durch und dann weißt Du einigermaßen, wie politische Wissenschaft – mit einer Zukunftsperspektive - funktioniert.

Wenn das natürlich viele machen, ist auch der antiquarische Bestand der Werke Flechtheims bald vergriffen. Die elegantere Lösung wäre ja ohnehin, dass man nicht bei einem virtuellen, sondern einem realen Besuch im OSI auf einen Raum stoßen würde, in dem man die Werke derjenigen, die hier mit Erfolg gelehrt und geforscht haben, biografisch geordnet vorfindet. Einige Fotos der beiden Gründergenerationen hängen zwar schon im OSI, aber ich habe mir sagen

lassen, dass nicht einmal alle, die heute dort lehren, diese Fotos zu identifizieren vermögen, von einer Kenntnis der Werke der Altervorderen ganz zu schweigen.

Aber warum nun ausgerechnet Flechtheim lesen? Da gäbe es doch auch noch Ernst Fraenkel und Richard Löwenthal. Deren Werke zu studieren, wäre auch kein Fehler und würde gleichfalls einen lebendigen Eindruck des Faches vermitteln. Und der Kollege Hubertus Buchstein, der nun allerdings nicht mehr am OSI, sondern in Greifswald lehrt, hat sich ja auch Verdienste um das Gedächtnis der Disziplin und seiner Protagonisten erworben und zum Beispiel die Werke Ernst Fraenkels ediert. Aber noch mal: Warum insbesondere Flechtheim?

Er ist ein wichtiger Zeuge des 20. Jahrhunderts und er hat seine Erfahrungen über sieben Jahrzehnte reflektiert. Er ist zwar kein Politiker geworden, aber er hat sich mit Leidenschaft und Augenmaß auf Politik eingelassen, und als akademischer Lehrer hat er die déformation professionelle der meisten Professoren, die Mutation zum autoritären Charakter, vermieden und seinen Humor bewahrt. Als sein OSI-Kollege Ernst Fraenkel sich furchtbar aufregte, weil Studenten es gewagt hatten, eine nicht sonderlich gekonnte Rezension seines Abschiedsseminars in der AStA-Zeitung zu veröffentlichen, hoffte Flechtheim ihm über diese Majestätsbeleidigung hinwegzuhelfen mit der Bemerkung, dass Vorlesungskritiken im Mittelalter bei Gelegenheit handgreiflicher ausgefallen seien. Es sei durchaus vorgekommen sei, dass unzufriedene Studenten ihren Professoren eine Abreibung verpasst hätten. Es hat bei Fraenkel nichts geholfen, weil dieser sich – verständlicherweise - an Nazi-Studenten erinnert fühlte. Doch es ist schon ein Unterschied, ob ein NS-Student bei antisemitischen Aktionen die Staatsmacht hinter sich weiß oder ob in der konservativen Bundesrepublik ein potentieller Nachwuchsstalinist sich auf eigene Verantwortung rüpelhaft benimmt. Wer in welchem System auch immer an der Universität künftigen Berufsverboten Zuträgerdienste leistet, gefährdet die akademische Freiheit mehr als ein paar Rüpel, die auf eigenes Risiko faule Tomaten nach Professoren werfen. Letzteres ist ein Fall für die Waschmaschine, und das sage ich auch aus eigener Erfahrung am Otto-Suhr-Institut.

Doch ich will ja über Flechtheim reden. Er hat viel mehr mitgemacht als unsereiner. Wenn man von den Kriegsjahren absieht – und Flucht und Vertreibung und den Bombenhagel haben nur wenige von uns persönlich über sich ergehen lassen müssen -, dann ist ja das Leben mit meiner Generation und den folgenden Generationen bis heute sehr sanft umgegangen. Die Generation derjenigen, die in dem Jahrzehnt nach 1900 geboren wurde, hat es viel härter getroffen.

Die erste Erfahrung, die den jungen Flechtheim erschütterte und zum Nachdenken zwang, war der Umstand gewesen, dass die Arbeiterbewegung als <u>internationale</u> Bewegung nicht in der Lage gewesen war, den ersten Weltkrieg zu verhindern, sondern sich für dieses Massaker hat jeweils von der eigenen Nation einspannen lassen. Darum galt Flechtheims Sympathie zunächst denjenigen, die sich diesem wechselseitigen Abschlachten widersetzt hatten, nämlich Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. Nach deren Ermordung hoffte er zunächst, dass die russischen Revolutionäre in der Lage sein würden, der Arbeiterbewegung als pazifistischer Bewegung auch international zum Sieg zu verhelfen. Konsequenterweise wurde er Mitglied der KPD.

Er war aber nicht nur ein Mitstreiter, sondern auch ein aufmerksamer Beobachter und er lernte die verschiedenen Faktoren, welche die Entwicklung von Politik und Ökonomie und Charakterstruktur beeinflussen, erkennen. Er war zu-

nächst fasziniert von der marxistischen Analyse der Weltgeschichte, aber begriff auch früh, dass es keine Realanalyse gibt, die es erlaubt, die Entwicklung einigermaßen sicher vorherzusagen. Ein solches Vorhersagen der Entwicklung war ja das eigentliche Versprechen der marxistischen Geschichtsbetrachtung gewesen. Dass die leninistische Partei sich das Deutungsmonopol angemaßt hat und Abweichler verfolgte, führte dann letzten Endes zur Lernunfähigkeit der marxistisch-leninistischen Systeme.

Der junge Flechtheim merkte sehr früh, dass mit dem marxistischen Instrumentarium keine zuverlässigen Prognosen möglich sind, es aber dennoch solcher Prognosen bedarf. Darum forderte er eine Methode des Entwerfens von Zukünften und nannte sie Futurologie. Der Ausgangspunkt seiner Überlegungen war aber – und dies unterschied ihn vom herkömmlichen Marxismus: In jeder Situation stecken mehrere Entwicklungsmöglichkeiten. Erst indem wir diese in ihrer Pluralität, ihren Bedingungen und ihren Konsequenzen zu benennen suchen, können wir auch Einfluss – mit mäßiger Aussicht auf Erfolg – auf die Entwicklung nehmen.

Der größte Fehler, der in der Weimarer Republik gemacht wurde, war aus Flechtheims Sicht gewesen, dass die Sozialdemokraten und die Kommunisten sich auf die Abwehr des Faschismus nicht zu einigen vermochten. Eine wichtige Ursache für diese Blindheit angesichts der eminenten faschistischen Gefahr erkannte Flechtheim in der Entwicklung der russischen Revolution unter Stalin. Wenn man dessen Verbrechen nicht zu benennen vermochte und alles rechtfertigte, was in Russland geschah, dann verschloss man sich einem wichtigen Teil der Realität und war dann auch nicht in der Lage, in Deutschland eine die Not abwendende Bündnispolitik zu betreiben.

Flechtheim ist nach einer dreimonatigen Reise in die Sowjetunion aus der KPD ausgetreten und hat in der Gruppe „Neu Beginnen“ – und die Benennung war programmatisch – einen Neuanfang als Sozialist versucht – zusammen mit Rex Löwenthal alias Paul Sering. Nach der Machtergreifung der Nazis ist er in den Widerstand gegangen. Er hat Kurierdienste geleistet und wurde von der Gestapo gefasst, konnte aber seine Kurierreise einigermaßen glaubhaft als Liebesgeschichte ausgeben und wurde wieder frei gelassen. Nunmehr gewarnt konnte er in die Schweiz entkommen und in den USA als Politologe an kleinen Colleges Lehraufträge erhalten und auch Erfahrungen in der Lehre sammeln. In dieser Zeit hat er eine Einführung in die Politische Wissenschaft verfasst. Diese gibt es nicht nur auf Englisch, sondern auch auf Deutsch und sie liest sich auch heute noch gut.

Mario Keßler hat diese Entwicklung in der Schweiz und in den USA im Detail nachgezeichnet. Flechtheims Lehrjahre in der Weimarer Republik haben sich verobjektiviert in seiner historischen Darstellung der KPD in der Weimarer Republik.

Flechtheims Leben und seine Schriften zu studieren, empfiehlt sich für Politologen, weil man bei ihm nacherleben kann, wie sich politische Lernprozesse vollziehen. Das ist fast immer auch ein leidvoller Prozess - voll des Engagements und der enttäuschten Hoffnungen. Man lernt Politik nicht, indem man sich den Inhalt einiger Module aneignet, sondern indem man sich selbst als Handelnden und Hoffenden und auch als Verzweifelten kritisch beobachtet. Wie will denn ein Student begreifen, wie innerverbandliche und innerparteiliche Willensbildung funktioniert, wenn er nie Mitglied einer Bürgerinitiative oder einer

Partei gewesen ist? Diese Erfahrungen hat Flechtheim alle in reichlichem Maße gesammelt und sie sind in seine Werke eingegangen.

Wenn ich mir die auf Karriere getrimmten Lebensläufe und Bibliographien einiger meiner jüngeren Kollegen im Internet durchlese, dann frage ich mich immer wieder: Jungs, wo habt Ihr denn Eure Erfahrungen gesammelt? Und dann freut es mich richtig, wenn ich auf einige stoße, die schon als Studenten Anti-Militarismus-Informationen herausgegeben und bei Protestdemonstrationen mitgemischt und auch die eine oder andere Bürgerinitiative mitgegründet haben.

Flechtheim hat diverse Erfahrungen gesammelt – auch in den USA. Er machte zwar am OSI später bevorzugt Parteienseminare, aber er berichtete uns aus den USA auch von der lokalen Bedeutung der single purpose movements, die wir dann später Bürgerinitiativen nannten.

Flechtheim persönlich und auch seiner Herkunftsfamilie blieb das Schlimmste, das andere rassisch Verfolgte zwischen 1933 und 1945 erleiden mussten, erspart, aber er hat Anteil genommen. Die Angehörigen seiner Frau Lili wurden von den Nazis ermordet, sie selbst durch ihre Freundin Sibylle Ortmann gerettet. Das lässt sich nachlesen in der von Peter Crane, ihrem Sohn, sorgfältig und verständig edierten Sammlung der Briefe Sibylle Ortmanns, erschienen 2005 im Weidle Verlag unter dem Titel „Wir leben nun mal auf einem Vulkan“.

Doch Flechtheim war durch den Holocaust zumindest nicht so traumatisiert, dass er darüber hinaus sich kein größeres Verbrechen mehr hätte vorstellen können. Er hatte eine bemerkenswerte Äquidistanz zur den größten Verbrechen und Verbrechern des 20. Jahrhunderts.

Ich war erstaunt, bei Keßler zu lesen, dass Flechtheim sich gegenüber seinem Freund Harold Hurwitz, der auch jüdischer Herkunft und hier noch unter uns ist, so geäußert hat, dass aus seiner Sicht der wichtigste Einschnitt im 20. Jahrhundert nicht der Holocaust war, sondern der Abwurf der ersten Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki. Mir widerstrebt das Skalieren und Vergleichen von Verbrechen, die jedes für sich der absolute Horror sind. Doch ich kann nicht umhin, noch für einen Moment darüber nachdenken, wie Flechtheim zu seiner Einschätzung der Bedeutung von Hiroshima gekommen ist, denn diese Einschätzung hat die zweite Hälfte seines Lebens und seines Wirkens als Politologe und Futurologe geprägt.

Flechtheim hat sich mit den Verbrechen der Nazis intensiv befasst und er hat sie nicht relativiert. Er hat sie studiert unter dem Gesichtspunkt: Wie lässt sich Vergleichbares in Zukunft verhindern. Er hat hingeschaut. Flechtheim kehrte bereits von Juni bis August 1945 nach Deutschland zurück und gab an der Universität Heidelberg einen Sommerkurs in Regierungslehre. Das kann man sich kaum vorstellen – noch nicht einmal zwei Monate nach der Kapitulation von Hitler-Deutschland. Und von 1946 bis 1947 war er – im Range eines Oberstleutnants, doch ohne jede militärische Ausbildung - Sektions- und Bürochef von Robert M. W. Kempner in Nürnberg und Berlin. In dieser Zeit hat er auch Carl Schmitt vernommen.

Leider erfährt man über diese Zeit aus der Biographie und der Werksgeschichte Mario Keßlers nur wenig. Man wünscht sich ein Tagebuch oder Einblick in die Briefe an die Ehefrau, denn Lili Flechtheim hat ihrem Mann damals bestimmt nicht begleitet, denn die Tochter Marion wurde am 26. September 1946 in Maine geboren und Lili Flechtheim sträubte sich gegen eine Rückkehr nach

Deutschland. Ihre Traumatisierung durch den Holocaust ging sicher tiefer als diejenige ihres Mannes.

Ich lese auf S. 76 bei Kessler:

Als wichtigsten Einschnitt jener Jahre empfand Flechtheim nicht den Holocaust, auch nicht das Ende des Zweiten Weltkriegs, sondern den mit diesem zusammenfallenden Abwurf der Atombombe auf Hiroshima. Diesen 6. August 1945 begriff er als den Beginn einer neuen Zeitrechnung in der Geschichte der Kriegführung. „Irgendwo wird es eine Insel geben, wo man überlebt", sagte er zu Harold Hurwitz. „Ich fürchte, der nächste Krieg wird recht bald (ca 1950 – 1960?) kommen und mit der Zerstörung beider Weltmächte (USA, SU) enden; darüber hinaus wird wohl auf der ganzen nördlichen Halbkugel nicht mehr viel ‚Zivilisation und Kultur' übrig bleiben", schrieb Flechtheim im September 1945 an John Herz.

Hans Herz war sein bester Freund seit der gemeinsamen Schülerzeit in Düsseldorf, und Lili Flechtheim hat später mehrere Bücher von Hans Herz ins Deutsche übersetzt; das einflussreichste war wohl „Weltpolitik im Atomzeitalter".

Wie kommt Flechtheim zu dieser Einschätzung, dass mit Hiroshima ein neues Zeitalter beginnt? Wie kann er es wagen, etwas noch Schlimmeres als den Holocaust vorherzusagen oder - sagen wir es diplomatischer – für möglich zu halten. Vielleicht sollte man einige nennen, in deren Gesellschaft er sich mit dieser Einschätzung befand. Da ist zum einen sein Freund Robert Jungk mit der auch heute noch höchst lesenswerten Monographie über die Erfindung der Atombombe und das Manhattan Projekt „Heller als tausend Sonnen" und zum anderen Gandhi, der bereits 1940 befürchtet hatte, dass die Alliierten Hitler besiegen würden, indem sie ihn „überhitlern".

Was unterscheidet Auschwitz und Hiroshima? Dass es sich beim Holocaust um ein Verbrechen erster Ordnung handelt, ist heute kaum mehr umstritten. Wir kennen die Ausnahmen und wir empfinden es als unerträgliche Provokation, wenn dieses Verbrechen geleugnet wird. Doch bei dem Einsatz der Atomwaffen ist das anders. Es sind nur wenige Friedensforscher und Ethik-Lehrer an den Universitäten, welche den Einsatz von Atomwaffen als ein nicht zu rechtfertigendes Verbrechen bezeichnen.

Ich bin auf eine Erörterung dieser Thematik zum ersten Mal bei meinem holländischen Kollegen Bert Röling gestoßen, der in Groningen die Friedensforschung begründete. Er war Richter beim japanischen Kriegsverbrechertribunal. Nach Einschätzung Rölings ging es im August 1945 nicht mehr darum, die rasche Kapitulation Japans zu erzwingen. Diese stand unmittelbar bevor. Es ging nur noch um einige Modalitäten dieser Kapitulation – insbesondere um die künftige Funktion des Kaisers. Der eigentliche Zweck des Abwurfs der ersten Atombombe war es, die Führung der Sowjetunion zu beeindrucken. „To have a hammer on these boys", soll Truman gesagt haben. Wenn ultimativer Druck auf Japan tatsächlich das ausschlaggebende Motiv gewesen wäre, was immer noch die offizielle Version ist, dann war der zeitliche Abstand zwischen dem Abwurf der ersten Bombe auf Hiroshima und der zweiten auf Nagasaki viel zu gering, um überhaupt eine japanische Reaktion zuzulassen. Der Abwurf dieser Atombomben ist ein Kriegsverbrechen monströsen Ausmaßes, für das letzten Endes ein jolly good fellow namens Harry S. Truman, damals mit Sitz in Potsdam, verantwortlich ist. Das Erschreckende ist, dass dieser Präsident kein Monster, kein Psychopath war; das war ein stinknormaler Durchschnittspolitiker wie die meis-

ten amerikanischen Präsidenten nach ihm. Und doch war er bereit, diese Bomben einzusetzen, und darum müssen wir damit rechnen, dass es auch in Zukunft stinknormale Durchschnittspolitiker geben wird, welche diese Bomben – solange sie zur Verfügung stehen – auch einsetzen.

Ich war in der Truman-Villa in Potsdam und es schauderte mich beim Gedanken daran, dass hier über Leben und Tod der Zivilbevölkerung von zwei großen Städten entschieden worden ist. Keine Inschrift erinnert daran. Das wird perfekt verdrängt, und als amerikanische Kirchen vorschlugen, in dem Washingtoner Museum, in dem ein Teil des Flugzeuges ausgestellt ist, das die Bombe nach Hiroshima flog, eine historisch-kritischen Text anzubringen, wussten die Veteranenverbände dies zu verhindern. Ich habe eine der Kirchenvertreterinnen an der Humboldt-Universität im Rahmen der Reihlen-Lectures zu diesem Thema sprechen hören.

Diese Problematik eines künftigen unterschiedslosen Massenvernichtungskrieges wurde nicht nur in den USA, sondern auch im Nachkriegsdeutschland verdrängt. Konrad Adenauer, der erst vor kurzem bei einer Befragung deutscher Fernsehzuschauer als der größte Deutsche überhaupt bezeichnet wurde, hat die Atomwaffen eine „Fortentwicklung der Artillerie“ genannt. Ich halte eine solche Aussage für kein Zeichen von Intelligenz oder gar historischer Größe, um mich eines angelsächsischen understatements zu befleißigen. In die Parade gefahren ist Adenauer aber nicht eine Formation deutscher Sozialwissenschaftler, sondern der bekanntesten deutschen Physiker – unter Anleitung von Carl Friedrich von Weizsäcker. Sie klärten die Deutschen über die tatsächliche Dimension eines Atomkriegs auf und teilten Adenauer und Strauß gleichzeitig mit, dass sie sich an der Entwicklung von deutschen Atomwaffen auf keinen Fall beteiligen würden. Diese Göttinger Erklärung gehörte bei Flechtheim und bei mir zu den grundlegenden Dokumenten deutscher Nachkriegsethik.

Aus dieser Erklärung ging dann die Vereinigung Deutscher Wissenschaftler hervor, und Flechtheim gehörte zu diesen Wissenschaftlern. Er betrieb mit ihnen die Entwicklung von Abrüstungskonzepten und förderte auch die Untersuchung von gewaltfreiem Widerstand als Alternative zur militärischen Abschreckung. Auf diese Weise wurde ich schließlich dann auch sein Assistent am Otto-Suhr-Institut und er hat auch meine Habilitation über gewaltfreien Widerstand als Mittel der Verteidigungspolitik betreut.

Flechtheim hat mit seinem Pazifismus im Nachkriegsdeutschland wirklich ernst gemacht. Er war Mitglied des Kuratoriums des Ostermarsches der Atomwaffengegner und zwar zu einem Zeitpunkt, zu dem die SPD ihre „Kampf-dem-Atomtod“-Kampagne bereits eingestellt hatte, weil die Rendite an den Wahlurnen nicht den Erwartungen entsprochen hatte. Flechtheim hielt durch und arbeitete mit in der Zeitschrift „Atomzeitalter“, in der die ersten wichtigen, originellen Aufsätze zur Friedensforschung erschienen, und Flechtheim war dann auch von 1975 bis 1983 Mitglied des Kuratoriums der Deutschen Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung und des Konzils der Friedensforscher.

Ich habe bisher nichts gesagt über Flechtheim als Futurologen. Dazu lohnt es sich den Beitrag von Rolf Kreibich in der von Siegfried Heilmann herausgegebenen Erinnerungsschrift zu lesen. Flechtheim hat in einem methodisch-strengen Sinne keine prognostischen Aussagen über die Zukunft gemacht. Er hatte einen eher philosophischen, durchaus skeptischen Zugang zu dieser Thematik. Er forderte eindringlich, dass wir uns über die nahe, mittlere und fernere Zukunft Ge-

danken machen und uns auch klar machen, dass unsere Erwartungen und die daraus abgeleiteten Verhaltensweisen die Gestalt der künftigen Entwicklung prägen und uns verantwortlich machen. Es gibt bekanntlich die sich selbst erfüllenden Vorhersagen und auch die warnenden Prognosen, welche das Schlimmste noch abzuwenden oder aufzuhalten wissen. Flechtheim hat als wacher Zeitgenosse und aufmerksamer Leser mehrerer kritischer Tageszeitungen – insbesondere der Frankfurter Rundschau - ein sicheres Gespür für die Faktoren entwickelt, welche künftige Entwicklungen prägen werden. In seinem politischen Testament, also seinem letzten Buch „Ist die Zukunft noch zu retten?“ hat er sieben existenzielle Herausforderungen benannt. Sie, meine Zuhörer, sind intelligent und informiert genug, sich eine solche Liste selbst zusammenzustellen und dann können Sie ja mal nachlesen, wieweit sie mit Flechtheim oder Rolf Kreibich übereinstimmen. Das könnte, ja das sollte auch ein Student machen, der sich am Otto-Suhr-Institut umsieht.

Ich habe selbst im Laufe meiner Lehrtätigkeit die Erfahrung gemacht, dass ich – ähnlich wie Flechtheim – einsehen musste, dass wir auch ohne Atomkrieg – infolge der industriellen Expansion – die Erde zugrunde richten und künftige Generationen schwer belasten können. Das war schließlich auch der Grund, dass Flechtheim - ohne vom Pazifismus abzulassen – sich der Ökologiebewegung angeschlossen hat und dabei half, Diplompolitologen als Basisarbeiter und Organisatoren beim gewaltfreien Widerstand gegen Großkraftwerke und atomare Anlagen zu finanzieren. Das galt für den Widerstand gegen das Kraftwerk Oberhavel-Oberjägerweg und für den Widerstand gegen die Wiederaufbereitungsanlage in Gorleben. Bekannt ist, dass er Mitglied der Alternativen Liste bzw. der Grünen wurde. Als diese Partei dann – entgegen ihrer ursprünglichen Programmatik - den Pazifismus aufgab und sich den USA beim Bombenkrieg gegen Jugoslawien anschloss, war Flechtheim mit fast 89 Jahren gerade gestorben, aber man möchte den Grünen schon empfehlen, nachzulesen, was Flechtheim ihnen 1987 im letzten Kapitel seines Buches unter der Überschrift „Gewaltlos gegen Gewalten – Auf der Suche nach der richtigen Strategie“ ins Stammbuch geschrieben hat.

Und was wäre denn das Fazit, das unser Abiturient aus seiner Lektüre der vielen, aber doch überschaubaren und durchweg verständlich geschriebenen Texte Ossip Flechtheims ziehen könnte? Ich hoffe, dass diese Studentin oder dieser Student begreifen würde: Es gibt mehrere mögliche Zukünfte, und es ist an uns, auf ihre Gestaltung Einfluss zu nehmen. Dabei ist die menschliche Phantasie eine produktive Kraft. Was im Rückblick manchmal wie ein Wunder wirkt, weil möglich wurde, was lange Zeit als unmöglich galt, ist dann doch nicht so erstaunlich, sondern durch konkret-utopisches Denken vorbereitet worden.

Wo Flechtheim solches Denken vorfand, wusste er es zu schätzen, und er hatte da auch gar keine Hemmungen, mit Menschen zusammenzuarbeiten, die ihre utopischen Impulse von religiösen Vorstellungen empfingen, sofern diese gewaltfreier Natur waren. Vielleicht berührt das einige im Humanistischen Verband etwas seltsam, dass Flechtheim damit einverstanden war, dass seine Enkelkinder das Evangelische Gymnasium zum Grauen Kloster – inklusive des dort obligatorischen Religionsunterrichts – besuchten und dass er sich einen Assistenten holte, der am OSI eine Vorlesung über die Bergpredigt und die Politik halten sollte. Dabei hat Flechtheim klipp und klar gesagt, dass er an keinen allgütigen Gott glaubt, der alles im Griff hat und lenkt. Diese Vorstellungen sind in

den Kirchen immer noch weit verbreitet und in der Dogmatik tonangebend, aber es gibt daneben auch non-theistische Formen einer auf Jesus von Nazareth und das jüdische Erbe bezogenen Religiosität. Aber das ist hier nun wirklich nicht mein Thema. Ich erwähne diesen Horizont nur, um verständlich zu machen, warum Flechtheim als Futurologe ein so entspanntes, konstruktives Verhältnis zu den Christen in seinem Umfeld hatte – wie zum Beispiel zu Helmut Gollwitzer und Harald Poelchau. Er sah den Kern von deren Religiosität nicht in einer Establishment-Futurologie, sondern in der Erwartung einer – um es noch einmal ganz „simple and stupid“ zu formulieren – besseren Welt und dazu passenden Menschen. Flechtheim brachte diese Erwartung auf den Begriff des homo humanus. Der Apostel Paulus pflegte dies etwas anders zu formulieren, aber es war Flechtheim und mir kein existenzielles Bedürfnis hier einen kategorischen Unterschied zwischen homo humanus und homo christianus herauszuarbeiten. Zu Egbert Joos hat er in dem Buch „Ausschau halten nach einer besseren Welt“ gesagt: „Ich glaube, dass trotz aller Verunstaltungen der Sozialismus ein Ideal bleiben wird, so wie es die Demokratie, der Pazifismus oder das Christentum geblieben sind. Auch letzteres hatte seine Schattenseiten – an seinem utopisch-kündenden Charakter haben die Menschen dennoch bis zum heutigen Tage über die Jahrhunderte hinweg festgehalten.“ (S. 94)

Und noch einmal: Was bedeutet dies nun für die Politologie und unseren Abiturienten, der sich auf dem Weg zum OSI macht? Er wird dort auf die Realität der Module stoßen, aber nunmehr mit an seinem an Flechtheim geschultem Verstand, wird er unsichtbar über dem Eingang des Otto-Suhr-Instituts einen Satz lesen, den mein Kollege Wolf-Dieter Narr seinem Freund Ekkehart Krippendorff zum Abschied nachgerufen hat: "Phantasie, Phantasie und noch einmal Phantasie, Vorstellungskraft, Einbildungskraft, das ist *die* sozialwissenschaftlich intellektuelle Forderung des bleibenden Tages!“

1. Kapitel:
Einstieg in Tübingen

Das Abitur und die Wahl der Studienfächer

Mit dem Abitur im Januar des Jahres 1956 endete das fremdbestimmte Lernen, endeten die neun Jahre am Stuttgarter Eberhard-Ludwigs-Gymnasium, in denen andere – also ein Kultusministerium mit seinem Lehrplan und Lehrer mit ihrem Unterricht - über das entscheiden konnten, was ich zu lernen und als wertvoll zu erachten hatte. Ich hatte mir auch während der Schulzeit einige Freiheiten erlaubt und Dinge getrieben, die für die Versetzung in die nächste Klasse und letztlich für das Abitur nicht relevant waren. Das galt vor allem für mein exzessives Lesen deutschsprachiger Literatur. Dennoch waren die Abiturnoten „mangelhaft“ in Latein und „ausreichend“ in Griechisch kein Indiz für Desinteresse am antiken Stoff. Bei der Lektüre der Texte bzw. der zur Verfügung stehenden Übersetzungen war ich durchaus bei der Sache gewesen, aber das sture Erlernen und Deklinieren von Vokabeln und das Zergliedern und Konstruieren von Sätzen nach den Regeln der Grammatik empfand ich als Hohn auf den Titel des Lehrbuchs „Ludus Latinus“, denn nichts am Sprachunterricht war „Spiel“, alles empfand ich als aufgezwungen. Wenn immer deutschsprachige Literatur mit Latein und Griechisch konkurrierten, entschied ich mich für erstere. Auch nach der Mittleren Reife gingen mir die Dramen Gerhard Hauptmanns und Ibsens näher als der Kriegsbericht eines Julius Caesar oder die Anabasis eines Xenophon.

Doch rückblickend scheint es mir die größte Dummheit meiner Schulzeit gewesen zu sein, dass ich nicht spätestens im Anschluss an die Mittlere Reife nach einer eigenen Methode gesucht hatte, Latein und Griechisch auch als Sprachen zu meiner persönlichen Sache zu machen. Beim Englisch hatte ich nach dem ersten Mangelhaft diesen eigenen Weg gefunden. Ich ging ins Amerikahaus und holte – wo es keine Übersetzungen gab - im Originaltext, was mich interessierte, von Anglerzeitschriften bis zu den Dramen von Tennessee Williams. Und danach erfolgte das Erlernen der Vokabeln ganz nebenbei. In Latein und Griechisch hatte ich mich durchgemogelt, indem ich bei den Klausuren von meinem Nebensitzer Dankward Schmid, der über vorzügliche Vokabel- und Grammatikkenntnisse verfügte, das diesbezüglich Erforderliche übernahm. Wir nannten es „Abschreiben“. Genau genommen war es aber etwas anderes. Nachdem ich die Struktur der Sätze begriffen und die Vokabeln verstanden hatte, formte ich aus der korrekten Rohübersetzung wohl klingende Sätze, die den Urheber der Vorarbeit nicht mehr verraten durften. Das war zwar auf seine Art auch eine sprachliche Leistung, konnte aber im Abitur nicht funktionieren, weil es da keinen solchen Coach für die Basisübersetzung gab.

Im Abitur mussten wir eine Mordgeschichte aus den „Annalen“ des Tacitus übersetzen und zwar exakt. Ich habe an entscheidenden Stellen nicht übersetzt, sondern herumphantasiert, habe eine Story gebastelt und bin damit baden gegangen.

Unser Klassenlehrer Dr. Frank Weidauer war entsetzt, weil er mir vor dem Abitur noch raten wollte, Latein und Griechisch – zusammen mit Geschichte – zu studieren und damit in seine Fußstapfen zu treten. Der Vorschlag war gar nicht

so absurd und auch meiner Natur nicht vollkommen fremd; ich hatte nur den Dreh nicht gefunden, mir diese alten Sprachen anzueignen. Ich war am Schluss dicht dran, als ich Gefallen daran fand, lateinische Reden auswendig zu lernen. Für Rhetorisches, also für das Wirken von Sprache, konnte ich mich begeistern. Aber es kam zu spät. Die Lücken waren zu groß.

Diese Abhängigkeit von den Zubringerdiensten meines hilfreichen Nebensitzers, einem dieser Hochbegabten, die in allen Fächern brillant sind - und er ist später Physiker und Hochschullehrer geworden -, belastete mich nicht nur während der Schulzeit, sondern noch Jahre danach. Es genügte, dass mich tagsüber irgendetwas an die Schule, dieses Ebelu am Stöckach, erinnerte, um nachts von Alpträumen der Erinnerung an diese Klassenarbeiten geplagt zu werden.

Rückblickend habe ich mich immer wieder gefragt: Was hätte ich machen müssen – um jenseits der schulischen Paukerei – ganz freiwillig und möglicherweise auf kuriosen Umwegen, doch eben auf meine Art dieses Latein und dieses Griechisch zu lernen und es schließlich flüssig zu sprechen und zu schreiben wie eine Muttersprache. Hätte ich das Alte und das Neue Testament, dessen Übersetzung durch Luther ich doch im Kopf und im Herzen hatte, tagtäglich wie ein Brevier auf Latein und Griechisch lesen sollen, bis ich die fremdsprachigen Formulierungen auswendig gekonnt und das biblische Vokabular ganz lässig auch auf Cäsar und Xenophon, auf Tacitus und Thukydides angewandt hätte? Hätte ich mein Tagebuch – und damit für Eltern und alle Verwandten geheim - auf lateinisch schreiben sollen?

Ich denke heute, man lernt Sprachen, weil man sich darauf freut, sie zu gebrauchen in Angelegenheiten, die einen bewegen. In der Schule war das Fatale, dass nichts mich wirklich bewegte, diese – aus meiner Sicht - unnützen alten Sprachen zu lernen. Es gab doch zu allen klassischen Texten vorzügliche Übersetzungen und auf die Idee, dass es noch besserer bedürfen könnte, bin ich gar nicht gekommen.

Unsere Lehrer, insbesondere unser langjähriger Klassenlehrer Dr. Frank Weidauer, haben immer wieder versucht, uns über die Lektüre von großartigen klassischen Texten für das fortgeschrittene Erlernen des Lateinischen und des Griechischen zu begeistern und wir haben vor dem Abitur wirklich Besseres gelesen als „De Bello Gallico“. Ich habe den Unterricht in der Oberstufe in angenehmer Erinnerung, aber es ist eben auch Weidauer, diesem herausragenden Lehrer und politischen Kopf – und er ist später Direktor des Gymnasiums geworden - nicht geglückt, seine Begeisterung für den Urtext der Klassiker des Humanismus auf mich zu übertragen. Ich weiß bis heute nicht, warum ihm dies nicht gelungen ist. Ich denke dabei an den von mir so hoch geschätzten Peter Handke, dem es offenbar in seinem Klagenfurter Gymnasium so viel Freude gemacht hat, diese alten Sprachen zu erlernen, dass er heute noch – ganz, ganz freiwillig – Sophokles „Ödipus in Kolonos“ ins Deutsche übersetzt. Und auch Ulla Hahn berichtet in ihren autobiographischen Romanen „Das verborgene Wort“ und „Aufbruch“ wie die Möglichkeit, die lateinische Sprache und deren Einfluss auf das Deutsche zu erlernen, aus ihr einen aufgeklärten, zum sozialen Aufstieg fähigen Menschen gemacht hat. Warum habe ich Dummkopf in der Schule die Gelegenheit nicht ergriffen und auf irgend eine raffinierte, nur mir gemäße Tour diese Sprachen so nebenbei, fast heimlich gelernt, um den Lehrern mal zu zeigen, wie man mit diesen Sprachen wirklich umgehen kann? Und warum dann nicht die schärfsten politischen Flugblätter gegen die Wiederbewaffnung auf Lateinisch? Gewisserma-

ßen Thesenanschlag am Tor des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums! Irgendeinen Weg muss es doch geben, diese Sprachen zu lernen – ohne „Ludus Latinus“ und ohne Kaegi! Die Kinder in Rom und Athen haben ihre Sprache doch auch ohne diese Paukerei und dieses Deklinieren gelernt und pointiert ihren Willen kundgetan.

Ich glaube aber nicht, dass ich die alten Sprachen wirklich studiert hätte, wenn ich es im Abitur zu glänzenden Noten gebracht hätte. Ich war zwar nicht abgeneigt, Lehrer zu werden, aber Schriftsteller zu sein und Bücher zu veröffentlichen, war für mich von Jugend an das Größte. Die Bücher waren für mich die Schätze der Menschheit. Bücher hatten mir schon als Kind, als ich in der ersten Klasse der Münsinger Grundschule infolge einer Diphtherie zeitweise gelähmt war und die Schule gar nicht besuchen konnte, die Welt erschlossen – Buch um Buch. Ob ich das Lesen weitgehend alleine erlernt habe, weiß ich nicht mehr, aber sicher ist, dass ich beim Lesestoff meinem Alter weit voraus war, auch wenn ich für die literarische Qualität eines Textes noch keinen Sinn hatte und nicht einmal das Genre zu erkennen wusste. Als Kind las ich gerne Räubergeschichten und war hocherfreut, im Bücherschrank meiner Tante, ein Buch mit einschlägigem Titel zu entdecken. Den Autor kannte ich nicht. Bilder gab’s keine und mich wunderte, dass sich alles in Dialogen abspielte. Für meinen Geschmack hätte der räuberische Anteil des Büchleins umfangreicher sein können. Anschließend las ich, nicht in den Gesammelten Werken, sondern als Reclam-Heft „Michael Kohlhaas“ und das war dann schon etwas räuberischer als „Die Räuber“.

Zur Zeit meines Abiturs gab es in meinem Bekanntenkreis niemand, mit dem ich über die Idee, Schriftsteller zu werden, hätte reden können. Ich hatte auch keine praktische Vorstellung davon, wie man das Bücherschreiben lernt. Ich nahm nur an, dass man dies erfahren würde, wenn man an der Universität Deutsch studiert. Ich träumte davon – und ein zielstrebiges Vorhaben konnte man es noch nicht nennen -, später einmal spannende, lehrreiche Bücher zu schreiben.

Meine Eltern ließen mir nach dem Abitur freie Hand. Es genügte, Fächer zu wählen, die es ermöglichen würden, Lehrer zu werden. Und da Geschichte in der Schule mein Lieblingsfach gewesen war, passte die Kombination von Deutsch und Geschichte. Man brauchte ein drittes Fach. Zögernd entschied ich mich für Englisch. Amerikanische und britische Autoren interessierten mich zwar, doch ich meinte, dass man Englisch fließend und korrekt sprechen müsse, um es unterrichten zu können. Dazu musste ich unbedingt in England studieren. Ein reizvolles Ziel. Die USA schienen unerreichbar wegen der hohen Kosten.

Es gab keine Rücklagen, um mein Studium zu finanzieren. Ich ging davon aus, dass ich als Student nur ganz wenig ausgeben und in der freien Zeit meinen Eltern in der Firma helfen sollte. Diese Einkommensquelle der Familie war eine Elektrogroßhandlung, die noch übrig geblieben war, nachdem die großen Firmen, die mein Vater vor dem Krieg vertreten hatte, in der DDR verstaatlicht worden waren. Diese Elektrogroßhandlung war ein Restbestand aus den ersten Anfängen meines Vaters als selbständiger Elektrokaufmann. Doch anders als die Bezeichnung vermuten lässt, war diese Großhandlung nicht groß, sondern vertrieb nur en gros, also im Zwischenhandel, Batterien und Taschenlampen. Mein Vater verkaufte sie aus seinem Auto heraus an kleine Elektrogeschäfte in der Umgebung Stuttgarts. Dieser Kleinkram war für meine Eltern das Kleinvieh, das

auch Mist macht. Kaufmännisch gesprochen: die Rabatte waren für den Zwischenhändler bei diesen kleinen Artikeln viel höher als bei Großgeräten wie Kühlschränken oder Elektroherden, mit denen die wirklich großen Großhändler ihre Reisenden auf die Tour schickten. Diese Reisenden der Großfirmen achteten in erster Linie auf den Umsatz, denn an diesem wurden sie prozentual beteiligt, und nicht auf die Verdienstspanne beim einzelnen Artikel. Doch je kleiner und fummeliger der Artikel war, desto höher war die Verdienstspanne. Prozentual am meisten verdiente man an Taschenlampen- und Fahrradbirnchen. Diese verkaufte der Händler dann aber auch noch einmal so teuer wie er sie eingekauft hatte an die Endverbraucher. Nach der Währungsreform von 1948 hatte mein Vater diese Birnchen in einer gepolsterten Holzkiste mit Deckel auf dem Sattel seines Motorrads NSU-Quick transportiert, die Batterien in einem Anhänger, der eigens geschweißt und mit einem aus Weiden geflochtenen früheren Wäschekorb ausgestattet worden war. Zur Zeit meines Abiturs im Jahre 1956 verfügte die Firma jedoch bereits über einen Kleinbus der Marke Ford.

Meine Eltern arbeiteten ohne Angestellte. Meine Mutter machte die Buchhaltung. Steuern zahlte die Firma Ebert wenig, weil alle Möglichkeiten, Kosten abzusetzen, genutzt wurden. Für Reisetage konnte mein Vater gegenüber dem Finanzamt pauschal Spesen abrechnen. Statt jedoch in Restaurants einzukehren, verzehrte und trank er Eingepacktes. Dieses Verhalten war uns Kindern so selbstverständlich, dass wir es während des Studiums nicht anders hielten und von Minimalbeträgen lebten und sogar auf das subventionierte Essen in der Mensa verzichteten. Wir verzehrten die Grundnahrungsmittel häufig in rohem Zustand. Die Hauptsache war, wir beförderten mit möglichst geringem Zeitaufwand, aber gut gekaut die Vitamine und die Kalorien in der passenden Aufteilung auf Eiweiße, Kohlenhydrate und Fette in den Verdauungsapparat.

Da der Umsatz unserer Firma wirklich sehr gering war, gelang es meiner Mutter, für mich ein kleines Stipendium – ich meine es waren 200 DM im Semester - von der Stadt Stuttgart zu erhalten. Bedingung war, dass ich – um es zu behalten – am Ende des Semesters eine Prüfung zum Erlass des Hörgeldes ablegte. Damals erhielten die Professoren noch für jeden Studenten, der ihre Lehrveranstaltung in sein Studienbuch einschrieb, einen bestimmten Betrag. Es war mir also bereits vor der Immatrikulation klar, dass ich bei der Auswahl der Lehrveranstaltungen auf diese Prüfung zum Hörgelderlass, die so genannte Dekanatsprüfung, zu achten hatte. Da man aber die Lehrveranstaltungen, über die man sich prüfen lassen wollte, selbst bestimmen konnte, empfand ich diese Prüfung zu zwei oder drei Lehrveranstaltungen – sei es schriftlich oder mündlich - nicht als Einengung meiner Lernfreiheit.

Das Sommersemester 1956

Die erste Universität, an der ich mich einschrieb, war die Eberhard-Karls-Universität in Tübingen. Ich wusste zwar schon, dass ich bald einmal die Universität wechseln und schließlich eine größere Zahl von Universitäten kennen lernen wollte, aber Tübingen war nun mal für den Einstieg in das Studium das Nächstliegende. Da uns ein Vetter Hans, der Sohn eines Bruders meiner Großmutter mütterlicherseits, aus Tübingen geschrieben hatte, dass es außerordentlich schwierig sei, in Tübingen ein Zimmer zu bekommen und dass wir mit der Suche viel früher hätten beginnen müssen, stellte ich mich darauf ein, zumindest im ersten Semester täglich mit der Bahn zwischen Stuttgart und Tübingen zu

pendeln. So kam es denn auch. Doch zum 1. Juli gelang es, in Tübingen-Gartenstadt ein Zimmer mit Frühstück zu mieten. Zur Körperpflege erhielt man eine Schüssel und eine große Kanne Wasser. Doch auf dem Weg zur Universität lag das Tübinger Hallenbad, in das ich dann häufig zum Schwimmen ging – wie schon während der Zeit des täglichen Pendelns.

Im Vorlesungsverzeichnis gab es so viel Verlockendes, dass ich trotz des häufig gehörten Rats, mich auf wenige Lehrveranstaltungen zu konzentrieren, die Zeit zwischen dem Eintreffen des Zuges in Tübingen und dessen Rückkehr nach Stuttgart fast pausenlos füllte und zwar ziemlich gleichmäßig mit Angeboten zu allen drei Fächern. Hinzu kam noch eine Vorlesung über Tiefenpsychologie bei Gerhard Pfahler. Er las in der Alten Universität, von deren Vorplatz aus man über eine niedrige Sandsteinmauer auf den Neckar blicken konnte, mein Lieblingsplatz, wenn es doch mal eine Pause gab. Die Vorlesung Pfahlers ist die einzige, die mir heute noch – ohne in meine vielen, ausführlichen handschriftlichen und mitunter auch nachträglich getippten Skripte zu blicken – in lebhafter Erinnerung ist. Pfahler schilderte einen Fall, in dem ein junger Mensch im Traum immer wieder von einem weißen Ball in Angst und Schrecken versetzt wird. Bei der Analyse stellte sich schließlich heraus, dass der Ball für den kahlen Schädel des verstorbenen Großvaters stand – eine Erfahrung, die der Patient nicht verarbeitet, sondern verdrängt hatte. Pfahler war es wichtig, darauf hinzuweisen, dass das Erkennen der Ursache eines Traumas (ich weiß nicht mehr, ob er diesen Begriff auch gebrauchte) noch nicht identisch ist mit der Heilung, sondern nur den Einstieg in die Behandlung ermöglicht.

Ich war sehr neugierig und hörte vieles. Zuvorderst Platon im Auditorium Maximum bei Walter Schulz. Der rundliche Mann war Mitte 40 und erst 1955 nach Tübingen berufen worden. Seine Vorlesung gehörte zum Studium Generale. Hier konnte ich auf Schullektüre zurückgreifen, aber nun sehr viel mehr verstehen. Ich habe auch in den kommenden Semestern keine seiner Vorlesungen versäumt und es beglückte mich, dass dieser große Mann 1979, ein Jahr nach seiner Emeritierung, in seinem abschließenden Werk „Philosophie in der veränderten Welt“ in einer Fußnote noch meine Dissertation zitiert hat, und ich damit gewissermaßen in den erlauchten Kreis der Philosophen aufgenommen wurde. Schulz tat dies sicher, ohne sich an seinen aufmerksamen Hörer zu erinnern. Ich habe mich später bei ihm auch zur Hörgeldprüfung gemeldet, aber damit war ich einer von ganz vielen gewesen.

Im ersten Semester traute ich mir eine Philosophieprüfung noch gar nicht zu und wählte stattdessen eine Vorlesung von Joseph Vogt über Alexander den Großen und eine Übung über berühmte englische Reden, zu denen auch Churchills Ankündigung gehört hatte, dass ein Sieg über die Nazis von den Briten „blood, sweat and tears“, Blut, Schweiß und Tränen, fordern würde. Was mich an dieser kleinen Veranstaltung reizte, war das Angebot des Dozenten, zu einem der Redner eine Biographie zu verfassen. Ich wählte Oliver Cromwell, weil mich dessen Motto „He goes farthest, who not knows, where he goes“ (Der geht am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht) reizte, seinen Lebensweg zu verfolgen. Ich brachte ihm als ernsthaftem Christenmenschen, der im Gebet nach Auswegen suchte, einige Sympathie entgegen und bedauerte ihn, weil er kraft seiner Ironsides, der schwer gerüsteten Reitertruppe, schließlich doch keine dauerhaften Lösungen erzielen konnte.

Um die Geschichte seines Lebens und seiner Zeit zu schreiben, griff ich zu Leopold von Ranke und den Werken anderer britischer und deutscher Historiker, zog mich in der Pfingstwoche in den Obstbaumgarten meiner Eltern in Pleidelsheim zurück, übernachtete im Geräteschuppen und tippte unter Kirsch- und Apfelbäumen auf der neuen Reiseschreibmaschine eine dreißigseitige Arbeit, die übersichtlich gegliedert war und doch ins Detail ging und den für ein Erstsemester überspannten Versuch darstellte, ein Stück englischer Geschichte zu schreiben. Ich fühlte mich als selbständig forschender und beurteilender Historiker und ich hatte das Glück, dass der Dozent diesen Versuch mit Wohlwollen aufnahm und mir gerne attestierte, dass ich eine zum Hörgelderlass berechtigende Leistung erbracht hatte.

Mit Joseph Vogt war weniger gut Kirschen essen. Kommilitonen, die ihn kannten, warnten mich. Er würde mir in der schriftlichen Prüfung keine Chance geben, mich historisch-essayistisch zur Größe Alexanders zu äußern. Er würde den Kandidaten eine lange Liste mit Fragen vorlegen und Detailkenntnisse verlangen. Es gibt über die Zeit der Prüfungsvorbereitungen aus dem Sommersemester – im Unterschied zu den späteren Semestern - nur einen einzigen Bericht (vom 6. Juli) an meine Eltern.

„Schon morgens steige ich über die knarrenden Holzstiegen in den zweiten Stock des alten Universitätsgebäudes. Draußen ist schönstes Badewetter und ich stecke die Nase in alte Schwarten, um mich über die Götter der alten Perser zu informieren und um herauszufinden, ob ein unbotmäßiger Satrap sogleich gekreuzigt oder vorher noch gefoltert worden war. Wenn ich frühmorgens den Lauf durch den Derendinger Wald nicht hätte, würde ich diese Büffelei nicht aushalten. So aber klettere ich schon bei Tagesanbruch auf Waldkirschenbäume und versorge mich bereits vor dem Frühstück, das mir dann Frau Eitelbuß um 8 Uhr aufs Zimmer bringt, mit frischem Obst.“

So ganz habe ich aber auf das Baden doch nicht verzichtet. Rosemarie Lorenzen, die 15jährige Tochter der besten Freundin meiner Patentante holte mich dann schon mal auf meinem Zimmer in der Gartenstadt ab und nahm mich mit ins Freibad. Es war angenehm von den weichen Händen Rosemaries eingecremt zu werden, und ich erwiderte diesen Dienst, aber mehr war dann auch wirklich nicht. Doch der Umstand, dass Rosemarie mit dem Fahrrad zu mir geradelt war, um mich abzuholen, war schon anstößig. Rosemaries Mutter, von uns allen nur Tante Helene genannt, schärfte ihrer Tochter ein, dass es unschicklich sei, einen Studenten auf seinem Zimmer zu besuchen. Mich hat später immer wieder gewundert, dass Rosemarie es mit dieser autoritären Mutter ausgehalten hat und zu einem netten, natürlichen Mädchen heranwachsen konnte. Um sie für einen läppischen Fehltritt, der genau so wenig einer war wie der Besuch auf meinem Zimmer, zu bestrafen, hat diese Mutter der sportlichen Rosemarie zu Weihnachten gerade mal <u>einen</u> Turnschuh geschenkt und ihr den <u>zweiten</u> bis auf weiteres vorenthalten. Meine wirkliche Tante Marle, die Schwester meiner Mutter, war über diese pädagogische Maßnahme so aufgebracht, echt entsetzt, dass sie mir davon erzählte. Rosemarie durfte mich tatsächlich nicht mehr zum Schwimmen abholen, was allerdings nicht ausschloss, dass wir uns im Freibad trafen und uns freuten miteinander zu schwimmen und vom Einmeterbrett zu springen, nebeneinander auf der Decke zu liegen und uns einzucremen. Dabei blieb's – selbstverständlich.

Trotz gelegentlicher Sonnenbäder bestand ich auch bei Vogt die Hörgeldprüfung. Er hat wirklich sehr detailliert gefragt. Dazu gehörte auch die Aufzählung von Namen der Freunde Alexanders. Ich wusste sie alle, aber ich erinnere mich nach 50 Jahren nicht mehr an einen einzigen. Es war alles nur ein Test für unsere intensive Beschäftigung mit der Materie. Da ich alle im Seminar greifbaren Untersuchungen über Alexander und seine Feldzüge gelesen hatte und sich darin vieles wiederholte- griffen die Historiker doch immer wieder auf dieselben Quellen zurück – war das Erlernen solcher Details ein fast unvermeidbares Nebenprodukt der Beschäftigung mit den eigentlich interessanten Fragen wie z.B. nach der Verbreitung der hellenistischen Kultur und der politischen Kontrolle über ein solch riesiges Gebiet.

Eine überraschende Folge meines Eintrichterns von hellenistischer Kleinfakterei war, dass Vogt mich nebst einem anderen Absolventen der Hörgeldprüfung, der später an der Freien Universität mein Kollege als Althistoriker wurde, zur kostenlosen Teilnahme an einer zweitägigen Exkursion seines Oberseminars und seiner Doktoranden nach Augusta Raurica, dem heutigen Basel bzw. Kaiseraugst, einlud. Zusammen mit diesen Kandidaten und Doktoranden besichtigten wir im Liesetal die Villa Munzach, die gerade erst – zwischen 1952 und 1955 - ausgegraben worden war. Ich staunte über römische Mosaike und den Luxus einer Fußbodenheizung. Man bekam richtig Lust, sich am Buddeln der Archäologen zu beteiligen. Im Übrigen lernte ich, dass nach dem Ende des Brauches, die Toten mit Beigaben für das jenseitige Leben auszustatten, die ergiebigsten Fundstätten für den heutigen Archäologen und Historiker die antiken Müllgruben sind, weil dort vieles landete, was zerbrochen oder sonstwie unbrauchbar geworden war, aber sich von Restauratoren wieder zusammenfügen und präparieren lässt.

Als fast genau 40 Jahre später, am 11. März 1996, eine Reisegruppe auf der Fahrt von Jerusalem nach Jericho unterwegs das St. Georgs Kloster besuchte, dessen Klausen hoch am Hang in den Felsen gehauen oder an diesen gelehnt worden waren, erinnerte ich mich an meine erste Exkursion, verzichtete als einziger auf die Besichtigung des Klosters und spazierte stattdessen tief unten am Fuße der hoch getürmten Klosterbauten entlang und erfreute anschließend einen Pfarrer, der seine Konfirmanden zu einer Exkursion ins Heilige Land zu animieren gedachte, mit diversen Fundstücken zerbrochenen Geschirrs, das die Mönche vor hunderten von Jahren kurzerhand durchs Fenster in die Tiefe entsorgt hatten und das nun durch die Anlage eines Weges wieder aufgedeckt worden war. Was ich heraus gekratzt und aufgelesen hatte, war nicht museumsreif, aber doch „echt antik“.

Da ich im Sommer 1956 zwischen Tübingen und Stuttgart pendelte, hat es kaum Gelegenheit gegeben, an den Abenden das übliche studentische Leben kennen zu lernen. Immerhin, eine Verbindung versuchte mich zu „keilen“, d.h. zum Eintritt zu bewegen. Ich war von vornherein skeptisch, doch neugierig. Was ich antraf, stieß mich ab. Es gab Bier und Brezeln. Letzteren sprach ich zu. Doch ein Humpen Bier war mir schon zu viel, und die Vorstellung, dass ich es auf das wiederholte Kommando „ex“ gleich literweise saufen müsste, um mir einen Bierzipfel zu erwerben, fand ich so bizarr wie die dabei abzulassenden Sprüche, in denen auch ein Salamander eine kuriose Rolle spielte. Vollkommen zuwider war mir die Zumutung, bei solchen Bierabenden auf das Kommando eines Fuchsmajors zu hören und diese Bierzipfel bedienen zu müssen. Student sein

hieß in meinen Augen nun mal: Frei über den eigenen Lebensweg entscheiden zu können. Dazu brauchte ich nicht die Anleitung eines Fuchsmajors. Und auf Kommando wollte ich schon gar nichts tun.

Philosophie im Feldwengert

Nach der Exkursion mit den Althistorikern kehrte ich nach Stuttgart in den Schoß der Familie zurück. Ich unternahm keine Studienreise wie im Vorjahr, als ich auf dem altgedienten Firmenmotorrad NSU-Quick in die Lüneburger Heide und nach Hamburg geknattert war und in Vlotho im „Haus der Begegnung“ an einem Kurs zur politischen Bildung teilgenommen hatte. Ich half in der der Firma meiner Eltern und auf den Grundstücken in Pleidelsheim bei der Apfelernte. Sicher habe ich in den Semesterferien auch wieder Bücher gelesen. Es gibt ein Verzeichnis meiner Lektüre, aber dieses vermerkt erst ab Juni 1958 alle von mir gelesenen Bücher und reicht dann bis in den August 1962. Für den Sommer 1956 werden (aus der Erinnerung) in dem Verzeichnis nur die Shakespeare-Dramen „Hamlet“, „Merchant of Venice“, „Macbeth“ und „Othello“ genannt.

Es gibt nur einen festen Anhaltpunkt für meine Tätigkeit in den Sommermonaten. Am 9. August schenkte ich meiner Mutter zum 41. Geburtstag eine Art lexikalisches Stichwort mit dem Titel „Ein kurzer Blick über das Leben von Sokrates“. Sie legte großen Wert auf knappe Informationen. Ihre Lieblingslektüre waren nach dem Krieg die Lux-Lesebogen gewesen, die bebildert im Postkartenformat auf 30 Seiten und für dreißig Pfennig über historische Größen wie Gutenberg und Gandhi, Alfred Nobel und Max Planck, Amundsens Polareisen und über Justus Liebigs Leben und Wirken informierten. Über 400 Hefte dieser Art waren in den 50er Jahre erschienen – alle 14 Tage ein neues. Dreißig hat meine Mutter gekauft und wohl auch gelesen. Das Heft, das sie am meisten schätzte, war ein Lesebogen über die Fugger. Ihr imponierte besonders, dass die Fugger ihren enormen Reichtum auf verschieden Sektoren anlegten. In einem uralten jüdischen Weisheitsbuch habe Jakob Fugger die Mahnung gefunden: „Ein Drittel lege man in Grundstücken an, ein Drittel in Kostbarkeiten, und ein Drittel verwende man als Geschäftskapital.“ Diesen Satz las sie mir vor und kaufte speziell für mich ein zweites Exemplar des Lux-Lesebogens über die Fugger. Sie zog aus dem zitierten Satz den Schluss: Durch die Zeitläufe dürfe auf einen Schlag nicht alles verloren gehen. Das hatte ihr, die im Zweiten Weltkrieg das Ersparte und allen Besitz und sogar die Hauptquelle des Einkommens verloren hatte, eingeleuchtet. Das einzige, das sie wie einen Schatz durch den Krieg gerettet hatte, waren die Familienfotos und Feldpostbriefe gewesen.

Bei schönem Wetter haben wir diesen 41. Geburtstag sicher als Picknick auf unserer Apfelbaumwiese in Pleidelsheim, dem so genannten Feldwengert, gefeiert. Der Name „Feldwengert“ - und Wengert steht schwäbisch für Weingarten oder Weinberg - deutet darauf hin, dass hier wahrscheinlich bis zum Ersten Weltkrieg noch Wein angebaut worden war. Seitdem findet man die Reben nur noch an den Hängen des Neckars, nicht mehr auf flachem Gelände. Doch außer der Bezeichnung erinnert auch heute noch eine ganz aus Natursteinen gemauerte, igluartige Weinberghütte an die ursprüngliche Nutzung der heutigen Apfelbaumwiesen. In diesem Unterstand konnte sich der Feldschütz aufhalten, um von Zeit zu Zeit die Starenschwärme mit seinen Schüssen zu vertreiben. Unser Grundstück mit zwei Reihen aus Apfel-, Birn-, Kirsch- und Zwetschgenbäumen stammte aus dem Erbe meiner Großmutter, der Tochter eines Küfers aus Plei-

delsheim und war unseres beliebtestes Ziel an den Sonntagen. Auf diesem Grundstück stand eine Holzhütte, in der neben den Werkzeugen auch ein Feldbett aufgestellt werden konnte. Ich nutzte diese Möglichkeit, hier zwischen Sägen und Sensen zu übernachten, des Öfteren, um bei Tagesgrauen in Gummistiefeln durch das nasse Gras zum Neckar zu ziehen und zu angeln. Im Sommer 1956 hieß es aber auch Abschiednehmen vom Angelverein Ludwigsburg, dessen Mitglied ich vor sechs Jahren geworden war. Als Student hatte ich keine Zeit mehr zum Angeln und erst zwanzig Jahre später konnte ich in Berlin-Kladow am Groß Glienicker See ein Grundstück mit Badesteg nebst Boot erwerben und wieder angeln, nun schon begleitet von meinen Söhnen.

Ein Text als Geburtstagsgeschenk entsprach – so meinte ich zumindest - auch den Erwartungen meiner Mutter. Sie hatte mich in der Vorstellung erzogen, dass ihre Kinder an Bildung erwerben könnten, was ihr in der einklassigen Dorfschule von Mehrstetten auf der Schwäbischen Alb nicht vergönnt gewesen war.

Kurzer Blick über das Leben von Sokrates

Sokrates wirkte mit seiner Methode des kritischen Befragens scheinbar Wissender während des Peloponnesischen Krieges und der Wirren der Nachkriegszeit.

In dem sich über dreißig Jahre erstreckenden Krieg kämpfte die blühende Handelsstadt Athen, deren Vollbürger (und es gab daneben noch Sklaven) sich demokratisch organisierten, gegen den Militärstaat Sparta, dessen Verbündete hauptsächlich auf dem Peloponnes saßen.

Über das politische Engagement von Sokrates in dieser Kriegszeit wissen wir wenig. Er selbst hat keine Aufzeichnungen hinterlassen. Aus den Schriften seiner Schüler Platon und Xenophon geht hervor, dass er seine Pflichten als Bürger im Heer und in der Volksversammlung in vorbildlicher Weise erfüllte.

Wir sind über diesen Krieg durch den Athener Thukydides, den ersten kritischen Historiker, den die Geschichtsschreibung kennt, gut informiert. Die Athener verloren den Krieg, weil ihr Demokratieverständnis nicht ausschloss, dass private Interessen vor dem Wohl des Gemeinwesens rangierten. So fehlte Athen in schwierigen Situationen die Kraft zum Durchhalten. Parteipolitische Zwiste und unüberlegte Unternehmungen – wie eine Expedition nach Sizilien – hatten die Abwehrkraft Athens geschwächt und schließlich die Niederlage verursacht.

Die Schuld an der Niederlage, die man in der Zersetzung der Demokratie und dem Verlust des Staatsgedankens bzw. der mangelhaften Orientierung am Gemeinwohl sah, gab man den Sophisten.

Sokrates wurde – ganz zu Unrecht – mit diesen gleichgesetzt. Als deren verderblichster Exponent wurde er in öffentlicher Verhandlung zum Tode verurteilt und zwar wegen „Gottlosigkeit und Verführung der Jugend“.

Platon und Xenophon wollen in ihren Schriften zeigen, dass Sokrates verkannt worden ist – und zwar vollkommen. In Wahrheit sei Sokrates der schärfste Kritiker der Sophisten gewesen und in seinen Taten und seiner Lehre eines Stütze des Staates.

Dass die Sophisten in den Verteidigungsschriften Platons und Xenophons keine günstige Beurteilung finden, ist selbstverständlich. Man sollte aber auch die Sophisten nicht für die Niederlage Athens verantwortlich machen, sondern ihr

Wirken möglichst gerecht beurteilen. Dies wird aber dadurch erschwert, dass die wichtigsten Quellen für das Denken der Sophisten die Dialoge Platons sind, also eines Parteigängers von Sokrates.

Die Sophisten waren Wanderlehrer, die gegen Bezahlung das Wissen ihrer Zeit vermittelten. Sie waren die eigentlichen Träger der antiken Bildungsbewegung. Sie wurden erst später durch die von Platon und Aristoteles gegründeten Akademien allmählich verdrängt.

Die Sophisten stellten den Menschen in den Mittelpunkt der Welt und machten ihn zum Maß aller Dinge. Das Fach, in dem sie hauptsächlich unterrichteten, war die Rhetorik, von der sie angeblich behaupteten, dass sie imstand sei, „die schwächere Sache zur stärkeren zu machen". Daneben standen der Unterricht in Sozialethik, also das tugendhafte Verhalten in der Gesellschaft und in Politik, und Forschungen auf dem Gebiet des Rechts und in der griechischen Grammatik.

Nichts von alledem betrieb Sokrates. Er war Privatmann, von Beruf Bildhauer, verheiratet und Vater von mehreren Kindern. Die Sorge für diese überließ er wohl etwas allzu sehr seiner Frau Xanthippe. Deren Name wird bis zum heutigen Tage mit dem Bild einer keifenden Hausfrau, die verständnislos auf die nebenberuflichen, angeblich so wichtigen Tätigkeiten ihres Herrn Gemahls reagiert, verbunden. Doch die Sorge um die Kinder und vielleicht auch um den Betrieb wird keine leichte Aufgabe gewesen sein, und wenn Xanthippe also von Zeit zu Zeit ausrastete und so heftige Vorwürfe erhob, dass diese ihrem Sokrates schließlich den Aufenthalt im Heim vollends verleideten, dürfte sie dafür, wenigstens manchmal, gute Gründe gehabt haben.

Sokrates trieb sich nämlich viel auf dem Marktplatz und anderen gut besuchten Plätzen Athens herum, nein, nicht etwa um - nach Art der Sophisten - schwungvolle, salbungsvolle und wohl gedrechselte Reden zu halten, sondern um eindringliche Gespräche zu führen. Was Sokrates sagte, klang schlicht. Er hielt sich an einfache Beispiele aus dem täglichen Leben.

Mit Sokrates über eine Frage, wie zum Beispiel derjenigen nach den fundamentalen Tugenden, zu verhandeln, wurde aber meist ziemlich rasch unangenehm, weil er seine Gesprächspartner mit seinen Fragen und kritischen Zusammenfassungen des Ausgeführten bald zu dem Eingeständnis nötigte, dass es mit dem Wissen, dessen man sich an Anfang des Dialogs noch so sicher war, nicht weit her sei, ja dass man in Wirklichkeit gar nichts wisse.

Sokrates Eingeständnis bzw. seine persönliche Erkenntnis „Ich weiß, dass ich nichts weiß", zu welcher er auch die Sophisten immer wieder zwang, verschaffte ihm viele Feinde, vor allem unter den Politikern und eben auch unter den Sophisten, diesen so genannten Weisheitslehrern.

Denn wie soll ein Sophist (für ein angemessenes Honorar) seine Schüler zu gerechten und tapferen Staatsbürgern erziehen, wenn er selbst nicht weiß bzw. es nicht zu formulieren vermag, was man unter Gerechtigkeit und Tapferkeit zu verstehen hat?

Dass dem Menschen ein Vorwissen um diese Tugenden eingeboren sein dürfte, bestritt Sokrates jedoch nicht. Eine innere Stimme – und Sokrates sprach von einem daimonion, das man wohl besser mit Gewissen als mit Dämon übersetzt – sagt dem Menschen nur, was er nicht tun soll, gibt ihm aber keine inneren Aufträge zum konstruktiven Handeln.

Der historische Sokrates hat jedoch anders als sein Schüler Platon die Ideenlehre – als deren Vorstufe man die Rede vom daimonion ansehen kann - noch nicht entwickelt. Diese wurde Sokrates erst nachträglich von Platon in den Mund gelegt, wie ja die ganzen Dialoge, die uns Sokrates als Gesprächspartner der Sophisten vor Augen führen, keine wörtlichen Nachschriften sind, sondern Kunstwerke Platons, der seinen Lehrer zum Vordenker seiner eigenen Gedanken gemacht hat.

Nur im Frühwerk Platons, also in den Tugend-Dialogen, in der Apologie, also der Verteidigungsrede, im Kriton und im Symposium (Gastmahl) dürfte noch der historische Sokrates vor uns treten, also der Sokrates, der das Scheinwissen zerstört.

Doch zersetzt ein solcher Mensch, der von sich selbst bekennen muss, dass er nichts weiß, nicht nur? Sind Menschen in ihrem Scheinwissen nicht selbstsicherer, also eher geneigt zum Draufgängertum?

Doch Sokrates konnte nicht anders handeln. Er tat es aus echter Sorge um seine Seele und die seiner Mitmenschen. Das kritische Fragen war für ihn etwas unbedingt Notwendiges. Er stand auf dem Standpunkt: Richtig leben kann nur der Wissende.

Den Weg zur Erkenntnis dieses einzig wahren Wissens gilt es frei zu machen und dies geht eben nur auf dem bitteren Weg der Abräumens von Scheinwissen, selbst wenn dies bei den kritisch Behandelten zur Unruhe führt, ja führen soll.

Diese Unruhe, die aus der Sorge um seine Seele erwuchs, ließ Sokrates immer weiter fragen. Zuhörer und mit ihm Fragende – man könnte von Jüngern oder Schülern sprechen, doch Sokrates bezeichnete sich gerade nicht als wissender Prophet oder Lehrer und darum sollten wir vielleicht bei der Bezeichnung „Freunde“ bleiben – sammelten sich um ihn, trafen sich mit ihm auf dem Marktplatz oder auch bei einem Gastmahl, zu dem ein Wohlhabender einlud. Sie wurden von derselben Unruhe erfasst und hofften zu echten Erkenntnissen zu gelangen. Doch diejenigen, welche durch die Fragen des Sokrates in ihren Geschäften als Weisheitslehrer sich gestört oder gar blamiert sahen, wehrten sich und hetzten, rhetorisch geschickt, wie sie waren, den Pöbel gegen Sokrates auf.

Eine Komödie von Aristophanes, eines Stockkonservativen, mit dem Titel „Die Wolken“, verhöhnte Sokrates nicht nur als einen den Staat zersetzenden Sophisten, sondern ließ ihn auch als echte Gefahr erscheinen.

Sokrates wurde der Gottlosigkeit und der Verführung der Jugend angeklagt – und zum Tode verurteilt. Über diesen Prozess und die Reaktion von Sokrates, der das Gegenteil zu beweisen sucht und provozierend behauptet, dass er eigentlich den Dank des Vaterlandes statt einer Anklage verdient hätte, informiert die von Plato glänzend formulierte Verteidigungsrede, die Apologie.

Das Urteil wurde aber nicht sofort vollstreckt. In Athen war es Sitte, dass solange eine Festgesandtschaft zur Erinnerung der Befreiung der Stadt durch Theseus in Delos weilt, Todesurteile nicht vollstreckt werden dürfen.

So findet Kriton, ein Freund von Sokrates, Gelegenheit, die Gefängniswärter zu bestechen. Sokrates könnte sich dem ungerechten Urteil durch Flucht entziehen. Stattdessen überliefert uns Platon in dem Dialog „Kriton“, wie Sokrates seinen Freunden erklärt, dass er sein Leben lang als Bürger von Athen den Vorteile der Gesetze dieser Stadt in Anspruch genommen habe. Darum müsse er - um der gesetzlichen Ordnung willen - sich jetzt auch dem Urteil beugen, wenn

sich dieses gegen ihn als Individuum wende. Die Gesetze der Stadt stünden über dem Individuum.

Hier muss ich einschieben, dass einem Deutschen dies heute schwer verständlich ist, weil er weiß, wie das positive Recht vom Hitler-Regime benutzt wurde, um seine Schreckensherrschaft aufrecht zu erhalten.

Um Sokrates zu verstehen, muss man sich klar machen, dass in dessen Augen die Gesetze kein menschliches Machwerk sind – wie z.B. die nationalsozialistischen Rassegesetze – sondern die Verkörperung einer göttlichen Ordnung, die er zwar nicht zu erkennen vermag, in der er sich jedoch geborgen weiß. Und das konnte man von den NS-Gesetzen – weiß Gott – nicht sagen. Und weil Sokrates so denkt – und vielleicht weil er schon ein alter Mann ist, der sich von der Flucht aus Athen nichts mehr verspricht – trinkt er - gefasst und über die Tränen seiner Gefährten lächelnd - den Schierlingsbecher – überzeugt von der Unsterblichkeit der Seele, wie Platon in dem Dialog „Phaidon" ausführt. Das ist übrigens der Dialog, über den Professor Walter Schulz, dessen Vorlesungen ich im vergangenen Semester gehört habe, seine Doktorarbeit geschrieben hat.

Mit diesem Text zum Geburtstag der Mutter verband ich die Hoffnung, dass sie zu ihren Lebzeiten, wenn auch noch nicht in naher Zukunft, dazu kommen würde, die Dialoge Platons zu lesen. Und sie bestätigte mich auch immer wieder in dieser Erwartung, indem sie eifersüchtig über das Bücherregal mit den einschlägigen Texten wachte und es mir später übel nahm, dass ich sie nach dem Abschluss meines Studiums in Erlangen – nun schon resignierend - zu meiner ständigen Arbeitsbibliothek zählte und nach Berlin mitnahm. Dabei hätte ich ihr all diese Bücher mit Freuden geschenkt, wenn sie wirklich zu ihnen gegriffen hätte. Wie konnte ich die Tiefe des Grabens, den neun Jahre humanistisches Gymnasium und ein Studium der Geisteswissenschaften zwischen einem Kind und den Eltern aufwerfen, nur so unterschätzen? Meine Mutter hat immer wieder so getan, als ob sie nur auf den Tag warte, an dem sie zu lesen beginnen könnte. Mein Vater war hier bescheidener. Ihm genügten sein Leben lang die „Stuttgarter Zeitung", das Radio und später das Fernsehen. Ich erinnere mich nicht, dass er während meiner Studienjahre ein Buch gelesen hätte. Ich habe ihm dies nicht vorgehalten, weil ich wusste, wie sehr ihn die Reisetätigkeit für seine Firma in Anspruch nahm.

Das zweite Semester in Tübingen: Pflichtprogramm und sportliches Allotria

Ich identifizierte mich mit den Sorgen und Bestrebungen meines Vaters auch insofern, als ich mich zu Beginn des Wintersemesters nicht einfach nach Tübingen-Gartenstadt zu Familie Eitelbuß in die Füllmaurerstraße 27 verzog, sondern den Vater auch während des Semesters noch gelegentlich auf seinen Geschäftstouren rund um Stuttgart begleitete und ihm beim Beladen des Autos und beim Beliefern der Kunden, die ich alle persönlich kennen lernte, half. Die Zeit vor Weihnachten war die Hochsaison, in der dreimal so viel umgesetzt wurde wie in den Sommermonaten. Das Mindeste war, mich zu bemühen, am Wochenende möglichst früh nach Stuttgart zu gelangen. Am 14. November entschuldige ich mich auf einer Postkarte dafür, dass ich am Freitag erst um Mitternacht in Stuttgart eintreffen würde, weil ich für George Bernhard Shaws Schauspiel „Die heilige Johanna" noch eine Karte zum Sonderpreis von 90 Pfennig erhalten hätte.

So musste ich in den Weihnachtsferien einiges nachholen. Kommilitonen halfen mir mit Vorlesungsnachschriften, insbesondere zur Goethe-Vorlesung Professor Zieglers. Hier empfand ich die Lücken aber nicht als gravierend. Es gab genügend Sekundärliteratur. Ich kaufte Emil Staigers dreibändige Goethe-Auslegung und las von Hermann Grimm „Das Leben Goethes“. Im Übrigen zog ich die Lektüre von Goethes Texten, die sich in der Eisenbahn absolvieren ließ, den Interpretationen vor.

Doch für die Hörgeldprüfung hatte ich mir nicht Goethe und Shakespeare, sondern die Verfassungsgeschichte des Mittelalters und eine Auswertung von Memoiren zur Geschichte des deutsch-französischen Krieges in den Jahren 1870/71 vorgenommen.

In Dr. von Hillers Proseminar „Einführung in das Studium der Neueren Geschichte“ schrieb ich eine Arbeit über die Beschießung von Paris unter besonderer Berücksichtigung des 1954 neu erschlossenen Geheimen Kriegstagebuchs Paul Bronsart von Schellendorfs. Hiller war mit meiner Darstellung zufrieden, kritisierte aber einige saloppe Formulierungen. Es gab auch handwerkliche Mängel bei den Anmerkungen. Er beurteilte die Arbeit mit der Note „noch gut“, womit in diesem Fach das Soll der Hörgeldprüfung erfüllt war. Beim erneuten Lesen meiner ersten ernst zu nehmenden historischen Arbeit, muss ich v. Hiller in allen Punkten Recht geben und kann seiner sorgfältigen, detaillierten Kritik nur Respekt bekunden. Er hat mich in den kritischen Umgang mit Quellen vorzüglich eingeführt und insbesondere seine Warnung vor der Zuverlässigkeit von Memoiren hat sich mir eingeprägt. Letztere dienten fast in allen Fällen in erster Linie der Rechtfertigung ihrer Verfasser und man müsse versuchen, sie mit ereignisnahen Dokumenten zu vergleichen. Und zu bevorzugen seien unter den tagesaktuellen Texten dann auch fast immer noch diejenigen, die nicht verfasst worden seien im Gedanken an ihre öffentliche Wirkung und die spätere Geschichtsschreibung.

Den zweiten Teil der Dekanatsprüfung absolvierte ich bei Professor Heinrich Dannenbauer zur mittelalterlichen Verfassungsgeschichte. Ich weiß nicht mehr, wie ich ausgerechnet auf dieses Thema verfallen war. Ich habe nur noch verschwommene Erinnerungen und es ist durchaus möglich, dass mein Wissen um die Konflikte zwischen Kaisern und Päpsten, um die Bedeutung der Hausmacht bei den Kurfürsten und um das Lehnwesen auf spätere Lektüre und nicht auf die Vorlesung Dannenbauers zurückgeht. Wahrscheinlich habe ich dieses Thema gewählt, weil ich meinte, als Historiker müsse man darüber nun mal Bescheid wissen und eine Vorlesung sei der einfachste Weg, sich über einen wenig attraktiven Examensgegenstand zu informieren. Wahrscheinlich kam mir diese Vorlesung zustatten, als ich mich zwei Jahre später in Paris an ein Drama zum Konflikt zwischen dem französischen König und dem Templerorden wagte und das Thema nicht nur „kreativ“, sondern auch nach den Regeln der historischen Zunft zu behandeln suchte. Zur Lektüre von Quellentexten, wie sie die Monumenta Germaniae Historiae imposant im Lesesaal der Universität anboten, verspürte ich allerdings im zweiten Semester noch keine Lust. Zu nah war mir die lateinische Schullektüre. Im Übrigen stand Dannenbauer im Ruf, ein überaus kulanter Prüfer zu sein. Und so war es denn auch. Er hatte sich zur Prüfung auf sein Sofa gelagert und ich wurde nach ein paar Auskünften auch schon bald wieder freundlich entlassen.

Im zweiten Semester hat meine Begeisterung für das Studieren zwar nicht nachgelassen, denn ich war immer noch davon überzeugt, dass die Universität eine wahre Quelle der Weisheit sei. In entsprechender Haltung besuchte ich auch wieder die Philosophievorlesung von Walter Schulz. Doch in anderen Vorlesungen fand ich die Darbietung des Stoffes weit weniger begeisternd. Am 29. Januar schrieb ich mitten in einer dieser Vorlesungen meine wöchentliche, engzeilige und in winziger Schrift gehaltene und beidseitig zu beschreibende Postkarte an die Eltern:

Prof. Beißner teilt uns gerade mit stupender Ausführlichkeit stilgeschichtliche Einzelheiten zu Wielands Jugendgedichten mit. Da kann ich Euch rasch ein paar Zeilen schreiben. Gestern Abend fiel die Goethe-Vorlesung Prof. Zieglers aus und so reichte es mir noch zu einem Großeinkauf: 2 Pfund gelbe Rüben, 1 Sellerieknolle, 1 Pfund Bananen und ein Kopf Weißkohl. Doch damit das warme Essen nicht ganz vom Hasenfutter verdrängt wird, legte mir ein gütiges Schicksal bzw. ein studentischer Langfinger einen Geldbeutel mit zehn Mensamarken in meine Sporttasche. Ich habe den Fund beim Hausmeister abgegeben. Sollte der Eigentümer sich nicht bald einstellen, werde ich gezwungen sein, in der Mensa und im Schlatterhaus so einiges in mich hinein zu stopfen. Jetzt muss ich aber meinen Ernährungsbericht, an dem Euch so viel liegt, unterbrechen. Ich lausche wieder Professor Beißner: Wieland, der Romancier, interessiert mich nämlich mehr als Wieland, der Alexandrinerdrechsler. – So und nun ist Beißners Vorlesung zu Ende und ich kann ruhigen Gewissens weiter berichten: Gestern Abend habe ich es mir gemütlich gemacht. Ich kaute Pleidelsheimer Äpfel, las in Francois Mauriac „Die schwarzen Engel“ und nagte dazu Salzletten (pro Seite eine halbe). Um 22 Uhr war damit Schluss und ich studierte im Lukas-Evangelium noch die so genannte „Feldpredigt“ (im Unterschied zur Bergpredigt“ im Evangelium des Matthäus). Das war mir nach so viel Mauriac ein Bedürfnis, und überhaupt finde ich es sehr lehrreich, die Evangelien nicht häppchenweise, sondern en bloc zu lesen und untereinander zu vergleichen. Davon hat man mehr als sich im Siebenjahresrhythmus der Perikopenordnung, die sich so wundersam zum Vertrieb von Predigthilfen eignet, immer dieselben ausgewählten Bibelabschnitte vorkauen zu lassen. In der „Guten Nachricht“ überzeugt mich nicht alles, aber was hier erzählt wird, ist doch bedeutsamer, klarer, einfach handfester als die Wortgirlanden einiger indischer Schönredner. Ich meine nicht Gandhi, sondern zum Beispiel Sri Aurobindo. Mir sagen dessen Worthülsen nichts, auch wenn sie einige Damen im Meditationskreis um Irene Keller noch so entzücken.

Am Ende dieser Postkarte steht noch ein Satz, der einiger Erklärung bedarf und der eine Vorgeschichte hat. *„Heute Abend um 8 Uhr, wenn ich mit meinem Referat über die Beschießung von Paris hoffentlich fertig bin, gehe ich noch ins Boxtraining.“*

Zur Vorgeschichte gehört, dass ich meinen Eltern schon Anfang Dezember 1956 schreiben wollte, wie ich mich fühle, es aber unterließ oder mich am Wochenende auf mündliche Andeutungen beschränkte. Unter meinen Briefen habe ich jedenfalls nur den Entwurf eines Briefes gefunden, man könnte es auch eine Tagebuchnotiz nennen, wenn nicht immer wieder die Eltern als potentielle Leser angesprochen würden.

Was mir vor allem fehlt, ist Selbstsicherheit. Ich meine damit keinen Mangel an metaphysischer Rückbindung, sondern diese äußerliche, gestische Sicherheit im Umgang mit anderen Menschen, mir denen man zufällig zusammentrifft. Da

kommt es auf die spontane Reaktion an. Fünf Minuten später weiß ich gewöhnlich, wie ich mich hätte verhalten sollen. Doch in dem Augenblick, auf den es ankommt, bin ich hilflos. Es ist nicht so, dass ich mich diesen anderen geistig unterordnen würde, aber mir fehlt dieser Schuss Brutalität, der erforderlich ist, um zurückzuschlagen. Stattdessen neige ich zum Rückzug auf die Position des Noch-nicht-Erwachsenen, der annimmt, dass man ihm sein Versagen noch einmal verzeiht. Statt zu einem Befreiungsschlag auszuholen, erbitte ich Wohlwollen.

Es war am Donnerstag, den 29. November um 21 Uhr – nach einem langen Tag mit mehreren Vorlesungen. Auch den abendlichen Judo-Kurs hatte ich noch absolviert. Zu müde und zu schlapp, um mich noch zu duschen, war ich schwitzend nur noch in meinen Pullover und die steife, schwere Samthose geschlüpft. Die Turnschuhe behielt ich an, aber bücken musste ich mich trotzdem, um meine Lederschuhe unter der Bank hervorzuziehen und in den Turnbeutel zu stecken.

Draußen vor der Turnhalle war es frostig. Doch ob das, was mir ins Gesicht rieselte, nun schon Schnee oder noch Regen war, ließ ich ungeklärt. Es war nur unangenehm. Ich hing mich über den Lenker meines Fahrrads und bewegte mich in Richtung Gartenstadt und verdrängte die Wahrnehmung des feuchten Nass im Gesicht durch die Aussicht auf mein warmes Bett und einen Becher heißer Honigmilch mit Nusskuchen.

Doch noch war ich nicht in der Gartenstadt. Ich musste das mechanische Auf und Nieder meiner Beine unterbrechen, mich vom Sattel herunterhebeln und das tun, was ich täglich tue, nämlich mein Fahrrad aufnehmen und es die Stufen der Bahnunterführung hinab tragen, es unten durch schieben und auf der anderen Seite wieder hoch tragen. Diese Anstrengung lag also noch zwischen der Unterführung und dem Nusskuchen.

Ich griff den Rahmen dicht neben der Satteltasche und trug das Rad die Treppe hinunter, wenn auch nicht so elegant wie üblich. Das Rad ist mehr hinab geholpert, als dass ich es hinab gehoben hätte. Doch auch so kam ich unten an, und der Nusskuchen war mir ein Stück näher gerückt. Den Bahndurchlass unten und ohne Schnee im Gesicht entlang zu gleiten, war geradezu eine Erholung. Auf der Längsstange des Fahrrads sitzend gab ich ihm mit dem rechten Fuß etwas Schwung, wackelte zwar, behielt aber das Gleichgewicht, näherte mich dem Ende des Ganges und bereitete mich seelisch bereits auf das Hinauftragen vor, glitt von der Stange und fasste schon wieder an, dicht neben der Satteltasche, hob das Fahrrad an und …

„So macht man das also!“, war das erste, was ich wahrnahm. Ich fuhr mit dem Kopf nach oben, denn in den Händen hatte ich ja bereits das angehobene Fahrrad. Und alles, was jetzt kam, was ich wahrnahm, was ich sagte und nicht sagte, was ich tat und nicht tat, war nur eins – Niederlage. Drei Stufen über mir stand derjenige, der gesagt hatte: „So macht man das also!“ Ein Polizist, groß, breit, Ende 40. Von seinem Gesicht weiß ich nur noch, dass es wettergebräunt war und auf der Stirn und zu beiden Seiten der Nasenflügel einige Furchen aufwies. „So macht man das also?“ Nun schon mehr fragend und mit erhobener Stimme. Ich hatte nämlich noch nicht reagiert. Ich fuhr auf. Ratlosigkeit! Was tun? – Lächeln! Das war das einzige, was ich zunächst konnte.

„Weißt Du denn nicht, dass Du Dein Fahrrad schieben musst?!“ Ich ließ das Fahrrad langsam aus den Händen gleiten, lächelte immer noch, wenn auch immer hilfloser und dann in einem Versuch von Widerstand, der sich aber des

schmählichen Rückzugs bereits bewusst ist und der dem Gegner nur noch die moralische Rechtfertigung liefert, seinerseits vernichtend zuzuschlagen: „Ja aber ... der Gang war doch ganz leer und ich saß ja nur auf der Stange.“ Ich machte eine Bewegung nach der Seite und halb nach vorn, um an ihm vorbei zu kommen. Doch die Lähmung, die mich überfallen hatte, bannte mich fest.

„Weißt Du denn nicht, was Disziplin heißt?“

Dieses doofe Geschwätz von der Disziplin musste ja kommen! Der Gang war doch leer! Dieses Rindvieh mit seiner Disziplin!

Doch nach außen, was tun? Lächeln! „Ja aber“ sagen. Bloß ein Streben: Vorbei! Weg!

„Wie alt bist Du denn?“

Ohne zu überlegen, antwortete ich „Neunzehn“.

„Was neunzehn! Und weiß noch nicht, was Disziplin ist!“ Und nun in lehrerhaftem Ton: „Als Du noch ein kleiner Bub von ein paar Wochen warst, musste man Dir alle vier Stunden zu Trinken geben. Wenn Deine Mutter Dir nicht alle vier Stunden Milch gegeben hätte, wärst Du verhungert. Das war auch Disziplin!“

Völlig geschlagen von dieser Herleitung der Disziplin im Straßenverkehr, versprach ich in Zukunft mein Rad durch die Unterführung zu schieben. Dabei hielt ich diesen Hohepriester der Disziplin für einen beschränkten Charakter. Doch das Fatale war, dass ich äußerlich vollkommen unterlegen war und dass ich mich hatte regelrecht demütigen lassen. Ich war außerstande gewesen, den gesunden Menschenverstand gegen diese lächerliche Argumentation ins Feld zu führen. Dass er mir keinen Strafzettel verpasste, besiegelte nur noch die Niederlage. Ich gewann freien Abzug als ein Gnadengeschenk, war in Abhängigkeit von ihm geraten.

Ihm nicht zu widersprechen, war sicher das Klügste und am wenigsten Riskante gewesen, aber mir zeigte es meine ganze Feigheit, Schwäche und Unfähigkeit zu schnellen Entschlüssen. Ich ärgerte mich über meine Unentschlossenheit und meine spontane Neigung, mich durch Kuschen aus der Affäre zu ziehen, statt zum Angriff überzugehen. Was hätte ich denn riskiert? Zwei Mark Strafe! Dafür hätte ich ihm aber in wohl gesetzter Rede klar machen können, dass ich zwar als 19jähriger Student noch nicht viel gelernt habe, aber doch in gewissen Situationen den gesunden Menschenverstand zu gebrauchen wisse und dass mir dieser vor der straffen Disziplin gehe und dass ich diesen Standpunkt auch nicht aufzugeben gedenke und dass mir dies einen Strafzettel wert sei. Und dann hätte ich ihn auch noch darauf hinweisen können, wohin im Dritten Reich Disziplin und Gehorsam unter Ausschalten des Verstandes geführt hätten, und ob er denn jetzt durch das Erteilen eines Strafzettels seine damalige Haltung als 19jähriger bejahen wolle.

Doch leider kamen mir diese „kühnen“ Gedankengänge erst später, nachdem ich mich vom Schauplatz meiner Demütigung verzogen hatte.

Soweit der Entwurf eines Briefes an meine Eltern, der ihnen meine Seelenlage begreiflich machen sollte. Doch meine Schlussfolgerung hätten sie nicht begriffen oder offen missbilligt. Ich fand sie ja selbst nicht plausibel. Sie war im Grunde genommen grotesk. Ich hatte es bei dem Beinahe-Zusammenstoß mit dem Polizisten auf keine verbale Entgegnung ankommen lassen. Warum sollte mir jetzt ausgerechnet das Boxen weiterhelfen?

Doch bevor ich dieser Frage nachgehe, will ich noch den Brief zitieren, den ich am 4. Dezember meinen Eltern tatsächlich – statt des nur entworfenen – gesandt habe. Er ist insofern aufschlussreich, als er ziemlich detailliert über mein Studium im zweiten Semester – außerhalb der Vorbereitungen auf die Hörgeldprüfungen - berichtet.

Am Montagmorgen bin ich nicht mit der richtigen Studierlaune, die sich einem wissensdurstigen Studenten ziemt, in Tübingen angekommen. Ich hatte noch nicht genügend Abstand zu der Geschäftswelt gewonnen, in die ich jeden Samstag-Sonntag in Familie und Firma zurückversetzt werde. Ich versuche mich am Wochenende Eurem Leben anzupassen, aber ich bin in Gedanken noch in Tübingen. Und wenn ich nach Tübingen zurückkehre, ist es genau umgekehrt. Ich bin noch in Stuttgart und denke an den Jahresumsatz. Jedenfalls verging am Montagvormittag keine Vorlesung – und ich saß nacheinander in Elektrophysiologie (das gehört zum Studium der Psychologie), bei den Dramen Shakespeares und bei der mittelalterlichen Verfassungsgeschichte -, ohne dass ich gehofft hätte, durch ständiges auf die Uhr sehen, ihr Ende schneller herbeizuführen. Aber ich blieb dabei. Es gibt Mittel, sich gegen das Einpennen zu wehren.

1. *Man kann die Vorlesung mitschreiben. Das ist die vorbildliche Lösung.*
2. *Man bewahrt seine Gesichtsmuskeln vor dem Einschlafen durch anhaltendes Schlecken von Hustenbonbons. Das ist das angenehme Verfahren. Der Nachteil ist: Die Schleimhäute erinnern einen ständig an das noch ausstehende Essen in der Mensa. Und dies veranlasst einen dann schon wieder zum nächsten Blick auf die Uhr.*
3. *Man gähnt – und dass man während des Gähnens nicht einschlafen kann, ist doch auch plausibel.*
4. *Man beobachtet andere beim Einpennen. Das ist die bei weitem lustigste Methode, sich selbst senkrecht zu halten.*

Diese vier Möglichkeiten variierend verbrachte ich den Montagmorgen. Ich kam so einigermaßen zu Rande, wenn auch nicht ruhigen Gewissens. Ich musste immer an Eure Belastungen durch das Weihnachtsgeschäft denken; ich weiß doch nur zu gut, dass bei Euch das Gähnen immer wieder den Schlaf ersetzen muss.

Es sind auch nicht alle Vorlesungen langweilig und meine Mitschriften der Vorlesungen geraten im Wintersemester nicht kürzer als im Sommer, doch mit wachsender Routine gelingt es mir immer besser, das Wesentliche zu notieren. Dabei glaube ich nicht, dass mich dieses Hören von Vorlesungen wirklich weiter bringt. Ich darf nicht nur passiv rezipieren. Ich muss – metaphorisch gesprochen – von der passiven Aufnahme zum Angriff übergehen. Ich muss einen persönlichen Standpunkt gewinnen. Sonst versage ich bei nächster Gelegenheit schon bei lächerlichen Herausforderungen.

Ich besuche nun mehrere Seminare und nicht nur Vorlesungen und setze mich in freien Stunden in die Bibliothek. Das Angebot des deutschen Seminars nutze ich in der Mittagspause. Ich las Benno von Wieses Interpretationen von Grillparzers Novelle „Der arme Spielmann“ und der Erzählungen „Michael Kohlhaas“ von Kleist und der „Judenbuche“ von Annette von Droste-Hülshoff. Ich nehme dieses Verarbeiten von Sekundärliteratur ernst. Ich muss vom Kunstgenuss zum Kunstverständnis gelangen. Ich lese sonst gar zu leicht über die schönsten Stellen hinweg, und dann bleibt von der Lektüre wenig mehr als ein oberflächliches Gesamturteil.

In Germanistik höre ich eine Vorlesung über die Vorklassik. Professor Beißner behandelt die Oden Klopstocks. Diese waren mir bis jetzt völlig fremd. Ich will nicht behaupten, dass solche Oden mich nicht „ansprechen“, um Manfreds neuerliches Lieblingswort zu gebrauchen, aber ich staune, wie so ein Professor zwei Stunden lang über ein paar Verse sprechen kann, denen ich beim ersten Hören ziemlich verständnislos gegenübergestanden bin. Da wird zunächst das Versmaß zergliedert, dann die Dynamik des Aufbaus erläutert, der Inhalt kurz gestreift und schließlich ein Versuch unternommen, die Verse geradezu mathematisch zu gliedern. Man staunt, und manchmal finde ich es sogar interessant. Doch ich habe mich im Verdacht, dass ich die Odeninterpretation mehr als Spaß und Spiel, denn als Wissenschaft betreibe. Mich reizt das Neue, hier also das Instrumentarium der Germanistik. Und da bin ich dann schon wieder misstrauisch. Sind das nicht nur Spielereien in einer Welt, in der man die Sprache in Wirklichkeit braucht, um sich in einer schwierigen oder gar feindlichen Umwelt zu behaupten?

Mit mehr Ernst und innerer Anteilnahme als der Vorlesung über die so genannte Vorklassik folge ich der Vorlesung Gerhard Pfahlers über Entwicklungspsychologie. Das ist die einzige Vorlesung, in der das Leben ganz aufmerksam, ohne Traum und Dichtung beobachtet wird und in der erwartet wird, dass wir uns mit dem Leben um uns herum auseinanderzusetzen. Die anderen Wissenschaften – oder vielleicht auch nur die Professoren, welche diese Wissenschaften vertreten – gerieren selbstherrlich, ein wenig autistisch und gefallen sich in der eleganten Handhabung ihrer Begrifflichkeit.

In Anglistik höre ich weiterhin die Shakespeare-Vorlesung. Doch die Texte sind mir lieber als Müller-Schwefes Kommentare. Da ist es also umgekehrt als bei den Oden Klopstocks, bei denen ich mich mehr für die Kunst der germanistischen Interpretation interessiere.

Dr. Metzgers Grammatik-Vorlesungen bieten mir im Studium der Anglistik-Studium festen Halt. Da wird dem künftigen Lehrer – oder auch nur Liebhaber der englischen Sprache – etwas Nützliches vermittelt. Bei unserem Mr. B (b für butcher), dem früheren Englisch-Lehrer am Ebelu, bin ich in guten Händen; ich bin nicht bloß Objekt der Eitelkeit eines Professors. Heute früh habe ich mich sogar dazu aufgeschwungen, im Seminar ein Sonett William Shakespeares vorzutragen. Es war eine Tortur - wahrscheinlich für alle Beteiligten, vornehmlich jedoch für mich. Doch erstens hatte ich sie freiwillig gewählt und zweitens habe ich sie durchgestanden. Aber fragt nicht wie! Bei der Aussprache dieses sehr klassischen Englisch habe ich mir zwei böse Schnitzer geleistet. Dabei wären sie leicht zu vermeiden gewesen. Ich hatte mir die richtige Aussprache sogar in Lautschrift über die schwierigen Worte geschrieben. Doch im Augenblick des Vortrags krampfte sich in mir alles zusammen, mühsam musste ich das Zittern meiner Stimme beherrschen, machte mechanisch die alten Fehler und war heilfroh, als ich am Schlusspunkt (full stop) angekommen war. Einer kritischen Stellungnahme enthielt sich Mr. B. Hoffentlich entsprang dies nicht nur schonendem Mitleid. Das war mir aber im Moment auch gar nicht wichtig. Ich war nach diesem Übersoll an aktiver Beteiligung mit mir sehr zufrieden. Ich hatte es gewagt, coram publico, wenn auch nur vor der Seminaröffentlichkeit, Englisch zu sprechen.

An diesem Brief wird deutlich, wie unsicher ich mich noch unter den anderen Studenten bewegte, und welche Überwindung es mich kostete, am Seminarge-

spräch teilzunehmen oder mich spontan zu Übungen zu melden. Auf dem Umweg über den Universitätssport hoffte ich mehr Selbstsicherheit zu gewinnen und weil mir mein blamables Verhalten angesichts der bornierten Ausführungen des Tübinger Polizisten zum Thema Disziplin noch in den Knochen steckte, entschied ich mich für das härteste der Angebote im Rahmen des Unisports: das Boxen.

Ich geriet aber nicht unter die Rabauken, sondern unter echte Sportkameraden. Betreut wurden wir von Ihlein, einem Amateurboxer, der es im Halbschwergewicht zu einem Meistertitel gebracht hatte, einem lieben Menschen und Familienvater, dem man bis auf sein demoliertes Nasenbein den Kampfgeist nicht ansah. Wir wurden nicht zum Draufhauen erzogen, sondern wirklich trainiert. Ich lernte Beinarbeit, also die richtige Stellung bei der Konfrontation mit einem Angreifer. Ein Boxer setzt nicht abwechselnd einen Fuß vor den anderen, sondern er gleitet über den Boden. Beim Rechtshänder bleibt dabei der linke Fuß immer vorne. So hat man beim Schlagen wie beim Abfangen von Schlägen immer einen festen Stand. Und das Nächstwichtige ist, dass man die Schläge kommen sieht und mit erhobenen Fäusten abfängt; das Drittwichtigste, dass man drei Runden durchhält und dazu genügend Luft in den Lungen hat. Also Dauerlauf und Seilhüpfen, ohne außer Puste zu geraten. Im Übrigen dann schon auch linke und rechte Gerade auf den Sandsack und so man es schafft, auch mal einen linken oder rechten Haken; doch um Himmels willen keine Schwinger, wie man sie aus den Keilereien John Waynes in diversen Western kennt. Diesen kann man ausweichen, und wenn ein Unerfahrener es mit ihnen versuchen sollte, lassen sie sich mit Geraden oder kurzen Haken beantworten.

Ich ließ mich auf das Training ein. Waldlauf machte ich ohnehin, nun aber mit Mundschutz, um mich beim Keuchen an das Gummizeug, das die Zähne vom Absplittern schützt, zu gewöhnen. Ich boxte meist mit etwas schwereren Kommilitonen, was mich zwang, besonders vorsichtig zu sein und dem Nahkampf auszuweichen. Ich war ziemlich schnell, behielt die Übersicht und kam gut über die Runden.

Ihlein meinte, ich könne schon mal einen richtigen Boxkampf, der gewertet würde, mitmachen. Mir war dies unheimlich, denn ich hatte erst knapp drei Monate (inklusive Weihnachtspause) trainiert. Ihlein beruhigte mich: Der Kampf im Ring gehöre nun mal dazu. Drei Runden à zwei Minuten mit den dick gepolsterten Handschuhen der Amateurboxer à 10 Unzen seien durchzuhalten. Ich sollte nur nach Möglichkeit den Nahkampf vermeiden und falls ein Gegner diesen unbedingt suchen sollte, eben klammern, bis der Schiedsrichter uns wieder trennen würde. Für mein geringes Gewicht sei ich ungewöhnlich groß und so könne ich meine Reichweite nutzen. Das leuchtete mir ein, und so war ich bereit, mich für einen Hochschulwettkampf zwischen der Universität Tübingen und der TH Karlsruhe nominieren zu lassen und zwar im Halbweltergewicht. Das ist gerade mal eine Klasse höher als Leichtgewicht. Ich habe damals um die 60 Kilo gewogen, hatte kein bisschen Fett auf den Rippen, verfügte aber auch über keine überschießende Energie, der ich unbedingt mit Draufhauen hätte Luft verschaffen müssen.

Als am Ende des Semesters der Ring in der Mitte der Turnhalle aufgebaut wurde und ich wusste, dass ich noch am selben Abend durch die Seile klettern müsste, nahm ich's als Bewährungsprobe. Ich wollte mich beobachten und un-

mittelbar nach dem Kampf das Geschehen in einer Eigenreportage festhalten. Dabei ist noch am 22. Februar 1957 der folgende Text entstanden.

„Ring frei! Runde eins!“

Ich lehne in meiner Ecke, die Unterarme leicht auf das straff gespannte Seil gestützt, im Rücken das weiche Polster, das die eisernen Ringe der Seilbespannung bedeckt. Ich versuche Ihlein, meinen Sekundanten, anzulächeln. Es gelingt. Beruhigend klingt mir seine Stimme von hinten im Ohr: „Lass die Linke laufen! Stoß sie ganz durch! So wirst Du den Kampf durchstehen.“

Während ich mechanisch mit dem Kopf nicke, liest der Ringrichter in der Mitte des Gevierts etwas von einem Blatt. Mein Gegner hat den Bademantel abgelegt und ist schon fast in der Mitte des Rings. Ich eile aus meiner Ecke; der schützende Hintergrund des Sekundanten entschwindet. Der Ringrichter wiederholt schnell eine Reihe von Regeln, die wir eigentlich kennen. Ja, Nierenschläge sind nicht erlaubt, aber ich weiß im Moment gar nicht wo die Nieren sind. Aber die treffe ich sowieso nicht. Und dann noch ein bisschen Moralpredigt: „Boxen Sie fair und sauber! Ein technisch guter Kampf ist mehr wert als ein k.o.-Sieg.“ Mein Gegner und ich schütteln uns die Hände, das heißt, wir berühren uns bei den Handschuhen. Er sehr herzlich, ich freundlich, doch etwas zurückhaltender.

Noch einmal zurück in die Ecke. Auch in der gegenüber liegenden Ecke steht einer. Gerade hat er mir noch freundlich die Handschuhe geschüttelt. War's echt? Oder macht er das immer so. 91 Kämpfe hat er schon hinter sich und mir steht mein erster bevor.

„Ring frei! Runde eins!“ Gong! Mein Mundschutz! Ich hab' ihn vergessen. Zu spät. Raus!

Wir gleiten umeinander herum. Ich bin nun ganz ruhig und konzentriert. Immer noch gleitet er weg. Linken Geraden weicht er aus. Dauernd weicht er aus. Meine Schläge gehen ins Leere oder prallen auf seine Handschuhe. Blitzschnell kontert er, aber ich bin auch weg. Doch immer wieder kommt einer seiner Schläge durch. Er sammelt Punkte.

Sobald er beidhändig angreift, versuche ich zu decken, so gut, es eben geht, stoße die Linke heraus und halte ihn auf Distanz. Harte Schläge bekomme ich nicht ab. Immer wieder meide ich den Nahkampf und stoße die Linke vor, auch mal die Rechte. Gelegentlich greife ich sogar an, wenn er seine Linke etwas zu weit zurück nimmt, immer bemüht, mir nur ja keine Blöße zu geben. Schon der erste Schlagwechsel hatte mir deutlich gezeigt: Gegen seine überlegene Technik konnte ich nur in schnellen Vorstößen und noch schnelleren Rückzügen mich einigermaßen verwahren. Ich schlage eigentlich nur linke und rechte Gerade. All die linken Haken und rechten Uppercuts, die wochenlang am Sandsack übte, die Aufwärtshaken, um derentwillen ich mir Finger zerschlagen hatte, auch was ich im Sparring an Finten lernte, kann ich nicht anbringen. Der Untergang im Nahkampf wäre die sichere Folge. So gleiten wir umeinander herum, ab und zu ein schneller Schlagwechsel, doch jedes Mal kann ich mich lösen. Gong!

Zurück in die Ecke. Einer, der nach mir kämpfen wird, wischt mir mit dem Schwamm über Stirn und Wangen. Ihlein massiert mir mit ruhigen, kreisenden Bewegungen die Bauchmuskulatur. Seltsam, wie dies beruhigt und lockert. Ja,

ich habe noch Luft und bin auch noch frisch. Anscheinend habe ich taktisch richtig geboxt. Ich soll ihn nur weiter mit der Linken auf Distanz halten und bei wilden Angriffen mich zu lösen suchen. Gong!

Diesmal greift er an. Gleich eine linke Gerade an den Kopf. Vorsicht! Zurück! Dasselbe Spiel wie in der vorigen Runde. Abtasten mit der Linken, dann seine schnellen Vorstöße. Doch auch durch den Mundschutz bekomme ich noch genügend Luft, bin noch flink auf den Beinen und bin schnell weg, wenn es eng wird. In der neutralen Ecke stellt er mich nun doch, schlägt mit voller Wucht eine rechte Gerade nach meiner Stirn. Abgewehrt. Verflixt – Luft! Seine Linke saß auf den kurzen Rippen. Mein eisernes Training rettet mich. Die Luft kommt wieder. Den Rest der Schlagserie fange ich ab und entwische den Seilen entlang in Richtung gegnerische Ecke. Noch einmal versucht er, mich in die Ecke zu drängen, aber ich habe mich nun schon etwas besser darauf eingestellt und kann sogar kraftvoll zurückschlagen. Ab jetzt wird er vorsichtig und punktet nur noch, stößt leichte linke, nein es waren rechte Gerade in Richtung Magen, und ich greife sogar ein paar Mal an, um nicht eine allzu klägliche Figur abzugeben. Aber da habe ich den Salat: Er kontert und greift nun seinerseits an. Ich bekomme eine aufgebrummt und ein Gemisch von Rotz und Speichel gerät in meinen Hals. Runtergeschuckt und weggetaucht. Gong!

Der kam wie gerufen. Das Zeug war mir zur Hälfte im Hals stecken geblieben. In meiner Ecke werde ich wieder abgewischt und kann den Mund spülen. Den halbwegs runtergeschluckten Schleim bekomme ich nicht allen raus. Ist auch egal. Hauptsache, er würgt mich nicht mehr. „Mach so weiter! In der letzten Runde wird er jetzt allerdings aufdrehen.“

Gong! Letzte Runde! Hoffentlich komme ich heil und ganz darüber weg. In den Kämpfen davor gab es böse k.o.-Niederlagen. Eine Ärztin ist wenigstens da. Was der Ringrichter anfangs sagte, waren wohl doch nicht nur routinemäßige Ermahnungen. Ob sich mein Gegner daran halten wird? Falls er konsequent den Nahkampf sucht, komme ich wohl nicht immer weg. Nach dem bisherigen Kampfverlauf ist ihm der Punktsieg sicher. Beim forschen Nahkampf riskiert er, in meine rechte Gerade hineinzulaufen.

Anscheinend machte sich mein Gegner vor der letzten Runde ähnliche Gedanken. Als wir uns wieder gegenüberstehen, deckt er sorgfältig ab, stößt nur manchmal kurz vor und lässt im Übrigen mich angreifen. Sein schnelles Zurückweichen bewahrt ihn zwar vor meinen Geraden, aber seine manchmal recht wilden Sprünge kosten ihn mehr Luft als mich mein langsames Gleiten auf der inneren Linie in der Ringmitte. Wenn er nur nicht immer wieder Gegenangriffe startete! Mit seiner Rechten schlägt er unheimlich wuchtig nach vorn. Ich sehe diese Art von Schlägen zwar kommen, aber es kostet mich doch alle Kraft sie abzuwehren und da landet er auch schon aus einer Doublette heraus einen linken Haken, den er ganz dicht am Körper hochgezogen hatte, am Kinn. Lösen! Lösen! Ich zucke zurück. Er schaut mich prüfend an. Wenn es mir auch gar nicht danach ist: Jetzt bloß keine Wirkung zeigen! Angreifen! Nicht wild und wütend, sondern konzentriert. Ich treibe ihn zum Seil zurück. Von draußen anfeuernde Rufe. Ich schlage zwar eine Serie von linken und rechten Geraden, aber als sein Gegenangriff kommt, geht er ins Leere. – Gong! Endlich!

Sofort kommt das Ergebnis. „Sieger nach Punkten: Bürkle, TH Karlsruhe“. Wir umarmen uns. Diesmal auch ich herzlich.

Ich könnte den Bericht über das Wintersemester 1956/57 hier schließen, und dann hätte der Leser den Eindruck, dass ich es zwischen Hörsaal und Sporthalle verbracht habe, sofern ich nicht gerade im Pendelzug nach oder von Stuttgart saß. Dieser Eindruck ist insoweit richtig, als ich tatsächlich sehr wenig Zeit an das studentische „Nachtleben“ wandte. Meine Eltern spürten dies. Um die Sorge, dass ich gar zu einsam studieren und die Abende nur hinter Büchern verbringen würde, zu zerstreuen, bemühte ich mich, in einem Brief vom 14. Februar, der parallel lief zum Boxtraining, möglichst alles, was es an Anderweitigem zu berichten gab, locker plaudernd, doch Punkt für Punkt aufzuzählen.

Durch die im Sportbeutel gefundenen und vom Hausmeister mir alsbald wieder ausgehändigten Essensmarken war ich unter Leute gekommen und hatte im Schlatterhaus, einer von der Evangelischen Kirche (in Verbindung mit dem Stift) unterhaltenen Mensa, einige Klassenkameraden aus dem Eberhard-Ludwigs-Gymnasium wiedergesehen: Dieter Ellwanger, Wolfgang Schmid, Rolf Dünnwald und Martin Fischer.

Wir saßen eine ganze Stunde zusammen und erzählten uns Witze und besprachen all die kleinen Studienprobleme: die Zimmersuche, die Prüfungen, die Kontakte zu Verbindungen. Wolfgang Schmid ist bei den „Germanen“ gelandet. Für die früheren Klassenkameraden war ein wichtiges Thema: Mit wem geht man auf einen der Faschingsbälle? Ich berichtete – gewissermaßen ersatzweise - von dem Jazzkonzert, das ich am Vorabend im Festsaal der Neuen Aula besucht hatte. Als Herr Eitelbuß bei der Suche nach einem Sender ganz kurz auch Jazzmusik hören ließ, hatte ich mich an daran erinnert, dass eine Gruppe, die sich „Salty Dogs“ nennt, auftreten würde. Nach einigem Überlegen (Lernen? Warmes Bett? DM 1.20?) hatte ich mich entschlossen, nach Tübingen zurück zu radeln. Ich hätte es nicht tun sollen. Die ersten zwei, drei Stücke waren noch ganz interessant, aber dann hatte ich das Gefühl, dass diese Salzhunde sich nur noch wiederholen. Mal höher, mal tiefer, mal schneller, mal langsamer. Doch immer nur Bearbeitung der Hörnerven. So etwas kann mich nicht zur Ekstase bringen. Die anderen Studenten im übervollen Festsaal wurden von den Rhythmen auch nicht mitgerissen. Die Kapelle hätte schon mehr Einfalls- und Melodienreichtum zeigen müssen, um mehr als wohl abgemessenen Beifall zu erlangen. Niemand fiel es schwer, der Bitte des AStA zu entsprechen, im Festsaal das Pfeifen zu unterlassen.

Wir verabredeten, uns am kommenden Abend in der „Haigerschlampe“ (respektive „Haigerlocher Gasthof“) wieder zu treffen. Nicht alle konnten kommen, aber ich ließ mir diese Gelegenheit, mit Freunden in Tübingen auszugehen, nicht entgehen. Jörg Bossert, Dieter Ellwanger und ich trafen uns also wieder in der „Haigerschlampe“. Das ist ein richtiges Studentenbeizle, in dem man vespern und Bier oder auch Wein trinken kann. Jörg studiert Französisch, obwohl dies im Ebelu nur als Arbeitsgemeinschaft angeboten worden ist. Ich hatte es dabei nicht weit gebracht. Ich fragte ihn aus, wie er seine Sprachkenntnisse nun erweitern und demnächst in Frankreich studieren wolle. Ich habe nämlich erfahren, dass man als Hauptfachhistoriker auch in der Lage sein müsse, in Prüfungen einen französischen Text zu übersetzen. Das wäre – nein, das ist - nun schon die vierte Fremdsprache, die ich lernen muss.

Nachdem ich zwei Stunden an meinem Apfelsaft genuckelt hatte, gingen wir noch ins Kino. „Chicago Call“ – mit Untertiteln. Ihr seht, ich nehme es ernst mit dem Studium. Bis nachts um halb eins lerne ich Englisch!“

Das Englisch lag mir tatsächlich am Herzen und auch ein wenig im Magen, da ich spürte: Mit den paar Übungen und ein wenig Dickens- und Shakespeare-Lektüre wirst du auf keinen grünen Zweig kommen! Dir fehlt der Umgang mit dem gesprochenen Englisch!

Ich hatte in „Chicago Call“ fast nichts verstanden. Ich plante, im Sommer 1958 in London zu studieren, zunächst aber von Tübingen nach München zu wechseln. Das zweite Semester in Tübingen hatte ich zwar nicht in den Sand gesetzt; ich hatte meine Kenntnis der Methoden und auch des Stoffs erweitert, aber ich hatte mich von der Einbindung in die Stuttgarter Familie noch nicht gelöst. Ihre Probleme beschäftigten mich mindestens so sehr wie die Fragen des Studiums. Darum waren der Wechsel des Studienorts und dessen räumliche Distanz zu Stuttgart und zur Familie so wichtig.

2. Kapitel:
Die Probe auf die Selbständigkeit.
Das Sommersemester 1957 in München.

Noch einmal mit dem Vater auf der Hannoveraner Industriemesse

Der häufige Wechsel der Universitäten gehörte in meiner Vorstellung zu einem Vollblutstudium. München sollte nur der erste Abstecher sein. Ein Sommersemester. Das musste genügen. Nach einem Zwischenstopp in Tübingen im Wintersemester 1957/58 war dann ein weiteres Semester in London bereits ins Auge gefasst. Doch so weit meine Gedanken auch schon in die Ferne schweiften, dieses dritte Studiensemester in München war meine erste längere Trennung von der Familie. In Bayern stand ich zum ersten Mal im Leben ganz auf eigenen Füßen. Ich musste alle Entscheidungen selbständig treffen. Telefonische Rücksprachen mit den Eltern und Geschwistern waren nicht vorgesehen, und da ich meine Sparsamkeit und damit die These, dass außerhalb Tübingens zu studieren, kaum teurer sei, unter Beweis stellen wollte, kam ich auch gar nicht auf den Gedanken, während des Semesters auch nur einmal nach Stuttgart zu fahren. Im Übrigen hatte ich mir vorgenommen, mit Hilfe meines Fahrrads so viel als irgend möglich von München und seiner Umgebung zu sehen.

Da ich aber trotz meiner ausschweifenden Phantasie in Gedanken immer wieder bei meiner Familie am Küchentisch saß, mich aber auch als Schriftsteller erproben wollte, verband ich das Hausbackene mit dem Poetischen, notierte vieles und teilte meinen Eltern, den Geschwistern und den Patentanten in langen Episteln oder auch in kurzer Folge auf Postkarten meine Eindrücke und Erfahrungen mit. Im Rückblick scheinen die Dimensionen nicht zu stimmen, doch für den zwanzigjährigen, in der Familie verwurzelten Schwaben war der Wechsel von Tübingen nach München so abenteuerlich wie früher für ältere, weltmännische Studenten die berühmten Bildungsreisen nach Italien. Die drei Sommermonate in München waren meine erste Probe auf die Selbständigkeit.

In München gab es nur eine erste Anlaufadresse. Ernst Ebert, ein entfernter Vetter, arbeitete in der Nähe des Rathauses im Wäschehaus Weinhold. Er hatte sich vergeblich um ein Zimmer für mich bemüht, nachdem ich ihm Anfang April einige Adressen zugesandt hatte. Mein Vater hatte mir geraten, mich an das Vermittlungskontor Imas zu wenden. Der Vetter, Abkömmling eines Bruders meines Großvaters und der Sohn einer von uns sehr geschätzten, in Heidelberg wohnhaften Tante Paula, bot mir nun für die ersten Tage die Couch im Wohnzimmer zum Übernachten an.

Kurz vor der Abreise nach München besuchte ich mit meinem Vater noch die internationale Industrie-Messe in Hannover. Auf der Hinfahrt legten wir in Würzburg eine Pause ein. Auf meinen Wunsch stiegen wir hoch zur Marienfeste, standen auf ihren Wällen und blickten hinab auf den Main und die ihn überquerende Brücke mit ihren Heiligenstatuen. Zum Besuch des Museums in der Feste hatten wir keine Zeit. Das war schließlich keine Bildungsreise. Aus der Sicht

meines Vaters gehörten Messebesuche zu seinem Beruf des Elektrokaufmanns und Generalvertreters von Zulieferbetrieben der Radio- und Elektrobranche. Doch diesen Messebesuch umgab ein Hauch von Wehmut. Warum musste ich in Hannover immer wieder an diesen Blick von den Wällen der Marienfeste auf den Main denken, auf dieses silbern in der Sonne blinkende Band? Hieß es für meinen Vater Abschied nehmen von dem Traum der Firma Ebert & Söhne? Seine Zeit der erfolgreichen Generalvertretungen lag seit dem Kriegsende und der Währungsreform hinter ihm. Die von ihm vertretenen Firmen waren in der DDR verstaatlicht worden, und er hatte sich auf die Belieferung von Elektrohändlern in der Umgebung Stuttgarts mit Taschenlampen und Batterien und kleineren Elektrogeräten umstellen müssen. Doch noch hing er an den Messebesuchen, hoffte vielleicht auf eine neue Chance. Von der ersten Leipziger Nachkriegsmesse hatte er mir noch einen Satz der Messebriefmarken mit Sonderstempeln mitgebracht. Und ich wollte ihm durch mein Mitfahren nach Hannover zeigen, dass mir seine Firma nicht gleichgültig war, auch wenn aus Ebert & Söhne nichts werden würde. Ich dachte mir: So eine Handelsmesse ist für ihn als Kaufmann die säkularisierte Form der Wallfahrt. Und tatsächlich, er war glücklich, mich an seiner Seite zu haben, auch wenn wir fast nur noch so taten, als ob wir erfolgreiche Geschäftsleute wären, die auf der Messe etwas zu erledigen hätten.

Mein Vater nutzte die lange Autofahrt, um mich zu trainieren. Zügiges Steuern eines Ford-Kleinbusses über Landstraßen und über die Autobahn. Eine gute Übung, weil ich als Student kaum zum Autofahren kam. Ein kühner Fahrer war ich nicht, eher etwas ängstlich. Mein Vater meinte, ich zeige vor entgegenkommenden Fahrzeugen nun doch zu viel Respekt; ich solle nicht so scharf am rechten Straßenrand fahren.

Wie gesagt, die Messe selbst reizte mich nicht, mein Studienziel in Frage zu stellen und ein gut verdienender Elektrokaufmann zu werden. Und so schrieb ich am 28.4. von Hannover an meine Mutter:

„Wir sind müde, sehr müde und haben doch erst zwei Hallen besichtigt. Es ist so eintönig. Wir setzen einen Fuß vor den anderen und lassen uns vor lauter Superlativen allmählich von gar nichts mehr beeindrucken, fragen nur trocken nach Rabatten und Mengenboni. Und was haben wir erreicht? Der Inhalt eines Lebenstages ist ein halbes oder zwei Prozent mehr oder weniger bei Heizkissen oder Staubsaugern. ‚Doch mein höchster Lebenszweck ist Sauerkraut und Schweinespeck', dieses Liedchen aus dem Zigeunerbaron, das Papa gerne zitiert, bildet geradezu einen philosophischen Höhenflug im Vergleich zu diesen öden Verhandlungen über Einführungs- und Mengenrabatte."

Als Absender schrieb ich auf die Messe-Ansichtskarte: „Firma Ebert im Wald bei Hannover unter Buchen und hinter Haselnussbüschen." Dort campten wir wild im Ford Transit und erhitzten Erbswurstsuppe auf dem Benzinkocher.

Wegen dieses Messebesuches kam ich erst knapp vor Semesterbeginn nach München, wo ich mich sofort auf die Zimmersuche begab. Ich reiste im Zug - mit einem Koffer und einem Rucksack und dem Fahrrad. Auch die Reiseschreibmaschine in der hellbraunen Ledertasche, die seit dem ersten Semester zu meiner Grundausstattung als Studiosus gehörte, hatte ich dabei.

Unterschlupf beim Vetter Ernst

Die erste Postkarte aus München trägt als Absender noch die Anschrift meines Vetters in der Karl Theodor Straße. Freitag, 3. Mai 1957.

„Unmöglich, all das zu schildern, was ich gestern innerhalb weniger Stunden erlebt habe. Ob München eine schöne Stadt ist oder nicht, vermag ich nicht zu sagen. Wahrscheinlich ist das auch Geschmackssache. Jedenfalls bin ich randvoll der Eindrücke, die ich ordnen will und noch verarbeiten muss. Wenn sich jemand wegwünscht vom warmen Nest, vom gesicherten Zuhause, dann soll er nach München fahren und sich dort auf Zimmersuche begeben!

Ich habe bis jetzt noch nichts gefunden, das man als Schlafgelegenheit mit Arbeitsplatz bezeichnen könnte. Ich spare den Bericht über die Zimmersuche für einen späteren Brief auf. Mein liebenswürdiger Vetter und seine Frau ermutigen mich, so lange zu suchen, bis ich etwas Günstiges gefunden habe. Jetzt am frühen Morgen bin ich gespannt, ob ich bis zum Abend eine eigene Bude gefunden haben werde.“

Unter der Karte steht dann noch als Postskriptum: *„5 Stunden später sieht es günstiger aus. Vermutlich in der Lindwurmstraße. Billig!“*

Die nächste Postkarte vom Samstag, den 4. Mai trägt bereits die neue Anschrift: *„Bei Familie Michael Meyer, München 15, Lindwurmstraße 70.“* Das ist die Ausfallstraße nach Starnberg unweit der Oktoberfestwiese mit der Monstergermanin, dieser Bavaria.

„So nun wisst Ihr, wohin mein Geburtstagpaket zu adressieren ist. Ich fasse bereits Fuß in München, kenne das Stadtzentrum. Nächste Woche kann der Studienbetrieb beginnen.

Diese Postkarte schreibe ich in einem Studentenclubhaus gegenüber der Universität. Etwas so komfortables gibt es in Tübingen nicht. Rund zweihundert Zeitschriften liegen hier aus. Man kann sich in Sessel setzen und lesen. Morgen steht das Deutsche Museum auf meinem Programm, und vielleicht komme ich auch bereits zu einem längeren Brief.“

Für mein seelisches Wohnbefinden in München waren die Postkarten und Briefe meiner Familie äußerst wichtig. Der neunjährige Hans-Martin hatte den Auftrag, regelmäßig an mich zu schreiben, um – im Blick auf die Aufnahmeprüfung ins Gymnasium – seinen Ausdruck und die Rechtschreibung zu verbessern. Diese pädagogische Maßnahme meiner Mutter scheint ihm das Briefeschreiben so gründlich verleidet zu haben, dass er mir danach und bis zum heutigen Tag keinen Brief mehr geschrieben hat.

Wegen der Erinnerungen an mein Elternhaus sind mir diese Schreiben aus Stuttgart heute noch wertvoll, aber ich nehme an, dass dies nur für mich gilt, und darum lasse ich sie im Folgenden beiseite. Auch so enthalten meine berichtenden Briefe noch manche familiäre Bemerkung, von der ich noch nicht weiß, ob ich sie erhalten oder tilgen soll.

Die Zimmersuche. Aus dem ersten Brief an die Stuttgarter Familie

7. Mai 1957

„Seit meiner ersten Postkarte aus München ist schon fast eine Woche vergangen. Damals steckte ich noch mitten in der Zimmersuche und ich hatte weder Zeit noch Ruhe, Euch mehr zu schicken als ein paar Hinweise auf mein Aktionsprogramm, wenn man das Abklappern von Vermittlungsbüros überhaupt mit einem so groß tönenden Wort belehnen darf. Ich versprach Euch einen ausführlichen Bericht. Damit habe ich den Mund reichlich voll genommen: Wollte ich all meine Eindrücke und größeren und kleineren Abenteuer umfassend schildern, müsste ich meinen Brief per Päckchen schicken und Ihr würdet frühestens an

Pfingsten erfahren, was Euer Theo in den ersten 12 Stunden in München getrieben hat.

Ich habe mein Gepäck am Bahnhof aufgegeben und mich dann durch ein für Stuttgarter Verhältnisse unheimliches Verkehrsgewühl zum Marienplatz vorgearbeitet. Dort lehnte ich das Fahrrad neben einen Obststand und ließ mich treiben. Vor dem Rathaus stockte der Strom. 11 Uhr. Die Kuckucksuhr für Kinder und Erwachsene setzte sich ruckelnd in Bewegung. Drohend näherten sich zwei Ritter, die Spieße zum Stoß gesenkt. Doch dann kein Zusammenprall; auf ihre Bahn gebannt, ziehen sie aneinander vorüber, Rücken an Rücken schon und nun ins Leere drohend.

Doch ich bin nicht in München, um Tourist zu spielen und über die Symbolik sich ohnmächtig bedrohender Ritter nachzudenken. „Bader & Schätzel. Immobilienbüro" dahin geht's. Aufzug. 3. Stock. „Wegen Familienfeier ausnahmsweise heute geschlossen." Hier bin ich mit meinem Latein zum ersten Mal am Ende, denn ich habe nur noch die Adresse eines zweiten Vermittlungsbüros. Doch bei „Imas" würde man mir zunächst einmal zehn Mark abnehmen für Unkosten bei Auftragserteilung, wie sie das nennen, wenn man sich ahnungslos schriftlich von Stuttgart aus nach einem Zimmer erkundigt.

Das Wäschehaus, in dem mein Vetter Ernst arbeitet, ist ganz in der Nähe. Im Schaufenster wird gerade dekoriert. Jetzt schon? Nein! Ich gehe vorüber und eher ziellos weiter. Ein Postamt. Warum bin ich nicht sofort darauf gekommen? Fünf im Stadtzentrum gelegene Zimmervermittlungsbüros schreibe ich aus dem Branchentelefonbuch heraus. Es ist 12 Uhr geworden. Ohne schon richtig Hunger zu haben, betrete ich eine Bäckerei und kaufe ein Schwarzbrotkipf mit Kümmel. Mir ist's wie ein kleines Stück München. Zwanzig Pfennige bloß, aber sie beteiligen mich am Leben dieser Stadt; sie sind meine erste Investition.

Am Abend weiß ich: Mit diesem Kipf, den ich langsam und mit seltsamem Genuss verzehrte, bin ich München näher gekommen als durch die Wohnungsmakler und Zimmervermittler, den Zuhältern der Großstadt. Mit knalligen Lettern bemalte Pappschilder weisen einen über muffige Hinterhöfe, ausgetretene Treppen und kahle, schmutzigweiße Korridore in ein noch traurigeres Büro, dessen einzigen Schmuck ein vom vielen Fingertupfen fettiger Stadtplan bildet."

Bei diesem Genrebild muss ich befürchtet haben, dass meine Eltern mir unterstellen, ich würde übertreiben. Ich beharrte darum auf weiteren Details.

„Da ich beim Verfolgen von Pappschilderfährten noch unerfahren bin, lande ich unversehens in der Wurstküche eines Metzgers. Glaubt mir, ich male nicht in zu krassen Farben. Ich mache höchstens einen Fehler. Ich schildere Euch die Vermittlungskontors, wie ich sie jetzt sehe. Ihr betretet das Vermittlungsbüro Bauer anders, als ich es gegen 13 Uhr getan habe. Ihr habt zu Eurem Gegenüber kein Vertrauen mehr. Er ist nicht mehr Euer Helfer, sondern ein ... - ich wiederhole den Ausdruck – Zuhälter. Du gibst ihm dein Geld für ein Versprechen. Ich vertraue dem Wort eines anderen Menschen – oder um es schon etwas vorsichtiger zu formulieren: Ich neige dazu, ihm zu vertrauen.

Jetzt, einige Tage nach dieser Erfahrung, neigt sich die Waage nach der anderen Seite. So leicht die Neigung dieser Vertrauens- bzw. Misstrauenswaage nach der einen oder anderen Seite auch sein mag, hat sich die Schale erst einmal gesenkt, sieht man die Welt mit anderen Augen. Ich habe mich bisher häufig

gewundert, warum Papa die Aussagen anderer so direkt anzweifeln kann. Ich habe ihn nicht verstanden. Und jetzt: Automatisches, man muss schon sagen geradezu reflexhaftes Misstrauen. Ob sich das auch rückgängig machen lässt?

Durch einen dieser traurigen Korridore gelangte ich also ins Immobilienbüro Bauer. Sonst verhaspele ich mich ja leicht beim Vortragen meiner Wünsche, aber dieses Mal ging's ganz glatt:

‚Guten Tag! Ich suche ein Zimmer in der Preislage um 40 Mark, möglichst in der Nähe der Universität.“

Herr Bauer erhebt sich. Mit seinem aufgeschwemmten, man könnte fast sagen teigigen Gesicht macht er keinen männlich sympathischen Eindruck. Er ist so das, was sich ein Bayer unter einem Saupreiß vorstellen dürfte oder unsereiner unter einem Staubsaugerhausierer. Nach seiner Aussprache ist er auch tatsächlich kein Bayer. Dass er keinen Münchener Dialekt spricht, beweist aber fast nichts. Er könnte sich dennoch schon lange in München aufhalten. Er gehört zu den Menschen, die davon leben, nicht vorhandene Werte vorzuspiegeln. So einem fehlt die Verwurzelung in der Heimat und der Muttersprache. Das ist nicht meine Theorie, sondern bezeugte Tatsache: Ich bin noch auf einen anderen, in München aufgewachsenen Zimmervermittler gestoßen, der in seinem Leben nur ein halbes Jahr in Sachsen gelebt hat und der sich jetzt mit Sächseln gefällt, wohingegen meine jetzige Wirtin, die Frau Meyer, die nun schon vierzig Jahre in München lebt und mit einem Münchener Postbeamten verheiratet ist, immer noch unverkennbar ihren badischen Dialekt spricht.

Schwierig sei's augenblicklich mit den Zimmern in München, beginnt Bauer. Die Ausländer trieben die Preise hoch. In ganz München gebe es keine billigen Zimmer mehr. Doch er sei noch in der glücklichen Lage mir ein Zimmer um 40 Mark bei einer sehr netten Frau, ganz in der Nähe der Universität vermitteln zu können.

‚Doch ich habe noch etwas besonders Günstiges für Sie. Heute haben schon mehrere Studenten dort gemietet. Ein internationales Studentenheim. Amerikanische Stiftung. Mit Norwegern, Türken, Indern, Engländern, Amerikanern und Italienern. Da reißen sich die Studenten augenblicklich nur so darum. 55 Mark im Monat. Wie gesagt, ich habe das schon mehrfach vermittelt. Meine Gebühr ist eigentlich 30 Mark, aber ich habe Verständnis für Werkstudenten. Für Sie wär's dann um 20 Mark. Sie schlafen in 3, 4 und 6-Bett-Zimmern. Sie haben einen eigenen Schrank. Ihnen stehen Arbeitsräume und Gasherde zur Verfügung. Das wird Ihnen bestimmt auch zusagen.'

Ich denke an das von dem Deutsch-Amerikaner gestiftete Max-Kade-Studentenheim in Stuttgart und sehe mich fast schon am Ziel meiner Wünsche. Ich würde am liebsten gleich losziehen, bezwinge mich aber.

‚Das würde mich interessieren.'

‚Das dachte ich mir gleich. Die anderen Studenten vor Ihnen waren auch ganz begeistert. Fräulein Maier schreiben Sie bitte den Vermittlungsschein aus!'

Er diktiert seiner Sekretärin etwas, wahrscheinlich die beiden Adressen. Auch meinen Namen gebe ich an. Wozu? Hoppla!

‚Die Vermittlungsgebühr ist doch erst zu bezahlen, wenn die Vermittlung zustande gekommen ist? Oder?'

‚Laut unseren Geschäftsbedingungen ist die Gebühr vorher zu entrichten. Das werden Sie in ganz München nirgends anders finden.'

‚Dann will ich doch lieber verzichten', möchte ich sagen, aber der Staubsaugervertreter lässt mich nicht dazu kommen.

‚Das Internationale Heim wird Ihnen bestimmt zusagen. Wenn ich noch bemerken darf: Das Heim wird nicht nur von Studenten bewohnt, sondern auch von Studentinnen, unter anderen auch von mehreren Norwegerinnen."

Ich unterbreche ihn, sonst hätte er wahrscheinlich noch mit weiteren Details zu diesen nordischen Schönheiten aufgewartet.

‚Sie sprachen eben von Aufenthaltsräumen. Ist dort wirklich konzentriertes Arbeiten möglich und eventuell auch Schreibmaschinenschreiben?'

‚Aber selbstverständlich. Wie ich sagte, ein modern eingerichtetes Heim. Für Musikstudenten steht ein Musikzimmer mit Flügel zur Verfügung.'

Meiner Haltung muss er anmerken, dass ich noch immer nicht überzeugt bin.

‚Und falls Ihnen das Heim wider Erwarten doch nicht zusagen sollte, können Sie auch für 17.50 Mark eine Woche lang mieten. Das ist immer noch billiger als jede Pension. Und Sie bekommen von uns ja auf drei Monate Adressen vermittelt.'

Und ich zahle. Lasse mir auf meinem Stadtplan den Weg zeigen, bedanke mich bei Herrn Bauer und versichere ihm, dass das internationale Heim gewiss das Richtige für mich sei.

Und dann trabe ich los. Am liebsten wäre mir ein Sechs-Bett-Zimmer mit zwei Engländern, einem Inder, einem Amerikaner und auch einem Norweger und sonst noch einem aus einem möglichst fernen Land. Ich stelle mir vor, wie wir abends kauderwelschen. Ich halte mich für einen Glücksvogel und nehme mir tatsächlich vor, Herrn Bauer nochmals aufzusuchen und ihm für seine Hilfe bei der Erfüllung meiner Träume besonders zu danken.

Ich machte meinen Vorsatz später auch wahr, nur war bis dahin bei mir ein gewaltiger Gefühlsumschwung eingetreten.

Das Internationale Studentenheim ist (anders als das Max-Kade-Heim in Stuttgart) kein modernes Hochhaus, sondern ein ziemlich verwitterter, weiß übergetünchter Sandsteinkasten, wie ihn vor hundert Jahren vielleicht ein Geheimer Hofrat oder ein Botschafter am Bayrischen Königshof bewohnt haben mochte. Doch diese Glanzzeiten sind längst vorüber. Von einer Sanierung aufgrund amerikanischer Zuschüsse ist nichts zu erkennen.

Der Heimleiter ist nicht da, aber die Putzfrau – eine bayrische Vertrauensperson, die mir reinen Wein einschenkt. Aufenthaltsräume gibt es nicht, von einem Musikzimmer ganz zu schweigen. Es gibt nur Bettstellen und nicht einmal schließbare Schränke für Kleider und Wäsche. Der Kerl hat mich glatt angelogen.

Noch bleibt mir die Adresse des 40-Mark-Zimmers in Universitätsnähe. Kurzes Aufflackern neuer Hoffnung. Breiteranger? Ist doch an der Isar! Und an einem Seitenarm haben zwei Angler ihre Köder an langen Ruten auf Grund gelegt. Hoffen sie auf Bisse von Barben oder Döbeln? Ich verweile nur kurz. Mit keinem „Petri Heil" gebe ich mich zu erkennen. Meine schon etwas müden Füße beschleunigen sich wieder, aber auch die nächste Seifenblase platzt. Breiteranger 16 ist ein brüchiges Mietshaus. 4. Stock. Kindergeplärr. Ich läute trotzdem. Die Tür öffnet sich, nur halb. Das mürrische Gesicht einer Arbeiterfrau. Klatschnasses Haar, in der Eile mit einem Handtuch umwunden.

‚Ich komme von der Zimmervermittlung Bauer…'

‚Schon vermietet.'

Bums. Tür zu.

An der Isar setze ich mich auf einer Bank neben eine alte Frau, die eine Kittelschürze trägt und sich hier auch ein wenig ausruht. Ich atme tief durch und versuche mich zu entspannen. Dann hole ich den Brotlaib aus dem Beutel, auch so ein gewürztes bayrisches Landbrot und schneide eine dicke Scheibe ab. Die alte Frau schaut mich an und wünscht mir guten Appetit. Mit meinen bisherigen Abenteuern bin ich nicht unzufrieden. Zwanzig Mark sind futsch, doch ich konstatiere eine steigende moralische Entrüstung. Und weiß auch schon den Ort, wo ich diesem sich sammelnden Potential freien Lauf lassen kann.

Noch ein kräftiger Bissen, und der Matchsack fliegt auf den Rücken. Der reißt nicht mehr an den Schultern. Kein Drücken der Schuhe. Na warte! Bloß von dem Kerl sich nicht draus bringen lassen! Keinen Kompromiss schließen! Das bin ich den Studenten, die nach mir anfragen, schuldig. Meine moralische Empörung ist fest gepanzert. Da lasse ich mir mit kleingedruckten Geschäftsbedingungen nichts am Zeug flicken.

Rauf die Treppe und an die Tür gedonnert. Halt, da ist einer drin. Ruhe! – Gut, ich kann warten.

Dann trete ich ein.

‚Herr Ebert, Sie haben gemietet. Ich habe es ja gleich gewusst: Das Internationale Heim wird Ihnen zusagen!'

‚Ich war im Breiteranger. Da war schon vermietet. Und ich war auch' (und das schon etwas gedehnter) ‚im Internationalen Heim. Arbeitsräume habe ich dort keine gefunden, auch kein Musikzimmer, und wenn Amerikaner ein Heim stiften, dann pflegen diese anders auszusehen.'

‚Ja dann wird man die Arbeitsräume jetzt mit Betten ausgefüllt haben.'

‚Arbeitsräume waren da nie vorhanden. Die s o l l e n erst geschaffen werden. So reden Sie sich nicht heraus. Sie haben ganz genau gewusst, dass da draußen im besten Falle eine Notunterkunft ist und kein Studentenheim.'

‚Sie sagen selbst, dass Sie dort mieten können. Tun Sie es doch! Eine Woche 17.50, billiger als jede Pension! Und Sie bekommen ja auf drei Monate Adressen von uns…" und schon will er sich wieder über seine Geschäftsbedingungen verbreiten. Da schneide ich ihm das Wort ab.

‚Darum geht es nicht. Sie haben mir bewusst unwahre Angaben gemacht, die mich überhaupt erst dazu brachten, die Vermittlungsgebühr zu bezahlen.'

‚Sie haben mich da bestimmt falsch verstanden, und darüber dürften Sie sich ja auch im Klaren sein: Die Zeit der hanseatischen Kaufleute ist vorbei!'

Das mit der Hanse, das ärgert mich nun wirklich. Ich habe zwar immer mit Klaus Störtebeker sympathisiert und nicht mit den Hamburger Kaufleuten, aber nun blaffe ich ihn an: ‚Ich weiß jedenfalls, dass mein Vater ein freier Kaufmann ist. Bisher ist er nicht schlecht damit gefahren ist, seinen Kunden die Wahrheit zu sagen. Doch Sie scheinen ja Ihr Geld damit zu verdienen, das Blaue vom Himmel herunter zu lügen und einem dafür 20 Mark abzuknöpfen.'

Jetzt geht er hoch, schießt hinterm Schreibtisch vor und brüllt ‚Raus hier!', packt mich am Arm und will nachhelfen. Darauf habe ich nur gewartet. Ich schreie den Kerl an, er solle mich loslassen und was in einer solchen Situation eben so dazugehört. Das Gebrüll war in Phon schon kaum mehr zu messen. Bauer fuhr bloß so zurück und quäkte dann aus sicherem Abstand:

‚Verlassen Sie mein Kontor. Das lass ich mir nicht gefallen, dass Sie mich beleidigen! Ich zeige Sie an wegen Hausfriedensbruch!'

‚Und ich Sie wegen Betrug. Ich würde mich schämen, mein Geld damit zu verdienen, andere Leute anzuschmieren.'

Draußen bin ich. Hinter mir wettert er die Tür ins Schloss. Schade, das war ein Regiefehler. Das wäre eigentlich meine Aufgabe gewesen. Trotzdem, ich bin mit mir sehr zufrieden.

‚Wen nennst du schlecht: Den, der immer beschämen will!' Oh Nietzsche! Wenn dieser Bauer sich doch nur geschämt hätte, dann würde er dem nächsten Studenten nicht mehr dieselben Märchen erzählen.

Jetzt stehe ich wieder in der Sonne auf der Straße. Mein Gesicht brennt. Theo, Theo, wie kann man sich nur so hineinsteigern! Aber so richtig wirkungsvoll brüllen, kann man halt erst, wenn man sich vom seelischen Feldherrnhügel ins Schlachtengetümmel stürzt.

Doch den Komplizen von Bauer, den Manager des Internationalen Heims will ich mir auch noch anschauen.

Die Sekretärin führt mich ins behaglich eingerichtete Arbeitszimmer.

‚Ja, ich habe Ihre Adresse vom Immobilienbüro Bauer, und ich suche für das Sommersemester ein Quartier.'

‚Bitte nehmen Sie Platz! Sie sind Norweger: Ihre Sprache hat so die feine nordische Klangfarbe.'

Aha, auf die Tour läuft's bei dir. Er ist so der Typ des noch wohl erhaltenen Vierzigers. Lange Locken, ohne graues Haar, gebräunte, gepflegte Haut, charmant, charmant. Auf den ersten Blick gewinnend, doch bei näherem Hinsehen ein ausgeleierter Lustmolch. Ich kann mir nicht helfen, und wahrscheinlich tu ich dem ehrbaren Schauspieler Unrecht, aber er erinnert mich nun mal an Johannes Heesters.

Dieser Konversationsstil, wie der mir liegt: dieses charmante Geplauder, dieses höfliche Gewäsch. Ich stelle mich unwissend, nutze aber bei meinen Fragen schon die Informationen, die ich von der Putzfrau erhalten habe. Er windet sich nur so, aber ich ziehe ihm die Würmer im eigenen Schleim aus der Nase. Aber damit nicht genug, ich lasse mir von ihm selbst seine Luxusapartments zeigen.

Wie der sich unwohl und fehl am Platze fühlt! Hinaus aus seinem gepflegten Büro in die traurigen, öden Schlafräume mit ihren Eisenbetten. Auf Zehenspitze hüpft er die Treppen hinauf und seitwärts, etwas geduckt schiebt er sich in die Zimmer. Zum Donnerwetter, wenn ich mir daneben so einen Jugendherbergsvater in Cordhosen vorstelle!

Ich wahre die Form bis zuletzt, bedauere höflichst, seine Zeit so lange in Anspruch genommen zu haben. So ganz würde das Heim meinen Wünschen nicht entsprechen. Ich wolle es aber im Auge behalten und eventuell darauf zurückkommen.

In der Not frisst der Teufel Fliegen, und für die nun schon mehrmals apostrophierten DM 17.50 mochte diese Absteige mal für eine Woche angehen.

Die Sonne ist inzwischen untergegangen und es wird langsam dämmrig und kühl. Jetzt schneidet der Doppelstrang des Matchsacks in meine Schulter. Nachdem die Spannung von mir abgefallen ist, spüre ich Blei in den Gliedern. Als letzte Adresse bleibt mir für heute nur noch diejenige von Frau Walter.“

Meinen Eltern musste ich natürlich in dem ersten langen Brief aus München nicht erklären, was es mit dieser Frau Walter auf sich hatte. Sie war eine Kollegin meiner Tante Hede, hatte früher wie diese beim Hochbauamt in Stuttgart gearbeitet und war dann aus familiären Gründen nach München umgezogen. Sie hatte meiner Patentante versprochen, mich zu beraten, wenn ich bei der Zimmersuche nicht weiter kommen sollte. Sie aufzusuchen, war das Letzte, was mir an diesem ersten Tag in München noch übrig blieb.

Ich radle in die Lindwurmstraße, doch auf mein Läuten öffnet niemand. Wo kann Frau Walter sein? Wieder stehe ich auf der Straße. Es ist fast schon dunkel. Die Abendglocken läuten. Die Kirche muss gleich um die Ecke sein. Erwachsene und auch Kinder mit Gesang- oder Messbüchern gehen an mir vorüber. Ob Frau Walter auch zur Mai-Andacht gegangen ist? Ich folge den Messbuchträgern und trete ein. Die Glocken verklingen. Das Kirchenschiff ist besetzt. Auch ein Teil derer, die keinen Platz mehr gefunden haben und in den Gängen stehen, kniet nieder. Ich drücke mich in den Hintergrund. Vor mir eine Frau mit einem Baby auf dem Arm. Ich muss lächeln. Gescheiterter kehrt zurück in den Schoß der römisch-katholischen Kirche! Dabei warte ich eigentlich nur auf Frau Walter und darauf, dass der mir unverständliche Wechselgesang sein Ende findet. Doch bei allem protestantischen Skeptizismus, ein wenig Verständnis regt sich in mir doch für das Heimfinden und das Bedürfnis zur Gemeinschaft derer zu gehören, die ihre Blicke auf einen Bestimmten oder etwas Bestimmtes richten, sei das nun ein Priester, ein Marienbild oder verdammt noch mal nur ein politisches Idol – und dann kommt mir mitten im heiligen Gesang doch wieder in den Sinn, dass München einmal die ‚Hauptstadt der (braunen) Bewegung' war.

Frau Walter war nach dem Schluss des Gottesdienstes immer noch nicht da. Doch ich hatte zu einer mich selbst beruhigenden Gelassenheit gefunden und außerdem wusste ich ja, wo ich diese Nacht unterkommen konnte und wo man mich erwartete. Und wie nett Ernst und Gretel mich dann aufgenommen haben, wisst Ihr ja bereits von meiner ersten Karte. Wenn dich oben an der Glastür so ein richtiger Schwab in Empfang nimmt, dann fühlst du dich halt gleich wieder daheim.

Hier kann ich meinen Bericht unterbrechen. Mein erster Tag in München war zu Ende und der folgende sollte sich in einer ganz anderen Atmosphäre abspielen als der vorhergehende."

Wenn ein Schwabe und eine Badenerin sich verstehen und so ein Quartier gefunden wird. Aus dem zweiten Bericht an die Stuttgarter Familie.
9. Mai 1957

Meinen ersten Brief über die Zimmersuche habe ich noch in meinem Zimmer in der Lindwurmstraße 70 geschrieben – mit klammen Fingern auf der Schreibmaschine klappernd. Während der vergangenen Tage war es hier ekelhaft kalt. Dass mein letzter Brief so ausführlich geraten ist, habt Ihr vor allem dem Schneetreiben vor meinem Fenster zu verdanken. So sehr es mich beim ersten Schnee immer hinauszieht, so widerwärtig war mir heuer dieser letzte.

Doch was soll ich noch lang vom Sauwetter schreiben. Es ist vorbei. Ich sitze im Englischen Garten, räkle mich auf einer Bank in der Sonne und bin eigentlich zu träge, um zu schreiben. In die „Faust"-Vorlesung zu gehen, habe ich auch keine Lust. Mir ist so gar nicht faustisch zu Mute. Im Gegenteil, mir ist sauwohl in meiner Haut. Ich genieße die Welt, wie sie sich mir darbietet. Eine Wiese öffnet sich vor mir, in einiger Entfernung schon verschwimmen die Blüten des Löwenzahns zu einem gelben See; erst dicht vor meinen Füßen strahlen die Gänseblümchen hervor. Gestern noch hatte sich der Winter mit seinen Schneekörnern in den zartgrünen Blättchen festgebissen und ihnen winzige weiße Hauben aufgesetzt. Alles abgeschüttelt. Kein braunes Fleckchen zeugt von dem letzten Mummenschanz. Lockere Buschgruppen umrahmen den so leuchtend gelben und grünen Plan, und als ob er dieses Bild eines Frühlingsparks noch zusätzlich beleben wolle, taucht aus einer Baumgruppe ein Reiter hervor, trabt in sanftem Bogen durch die in der Sonne schimmernde Wiese, mischt sich in das Farbenspiel und verschwindet wieder im Gesträuch.

Ich habe mich losgerissen und bin in den muffigen, mittlerweile überheizten Hörsaal zurückgekehrt. Ein Pedell ist nun mal kein Gänseblümchen. Ich habe mir die Geschichte mittelalterlicher Teufelspakte angehört. Anschließend habe ich mich, da gerade nichts anderes geboten wurde, in ein Seminar für Zeitungswissenschaften gesetzt und habe dem Referat einer Kommilitonin, welche die New York Times mit der Londoner Times verglich, zu folgen gesucht. Man sollte überall mal reinschmecken.

Doch die Vorlesungen und den ganzen Universitätsbetrieb schildere ich Euch lieber später, wenn mir das Neue schon vertraut geworden ist und ich mir auch über meinen Stundenplan im Klaren bin. Jetzt werdet Ihr wissen wollen, wie ich zu meinem Zimmer gekommen bin.

Die erste Nacht bin ich also beim Vetter Ernst untergeschlüpft. Gut schmecken lasse ich mir am Morgen das Frühstück, das Gretel uns serviert. Alles pico bello und alles an seinem Platz. Man traut sich kaum ins Brot zu beißen, ohne es vorher mit dem Messer geteilt zu haben.

Mit dieser Operationsbasis im Rücken radle ich wieder los. Noch zwei Vermittlungsbüros suche ich auf, doch ohne rechte Hoffnung. Sie haben auch nichts zu bieten. Und dann wieder zu Frau Walter. Sie führt mich ins Wohnzimmer. Ich atme eine ganz andere Luft. Nicht mehr die höflichen Phrasen wie in den Vermittlungskontoren, sondern wirkliches Bemühen, mir aus der Patsche zu helfen.

Doch so leid es ihr auch tut, mehr als Adressen weiterer Vermittlungskontore kann sie mir nicht anbieten. Sie merkt, dass ich mir davon nichts verspreche, obgleich ich von meinen gestrigen Erfahrungen nur wenig erzählt habe. Hin und her überlegt sie, während ich dasitze und Gebäck knabbere, eine angenehme Beschäftigung, wenn man nicht gerade ein Zimmer sucht. Dann schaut sie auf. Sie strahlt. Ihr muss etwas eingefallen sein. Ich strahle zurück.

„Im Hinterhaus, die Frau Meyer, die hat schon vermietet. Wenn ich bloß wüsst…? Die will nämlich nicht mehr vermieten. Ach was, probieren wir's! – Die Frau Meyer ist ein bisschen geschwätzig und … Na, probieren wir's eben!"

***

„Nee, Frau Walter, vermieten tu ich nimma! Wir sin scho alte Leit und wir braucha unsa Ruh. Wia könna nieman um uns herum braucha. Nee, vermieten tu ich nimma. – Aber nu kommen's mal rein!"

Nun sind wir schon mal im Flur, und Frau Walter scheint nicht aufgeben zu wollen.

„Nee, an Mieta um mich herum, des kann ich nich vertraga, und was mein Mann is, der is ja schwerkriegsbeschädigt, der kann doch so schlecht einschlafa! Gestern, Frau Walter, denken's sich, is a Trepp runna gfalla. Da schauen's. Uffn linka, nee, uffn rechta Oberschenkel, da wo a schwerkriegsbeschädigt is. Ganz blau agschwolla is a. Seen missden se des! – Nee! Un a richtiges Zimma ham wia auch ga nich – höchstens das Wohnzimma. Aba an Dauamieta, des könna ma nich um uns braucha."

„Ja so lang wär's ja gar net. Das Sommersemester dauert ja bloß drei Monat," werfe ich nun ein.

„Ja, Sie redn ja wie wir dahoim."

„Er ist von Stuttgart."

„Wissen's ich bin a Badnerin, von Rastatt. – Ja, drei Monat. S'ist halt doch a lange Zeit. Am Oktobafest, da vermiet ich ja alls. – Aba a Dauamieta? – Gar kei Zimma kriegen's?"

„Noi, sischt ganz aussichtslos. I bin scho alles abg'rast."

„Und s'ischt do so a nedda Bua!"

Mir wird reichlich ungemütlich. Bloß wegen meines netten Gesichts ein Zimmer bekommen! Mich schüttelt es innerlich. So dastehen und mich von Frau Walter anpreisen zu lassen, ist mir das Peinlichste, das mir bisher in München passiert ist.

Und doch habe ich es Frau Walter zu verdanken, dass schließlich…

„Dann schauen's mal rein ins Wohnzimmer. S'ischt halt kei Bett drin, bloß a Couch. Ich würd saga, 30 Mark im Monat, und a paar Schublada könnt ich ja auch noch ausräuma. Wenn Sie scho gar nichts anners finda, na würd ich Sie halt nehma, - wenn's scho beinah von Bada sin, un a so nedda Mensch sin Sie ja aa."

Schon wieder! Furchtbar! Doch Not kennt kein Gebot! Ich muss es halt über mich ergehen lassen, und darf mir meine Zweifel nicht anmerken lassen. Ich verspreche, heute meine Zimmersuche noch fortzusetzen und alle Anstrengungen zu machen, anderswo ein Zimmer zu finden.

Ich tue es auch. Ich gehe zum „Südanzeiger", dem Lokalblättchen des Sendlinger Stadtteils, und erkundige mich nach Annoncen. Sogar ein paar Vermittlungsbüros suche ich noch auf. Ich tu es nicht nur, um mein Versprechen zu halten. Ich will aus der verzweifelten Lage, ein „netter Mensch" sein zu müssen, herauskommen. Doch etwas wirklich Günstigeres zu finden, daran ist im Ernst nicht zu denken.

Diese Nacht schlafe ich noch mal bei Ernst und erst am folgenden Vormittag radele ich zurück in die Lindwurmstraße. Mir schwant, dass Frau Meyer bei meinem erneuten Auftauchen einen Rückzieher machen wird. Und wirklich.

„Herr Ebert, ich hab's jetzt noch mal überschlafen. Nein" (mehr zu sich selbst) „ich nehm kein Dauamieta".

Doch ich habe von Frau Walter gelernt. Es gelingt mir zur Wohnungstür hineinzukommen – und in kurzer Zeit lässt sie sich überreden, mich für drei Monate als Mieter zu akzeptieren.

Damit war eine Wende eingetreten. Frau Meyer entfaltete laufend neue Vorzüge. Ich lernte sie in ihrer Art sehr schätzen. Sie ist ein kleines, wuseliges Frauchen, zwar eine unheimliche Schwätzbas, aber ein ganzer Kerl. Nicht so

verkalkt, verstaubt und überpedantisch, wie man sich die Frau eines Postbeamten vorstellen würde, sondern praktisch, umtriebig und unternehmungslustig. Morgens beim Frühstück – sie macht mir die Milch warm – erzählt sie mir, wie sie „unter der Hand“ ihren Hausrat zusammengeschachert hat. Zu diesem gehört auch ein Leiterwagen, der mir beim Transport meines Koffers sehr zustatten gekommen ist.

Nach Weihnachten, als sie zu ein bisschen Geld gekommen war, hat sie wegen eines Radios annonciert „für schwerkriegsbeschädigten Rentner“ und für 55 Mark auch wirklich einen Radio samt Plattenspieler und ca. 30 Platten erstanden. So ohne Radio wäre es ihr zu einsam gewesen. Sie kauft sich jede Woche die „Hör zu“ und begibt sich dann auf Wellenfang. Sogar Hörspiele und Operettenmelodien hört sie, nicht nur die Nachrichten und den Wetterbericht, wie es Opa tut. Sie hat gelernt, auf ihrem Posten zu stehen. Ihr Mann war schon schwerkriegsbeschädigt und verwachsen, als sie ihn heiratete, und seine Schrumpfleber hat er auch nicht von ungefähr. Jetzt ist er ein Wrack. Er hat eine Rauschgiftentziehungskur hinter sich. Ich habe erst ein paar belanglose Worte mit ihm gesprochen.

Hier wohne ich also und ich kann nicht klagen. Ich hoffe eben, dass Frau Meyers Schwätzvorrat sich allmählich erschöpft. Doch da wage ich keine Prognose. Ich weiß schon, wo ihre sämtlichen Schwestern verheiratet sind, doch sie weiht mich jetzt – annähernd systematisch – auch in die entfernteren verwandtschaftlichen Beziehungen ein, und der Klatsch der Nachbarschaft bietet auch noch einen schier unerschöpflichen Fundus.

So fasse ich Fuß, und München wird mir immer vertrauter. Meine ungeteilte Aufmerksamkeit gilt jetzt nicht mehr bloß Straßenschildern und Verkehrsschutzleuten. Nun gibt es auch Wurstbuden, Obststände, hübsche und weniger hübsche Münchnerinnen und ab und zu ein berühmtes altes Bauwerk. Letztere interessieren mich allerdings weniger. Ich mag sie nur als dekorative Altertümer und weil mir beim Funktionalismus, dem Beton und Glas der Nachkriegsbauten das Heimatliche fehlt.

Als ich am Sonntag im Deutschen Museum war, ging es mir ähnlich. Durch die Hallen mit den modernen technischen Wundergeräten eilte ich hindurch, doch lange verweilte ich in einigen Nischen, in denen Frühformen von Wasserrädern und Webstühlen gezeigt wurden. Ich interessiere mich anscheinend weniger für die Maschinen als für die Menschen, die sie erdacht haben und die mit ihnen umgingen. Und tatsächlich gibt man sich im Deutschen Museum erstaunlich Mühe, die Arbeitsbedingungen der Menschen zu zeigen. Das ganze Kellergeschoss ist als düsteres Bergwerk gestaltet. Da werden Schächte gebohrt und abgeteuft. Vor Ort wird Kohle abgebaut und werden unterirdische Salzseen angelegt. Auch der Abbau und die Verarbeitung von Erzen werden gezeigt, von den Schmelzöfen der Bantu bis zum modernsten Kruppschen Walzwerk.

Von morgens zehn bis nachmittags fünf war ich im Deutschen Museum. So lange braucht man schon, bis man von unter Tage bis zur Sternwarte aufgestiegen ist.

Wie ich das Museum verlasse, fegt ein erster kalter Windstoß die Isar herunter, und ich bin noch nicht bei meinem Fahrrad, da prasselt der Regen schon los, und kalt wird es, eiskalt.

Da ich keinen Regenumhang eingepackt habe, muss ich eine Stunde lang unterstehen. Gegenüber dem Museum lehne ich in einem Hauseingang und be-

obachte vom Treppenabsatz aus die Vorüberhastenden. Das Beizle nebenan füllt sich zusehends. Und mit was für Gestalten! Einer der Burschen sieht aus, als ob er gerade aus dem Gefängnis entlassen worden wäre und im Pfandleihhaus den hellblauen Sonntagsanzug ausgelöst hätte. Die Freundin an seiner Seite passt zu ihm. Um dem peitschenden Regen abzuhalten, hat er die Jacke über den Kopf gehängt, sie den Schal um die Schulter geschlungen, doch – man ist nun mal ein Paar – rennen sie Arm in Arm, dicht an dicht und untergehakt wie bei einem Spaziergang an der Isar, zur Beizentür, die sie – die Tropfen abschütteln – aufreißen und sich in den Dunst stürzen.

Die Zeit wird mir nicht lang. Schließlich radle ich los. Nur noch wenige kalte Tropfen klatschen mir ins Gesicht. Doch sie genügen, meine Augenlider dick anschwellen zu lassen.

So habe ich nichts dagegen, mir von Frau Meyer in der warmen Küche noch eine Story von ihren Hamster-Fahrten ins schwäbische Unterland erzählen zu lassen. Für eine geflickte Hose habe sie damals einen Zentner Äpfel herausgefochten und dann selbst zum Bahnhof geschleift.

Wieder aufgewärmt und abgeschwollen, mache ich noch einen Besuch bei Frau Walter. Ich will mich für ihre Unterstützung bei der Zimmersuche bedanken. Die Pralinen möchte sie zunächst nicht annehmen. Doch ich glaub, gefreut hat sie sich dann doch. An Hand eines Bunten Abends im Fernsehen gibt sie mir dann noch den ersten Bayrisch-Unterricht. Die Schnaderhüpferl muss sie mir richtiggehend übersetzen. Und wie gut ich diese neuen Kenntnisse bald schon anwenden konnte, muss ich jetzt auch noch erzählen.

Am Mittwochabend will ich ins Kammertheater. „Das Tagebuch der Anne Frank“. Es ist noch kalt. Doch ich fahre nun mal überall hin mit dem Fahrrad. So ziehe ich über das langärmlige Unterhemd erst mal den Trainingspullover. Der Reißverschluss erlaubt einen V-Ausschnitt. Darüber das kurzärmlige weiße Hemd mit Schillerkragen. Wie es sich bei Theaterbesuchen gehört, binde ich mir eine Silberkrawatte um und ziehe über das Ganze meinen dunkelblauen, zweireihigen Konfirmationsanzug. Der ist an den Ärmeln etwas kurz, aber in der Taille eher zu weit. Darum war das Unterziehen des Trainingspullovers auch kein Problem. Um keine kalten Beine zu bekommen, habe ich auch schon Trainingshosen untergezogen. Ich meine, es gibt ein Spottlied zum Thema „Überzieher“. Der Unterzieher würde sich vielleicht auch als Vorlage eignen. Nur den sieht man eben nicht.

Wie auch immer, die Etikette ist gewahrt. Doch Karten gibt es keine mehr. In der Oper nebenan spielt man „Carmina Burana“ und „Die Kluge“. Carl Orff – das ist meine Kragenweite! Und ich ergattere auch noch eine Studentenkarte für Einemarkzwanzig. Das letzte Klingelzeichen. Mittlerweile erhitzt, sinke ich auf meinen Platz. Parkett, 11. Reihe. Nicht schlecht! Und schon wird es dunkel. Ich warte auf die ersten Orffschen Klänge. Xylophon, Triangel und dergleichen. Doch keine Ouvertüre. Nun vermisse ich auch den Orchestergraben. Denke, die machen das vielleicht auf der Bühne. Der Vorhang hebt sich. Lateinische Vagabundenlieder? Pustekuchen! Bayrisch! Von wegen Oper! Ich sitze im Residenz-Theater in einer Ludwig-Thoma-Premiere. Es gibt unangenehmere Überraschungen. So was gehört vielleicht zu den Entdeckungsreisen in München.

Die erste Semesterwoche diente dazu, in einige Vorlesungen zu schnuppern. Seminare wollte ich in München keine besuchen. Man braucht diese, um exa-

mensrelevante Scheine zu erwerben und um die Prüfer kennen zu lernen. Doch die Examina würde ich wahrscheinlich in Tübingen und sicher nicht in München absolvieren. Vielleicht war diese Seminarabstinenz auch nur eine Ausrede. Ich wollte mich in München und Umgebung umsehen, häufig ins Theater gehen und an den Wochenenden nicht über Seminararbeiten sitzen. Es reichte schließlich, dass ich am Ende des Semesters zum Inhalt dreier Vorlesungen eine mündliche Prüfung ablegen musste, um das Hörgeld erlassen zu bekommen.

Am ersten freien Wochenende (17./18./19. Mai) radelte ich der Isar entlang zum Tegernsee, übernachtete in der Jugendherberge in Scharling bei Rottach-Egern und unternahm eine ganztägige Bergtour zum Setzberg und Risserkogel. Nach einer weiteren Übernachtung in Schliersee wollte ich noch zur Brecherspitze aufsteigen, doch es begann zu regnen und ich war froh, mich in den Schutz einer Almhütte verkriechen zu können, um beim Schreiben von Postkarten abzuwarten, bis der Regen sich verzogen hatte und ich nach München zurück radeln konnte. Zu einem ausführlichen Bericht verspürte ich keine Lust. Bei günstigerem Wetter wollte ich die Tour wiederholen.

Auch für das nächste Wochenende plante ich einen Ausflug. Von diesem wollte, ja sollte ich meiner Familie ausführlich erzählen. Die äußere Form des Berichtes stand mir nicht ganz frei. Meine Mutter hatte mir aufgetragen, so zu schreiben, dass der Brief den größtmöglichen Lerneffekt auf meinen neunjährigen Bruder Hans-Martin ausübe. Als ob ich aus der Ferne ihm noch helfen könnte, die Aufnahmeprüfung am Dillmann-Gymnasium zu bestehen! Ich unterwarf mich aus Familiensolidarität dieser Pflichtübung, wenn es mir auch nicht wohl war bei dem Gedanken, auf diese Weise mich vor den pädagogischen Karren unserer Mutter spannen zu lassen. Andererseits versuchte ich, das Bestmögliche aus dieser Vorgabe zu machen und meinem Bruder so zu schreiben, dass es den armen Kerl amüsieren und auch die anderen Verwandten unterhalten würde.

Radtour zum Schloss Nymphenburg und ins Dachauer Moos

München, 15. Mai 1957

Mein lieber Hans-Martin,

das Familien-Projekt unserer Mutter „Fitness-Training für die Aufnahmeprüfung“ lässt auch mich nicht einfach ins Grüne radeln. "Es grünt so grün, wenn Münchens Blüten blühen!" Aber nein, aber nein, meine Gedanken und Beobachtungen haben pädagogisch wertvoll zu sein. Und damit es nicht nur auf Dich niederträufelt, sich in Dich trichtert, Dich bis zum Platzen mit Wissen aufpumpt wie einen Ballon, hat alles sanft und gefällig vor sich zu gehen. "Mit Euch, mein Bruder, zu spazieren, ist ehrenvoll und ist Gewinn." Und dabei würde ich Dir am liebsten, so Du es denn schon verstündest "Aus dem Leben eines Taugenichts" (von Joseph von Eichendorff) vorlesen.

Den lieben Gott lass ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd und Himmel tut erhalten,
Hat auch mein Sach aufs best bestellt!

So aber werde ich Dir brüderlich-pflichtbewusst einen
a) von vornherein pädagogisch wertvollen,
b) zur Landschaftsbeobachtung und -beschreibung anregenden,
c) mit historischen, botanischen und geographischen Hinweisen angereicherten und Dich darum
d) vorzüglich zum deutschen Aufsatz befähigenden Brief
über meinen jüngsten Radausflug zum Schloss Nymphenburg schreiben.

Bei einem solchen Brief wird nicht einfach hingeschrieben, was man so sieht. Das muss auch erklärt werden; da muss man begreifen, warum und wie etwas an seinen Platz gekommen ist. Und auch Fremdworte darf man nicht scheuen, denn - um diese nachzuschlagen - hat ein angehender Oberschüler ein Konversationslexikon.

Also - und damit fängt jede bedeutende Rede an, wie unser Deutschlehrer süffisant zu kommentieren pflegte - also, am vergangenen Samstag war wunderbares Wetter. Durchsichtig blau. Doch kann man wissen, ob sich ein Wolkenflöckchen nicht doch in Windeseile in eine düster drohende Wolkenbank verwandeln wird? So packte ich zu meinem halben Brotlaib nebst Käse auch noch einen Regenumhang in den Tornister, den ich auf den Gepäckständer schnürte.

Ins Dachauer Moos wollte ich radeln. Auf der Karte findest Du es nord-westlich von München. Denke aber bei Moos nicht an grüne Polster unter Kiefern, geeignet für das Ausfüttern von Nestern für Ostereier! Gemeint ist eine weite moorige Fläche. Moos ist ein altes Wort für Moor. Vor ein paar hundert Jahren war der ganze Norden von München noch ein solches riesiges Moos. Nur ab und zu mal eine dürftige, saure Wiese und ein schotteriger Höhenrücken. München liegt auf einer Kiesebene, angeschleppt vor Hunderttausenden von Jahren durch die Ausläufer eines Gletschers. Unter dem Kies befand und befindet sich noch eine wasserundurchlässige Lehmschicht. Der Regen und das Schmelzwasser des Gletschers konnten nicht als Grundwasser versickern. Und über Tausende von Jahren entstand dann aus absterbenden Grasschichten und niedrigen Tümpeln das Moor. Doch dieses ist im Zuge der immer weiteren Ausdehnung der Großstadt München verschwunden. Jetzt findest Du das Moor nur noch viele Kilometer außerhalb Münchens, an ganz abgelegenen, eher versteckten Stellen.

Der erste Anlaufpunkt meiner Radtour war das Nymphenburger Schloss. Es wurde an einer Stelle errichtet, an der es vor 200 Jahren auch nichts anderes gab als Moor und Heidekraut und ein paar wilde Rosen. Und warum wurde ausgerechnet in dieser Wildnis ein Schloss gebaut? Das klingt wie der Anfang eines Märchens, einer bayrischen Dornröschen-Geschichte.

Also, vor mehr als zweihundert Jahren lebte in München der Kurfürst Ferdinand Maria. Er hatte schon viele Jahre gekurfürstet, war darüber grau geworden und hatte immer noch keinen Sohn, der sein Nachfolger hätte werden können. Seine geliebte Gemahlin war eine Prinzessin aus Savoyen und hieß Henriette Adelaide, und hatte auch schon ein paar echte graue Haare unter der weiß gepuderten Perücke. Doch alte Liebe rostet nicht, und so kam das lang erwartete Söhnlein zur Freude des kurfürstlichen Paares und angeblich auch des ganzen Bayernlandes unter die Bayern und wurde zunächst mit kurfürstlich-mütterlicher Milch und später mit Weißwürsten, süßem Senf und Malzbier aufgezogen. Aber der kurfürstlich-bayrische Babyernährungsplan tut hier - im Blick auf Nymphenburg - nichts zur Sache, wenn man von der erfreulichen Tatsache ab-

sieht, dass der Sohn wuchs und gedieh und wie viele bayrische Kurfürsten wamperte Behäbigkeit, respektive barocke Würde und Dicke erlangte. Aus kunsthistorischer Sicht war der springende Punkt, dass der hocherfreute Vater dieses Sohnemannes sein Gelübde wahr machte, die Hoftheatinerkirche stiftete und seiner Gattin Henriette Adelaide ein großes Stück Moos und Heide für den Bau eines Landsitzes zum Präsent machte.

Aber erst Max Emmanuel, der Sohn, der seinem Vater tatsächlich auf dem Throne folgte, konnte den Plan eines kurfürstlichen Landsitzes realisieren. Er beauftragte einen reisenden italienischen Baumeister namens Antonio Viscari mit dem Bau eines Lustschlosses im Stile des Rokoko. Doch nur in einem Märchen lassen sich solche Lustschlösser genialisch ausdenken und über Nacht hinzaubern. Tatsächlich dauerte alles viel länger und tatsächlich ging es unter kurfürstlicher Herrschaft auch nicht sanft und milde zu wie im Märchen, wo die Könige liebenswürdige Trottel sind und nur Sorgen mit dem Verheiraten ihrer Töchter haben. Die kurfürstliche Wirklichkeit war hart, bisweilen sogar grausam. Die bayrischen Heinzelmännchen waren Untertanen, die in jahrzehntelanger, mühsamer, schlecht bezahlter Arbeit das Lustschloss errichteten. In Moor und Heide wurde ein Park angelegt, nachempfunden dem Schloss und Park des französischen Sonnenkönigs vor den Toren von Paris. Und wozu? Damit auch in Bayern sich Hofdamen und Höflinge wie in Frankreich kurfürstlich amüsieren konnten. Die Herrschaften wohnten auch gar nicht ständig im Dachauer Moos. Nur ab und zu kutschierten oder ritten sie aus München hinaus nach Nymphenburg, um dort zu jagen oder ein glanzvolles Fest zu feiern.

Auf ihrer Prunkgondel ließ die kurfürstliche Familie sich den Kanal entlang rudern. Lampions beleuchteten die Ufer. Durch den Sprühregen gewaltiger Fontänen schimmerte den Höflingen und den Damen in ihren Reifröcken das Schloss entgegen - hell erleuchtet von Hunderten von Kerzen. Hinauf stiegen sie in den großen Salon. Dort speiste der Kurfürst mit seinen Gästen an der mit weißem, doch kunstvoll bemaltem Porzellan und silbernem Besteck gedeckten Tafel, aber nicht mehr Weißwürste mit süßem Senf, sondern Fasan mit Bourdeau aus Frankreich. Und am anderen Morgen sah der Hofstaat dann durch die hohen Fenster hinüber zum fernen München mit seinen Kirchtürmen und hinaus ins flache Land mit seinen verstreuten Gehöften.

Der Park war ein Fremdkörper im Moos, nicht der Landschaft angepasst, sondern am Reißbrett mit Zirkel und Lineal entworfen und als Arrondierung der Schlossarchitektur dem Umland implantiert. Alles abgekupfert in Versailles beim absolutistischen Herrscher Frankreichs, dem Sonnenkönig Ludwig XIV. Das ganze Ensemble war so unbayrisch wie irgend vorstellbar. Nix Gamsbart und nix Seppelhose. Die Gartenanlage mit ihren zurechtgestutzten Buchsbaumhecken und ihren abgezirkelten Wegen entsprach haargenau der Welt der Perücken, der Reifröcke und des wohl einstudierten, scharwenzelnden, höfischen Zeremoniells.

Das war zu viel des Französelnden. Es blieb nicht dabei. Aus England rührende Einflüsse wurden spürbar. Dort regnet es häufig; Wiese, Wald und Strauch gedeihen üppig - auch unter Nebelvorhängen. Und Nebel stieg auch hierzulande aus dem Moos. Und mit ihm die nächste kurfürstliche Vision: der Traum eines englischen Gartens. Hinter dem Nymphenburger Schloss findet man heute freie Baumgruppen, schattige, verhangene Fußwege und dann wieder weite Durchblicke. Unvermutet öffnet sich eine sanft geneigte Wiese, an deren Fuß ein stiller

Teich und – siehe da - gegenüber am anderen Ufer ein kleines Schlösschen, fast nur ein Pavillon, halb verborgen unter knorrigen Eichen und hinter zartgrünen Weiden, ein ideales Plätzchen für heimliche Begegnungen, die es an fürstlichen Höfen auch gegeben haben soll. Und doch auch hier, welch ein Prunk und welch ein Glanz im Inneren des Lustschlösschens Amalienburg!

Die Handwerker, die all diese Wunder des Rokoko schufen, wurden nach heutigen Maßstäben miserabel bezahlt und lebten in primitiven Hütten, denen man nicht im entferntesten ansah, dass ihre Bewohner in der Lage waren, Prunkschlösser zu bauen und auszustatten. Und dieser schreiende Unterschied zwischen Arm und Reich, zwischen Adeligen und Handwerkern wurde allein damit legitimiert, dass die Fürsten doch von Gottes Gnaden inthronisiert seien und darum die Untertanen der Obrigkeit gehorsam zu sein hätten. Ein Hohn auf Jesu Evangelium für die Armen. Doch welcher Hofprediger wagte dies schon zu bemerken? Nur selten klangen Protest und Mahnung in einem Kirchenlied an. "Fürsten sind Menschen, vom Weibe geboren..."

Seit dem Bau von Nymphenburg sind gerade mal zweihundert Jahre vergangen. Viele der damals mächtigen Fürstengeschlechter sind ausgestorben, und andere haben es lernen müssen, auf den alten Glanz zu verzichten. Aber das Merkwürdige ist: Wir, die Nachfahren der schlösserbauenden Handwerker - und Dein Urgroßvater war Maurer und Dein Großvater ein Zimmermann - können heute diese Schönheiten von innen bewundern. Sie gehören uns, dem Volk. Hätten die damaligen Landesherren sie nicht zu ihrem bloßen Vergnügen mit dem Schweiße ihrer Untertanen gebaut, könnten heute wir, die Nachfahren der Geschundenen und unter der Steuerlast Stöhnenden, nicht durch diese Parks flanieren und staunend durch die mit zierlichem Schnitzwerk ausgekleideten, vom Golde blinkenden Spiegelsäle auf unseren Filzpantoffeln schlittern![2]

Eines der Parkschlösschen, die Pagodenburg, birgt eine Überraschung. Der kleine Saal in seinem Innern ist mit lauter blau-weißen Delfter Kacheln ausgeziert. Doch dies sind keine einfachen glasierten Fliesen, sondern Porzellanplatten, die in des Kurfürsten höchsteigener Porzellanmanufaktur auf Schloss Nymphenburg hergestellt wurden. Porzellan war damals ein wichtiges, ein wertvolles Handelsgut. Porzellangefäße waren nicht einfach Geschirr, das waren Preziosen. Doch die Geschichte des deutschen Porzellans und das ist die Geschichte eines kurfürstlich-sächsischen Goldmachers, der seinen Hals rettete, indem er statt des versprochenen Goldes die Herstellung von Porzellan zum zweiten Mal entdeckte und damit das chinesische Monopol der Porzellanherstellung brach, will ich hier nicht erzählen. Es wäre eine lange, abenteuerliche und leider am Schluss immer noch traurige Geschichte. Deine Mutter kennt sie und auch Dein Bruder Manfred. Und das ist dann die Geschichte vom Meißener Porzellan, obgleich die erste Werkstatt des Goldmachers Böttger gar nicht in der Stadt Meißen stand, sondern auf der Burg Königstein am Rande der Sächsischen Schweiz.

---

[2] Tagebuchnotiz am Donnerstag, 2. Dezember 1999

Illustrationen zum Radausflug nach Schloss Nymphenburg

Noch im Auktionshaus Bassenge, um das (preisgünstige) Varia-Angebot zu studieren. Aus Diesels Werk "Erlustierende Augenweide in Vorstellung Herrlicher Garten- und Lustgebäude" (Augsburg um 1720)interessieren mich zwei Blätter, die "Prospect und Perspektive der grossen Cascade" des Schlosses Nymphenburg zeigen. Die beiden Radierungen könnten meinen Brief über den Besuch des Schlosses Nymphenburg im Sommersemester 1957 illustrieren. Der Schätzpreis ist DM 600. Ich biete DM 420 und erhalte den Zuschlag.

Der sächsische Kurfürst hatte Angst, dass ihm sein Porzellanmacher entfliehen könnte. Wie gesagt, eine lange, eine spannende, eine traurige Geschichte.

Gerne wäre ich auf einer der schattigen Bänke im englischen Garten von Schloss Nymphenburg sitzen geblieben und hätte Histörchen vom kurfürstlichen Hofe gelesen, aber dies entsprach nicht meinem Vorhaben. Ich wollte vor Abend weiter, hinaus ins Dachauer Moos. Mein Weg führte vorbei an der Blutenburg, einem friedvollen, efeuumrankten Mauerwerk inmitten einer Wiesenfläche und umflossen von einem weidenbeschatteten Bächlein. Wie ist die Burg nur zu ihrem schaurigen Namen gekommen? Blütenburg könnte sie heißen! Gelb blühten der Löwenzahn und der Huflattich auf den Schotterhalden am Fuße der Burg.

Endlich blieben die Bauernhäuser zurück und vor mir lag das Dachauer Moos. Heute ist es kultiviert, auch entwässert. Drainagen machten es möglich. Nur die schwarze Erde der Felder erinnert daran, dass hier sich einst sumpfige Flächen ausbreiteten und unter Binsenpolstern Rinnsale glucksten.

Diese längst vergangene Urgeschichte des Mooses suchend, bog ich immer weiter von der Straße ab und quälte mein Fahrrad über schmale, kiesige Pfade. Und dann fand ich sie, die windzerzausten Buschgruppen, die einsamen, gekrümmten Birken. Nur dem Wipfel zu leuchten ihre Stämme noch weiß, unten schützt den Stamm eine raue, rissige Borke, in die sich im Winter der Frost gekrallt hat. Keine Felder mehr, nur noch die mit schwarzbraunem Wasser gefüllten Löcher der Torfstiche. Daneben klapprige Schuppen, in denen der Torf bis zum Winter zum Trocknen gestapelt wird. Hauptsache, der Regen wird vom Dach noch abgehalten. Durch die Ritzen darf der Wind pfeifen und den Torf trocken pusten.

Torf ist ein uraltes Heizmaterial. Ein Torfbrikett wird mit einem speziellen Messer, das einer U-förmigen Schaufel gleicht, gestochen. Torf besteht aus lauter Pflanzenteilchen, die aber infolge der anhaltenden Feuchtigkeit sich nicht zersetzen, sondern alle Fasern konservieren, eine Schicht über der anderen und alles dicht verfilzt. Ein Moor wird manchmal zur Ausgrabungsstätte. Man stößt auf Moorleichen, also Menschen, die im Moor versunken sind oder dort bestattet wurden. Ich lege Dir ein Stückchen bei, aber keine Bange, nicht einen Lederfetzen von der Kleidung einer Moorleiche, sondern nur eine Schicht tausendjähriger Wiese aus einem Torfbrikett.

In den Bächen, die durch das Moor fließen, gibt es sogar Forellen. Angler versuchen sie mit künstlichen, aus Tierhaaren und Federn geknüpften Fliegen zu fangen. Sie befestigen diese Fliegenimitationen an einem Perlonvorfach, welche das Endstück einer glatten, schweren und doch schwimmenden Schnur bildet, die mit Hilfe einer peitschenartig biegsamen Rute in der Luft wie ein riesiges, quer liegendes S bewegt wird, bis sie dann der Angler schießen lässt, und sich die Fliege ganz natürlich auf die Wasseroberfläche senkt. Ein überaus kunstvolles, elegantes Verfahren. Es ist faszinierend, die Fliegenfischer zu beobachten. Sie tragen Joppen mit vielen Täschchen, in denen sie flache Schachteln mit Fliegen, Zangen und sonstige Utensilien unterbringen. Ihre Gummistiefel reichen bis zur Hüfte, damit sie bachaufwärts waten können und am Ufer hochragenden Brennnesseln nicht ausweichen müssen. Doch leider ist keine Forelle nach den herabschwebenden Fliegen gestiegen. Ich hätte den Fang gerne für Dich fotografiert.

Die Amper entlang bin ich dann von Dachau nach Freising geradelt. Nette kleine Dörfer. Die Bauern legen ihren Stolz darein, den Verputz ihrer Häuser

immer wieder zu weißeln und die grüne Farbe der Fensterläden nicht abblättern zu lassen. Eine heile Welt. Doch unweit war auch das berüchtigte Konzentrationslager, dessen berühmtester Gefangener im Dritten Reich der Berliner Pastor Martin Niemöller war. Und in diesen traulichen Dörfern spielen auch die Bauernerzählungen von Ludwig Thoma, dem bayrischen Nationaldichter. Dessen "Lausbubengeschichten" solltest Du unbedingt einmal lesen. Sehr lustig, und ein kritischer Kopf war Thoma auch.

In Freising habe ich in der Jugendherberge übernachtet. Ausgerechnet an diesem Wochenende mussten die katholischen Verbindungen in Freising ein Treffen haben! Commers nennt sich eine solche lautstarke, bierig-bärige Veranstaltung. Um 4 Uhr morgens sind die letzten in der Jugendherberge eingelaufen. Ich hatte das geahnt und war am Abend sehr zeitig zu Bett gegangen. Als die letzten Nachtschwärmer eintrafen, hatte ich bereits ausgeschlafen und konnte mit den Vögeln aufstehen. Deren Strophen waren dem im Schlafsaal nun einsetzenden Geschnarchel bei weitem vorzuziehen.

Es hatte in der Nacht geregnet, und ein frischer Wind wehte mir um die Ohren, als ich wieder losfuhr, quer durchs Erdinger Moos - irgendwie auf München zu, mich an dessen Kirchtürmen orientierend. Ich will auf solchen einsamen Radtouren nicht alles planen, möchte mich auch mal von Unbekanntem, Unerwartetem verlocken lassen.

Sehr ergiebig war diese Fahrt ins Blaue jedoch nicht. Ich geriet an einen großen Speichersee des Isartalkraftwerkes. Drei dutzend Fischteiche. Öde Betonränder, kilometerlang schnurgerade aufgeschüttete Dämme. Die Vögel hatten meine ästhetischen Bedenken nicht. Der Wasserspeicher hatte Erlen und Weiden teilweise unter Wasser gesetzt, und dieses unzugängliche Dickicht von Wipfeln erwies sich als Wasservogelparadies. Blässhühner, Enten, Haubentaucher und sogar Zwergtaucher konnte ich in meiner Vesperpause beobachten.

Und dann ging es der Isar entlang, durch die Hirschau und Münchens Englischen Garten hinter der Universität wieder heim in mein Studentenzimmer in der Lindwurmstraße an der Oktoberfestwiese. Den Münchener Englischen Garten hat Kurfürst Karl Theodor anlegen lassen, und das war damals der erste Park, der nicht nur der Hofgesellschaft, sondern allen Münchnern zur Erholung dienen sollte. An der großen Reitwiese ist auch meine Lieblingsbank, wenn ich bis zur nächsten Vorlesung eine Pause habe und weiter in Eichendorff oder Novalis lesen möchte.

Einige Postkarten habe ich auf meiner Radtour gekauft und auch ein paar Fotos geknipst. Aber vielleicht macht es Dir mehr Spaß, Dir selbst vorzustellen, was ich alles gesehen habe und es dann mit Deinen Stiften zu zeichnen. Im nächsten Brief will ich Dir dann von meinem Besuch im Tierpark Hellabrunn berichten.

Und nun liebe Grüße an alle, die mit Dir diesen langen Brief lesen werden.
Dein Theo

Eine Gewaltkur und ihre Folgen

Mein kleiner Bruder hat unter dem Druck und der Anleitung der Mutter auf diesen und andere, kürzere Briefe auch geantwortet. Wenn ich im Folgenden einige dokumentiere, dann geschieht dies nicht, weil hier aufregende Geschichten erzählt würden. Hans-Martins Briefe offenbaren, unter welch mütterlichem Er-

wartungsdruck alles geschah und wie schwer der kleine Junge sich tat, seine eigene Fantasie auszuleben. Ansätze für solchen Freiheitsdrang sind aber immerhin – auch in der gecoachten Form der Briefe – noch zu erkennen.

Bei den folgenden Briefen lässt sich kaum unterscheiden zwischen den Stellen, die er selbständig geschrieben und denen, die er unter der Anleitung seiner Mutter formuliert hat. Korrigiert wurde ohnehin jede Zeile. Wenn in einem Falle die falsche Schreibweise (briema statt prima) stehen blieb, dann wurde dies nur ausnahmsweise zugelassen, um den authentischen Charakter der Briefe zu suggerieren und den Leser zu amüsieren.

Aus eigenem Antrieb hätte Hans-Martin ganz bestimmt keinen einzigen Brief an mich geschrieben. Und gegen ein solches Verhalten eines Neunjährigen wäre an und für sich gar nichts einzuwenden gewesen. Kinder schreiben in diesem Alter normalerweise keine Briefe. Sein Briefeschreiben war von vorne bis hinten eine gesteuerte, wenn nicht gar erzwungene Angelegenheit. Rechtfertigen lässt sich dieses Verfahren vielleicht im Blick auf das Ziel der Aufnahme in die Oberschule, aber man darf sich über den unselbständigen Charakter dieser Briefe und die langfristigen Folgen solcher Dressur keine Illusionen machen. Meines Erachtens hat dieses (anhaltende!) intensive Helfen und Bedrängen sein Selbständigwerden im späteren Leben schwer behindert und ist wahrscheinlich auch der tiefer liegende Grund, dass wir beide, mein Bruder und ich, uns im späteren Leben entfremdeten. Hans-Martin blieb bis auf einige Heimlichkeiten bis zu ihrem Tode im 85. Lebensjahr der gehorsame, vielgeliebte Sohn der Mutter. Sie machte ihn schließlich zum Hüter, faktisch zum Verberger ihres gesamten Nachlasses an Schriftstücken und Fotos und ließ mir den Zugang zu allen Dokumenten in ihrer Wohnung untersagen, ein Zumutung, der sich Hans-Martin bis zum heutigen Tag unterworfen hat, nicht aus Heimtücke, sondern weil er nicht in der Lage war, Ordnung in den Nachlass zu bringen. Er versprach mir zwar die Fotos aus meiner Kindheit und Jugendzeit, also aus Jahren, die er nicht miterlebt hat, aber er hat das Versprechen nicht gehalten. Er teilte mir nur noch mit, er habe den Nachlass „professionell verpacken“ lassen. Wahrscheinlich wurde alles in Umzugskartons gesteckt und (unbeschriftet) gestapelt. Selbst die Tagebücher von Dr. Sibylle Adis, der Mutter seiner beiden Kinder Jil und Max, gab er nicht heraus, als diese sich von ihm trennte.

Eine Familientherapie, die von meinem jüngsten Bruder Ulrich und seiner Frau Brigitte, einer Psychologin, noch zu Lebzeiten meiner Mutter angeregt worden war und auf die Ulrich und ich uns auch bereits eingelassen hatten, wurde von Hans-Martin und besonders vehement von unserer Mutter strikt abgelehnt. Dies geschah, obwohl Hans-Martin – ohne mein Wissen und ohne einen von mir erkennbaren Erfolg – über längere Zeit in psychotherapeutischer Behandlung gewesen war. Vielleicht liest man die folgenden, so harmlos klingenden Briefe und nirgendwo bedeutungsschwangeren Briefe eines Neunjährigen mit anderen Augen, wenn man um die Folgen weiß.

22.5.57

Lieber Theo!

Heute früh in der Schule von acht bis elf Uhr sprachen wir über die Bienen. Danach von elf bis zwölf mussten wir noch einige Wörter auswendig schreiben: Arbeitsbiene, Bienenkönigin, Drohne, Bienenstaat, Wabe, Imker, Honig und so weiter und so fort.

Ulrich malt eine schöne Zeichnung. Aber jetzt gerade schmeißt er die Tischdecke hinunter und schon wieder zeichnet er. Auf einmal wirft er mit Bleistiften. Mit einem hat er mich ins Auge getroffen, aber es hat nicht viel ausgemacht. Jetzt liegen die Hefte, die Farbstifte und die Tischdecke auf dem Boden.

Tante Marle hat schrecklich Zahnweh. Manfred sitzt in seinem Zimmer und lernt. Roths sind auch da, und ich sitze im Schlafzimmer und sehe nebenher in den Spiegel. Das macht mir großen Spaß.

Im Hof hinterm Haus gab es heute Streit. Eisele und Völter griffen mich und Rolf an. Sie schossen auf uns mit Kieseln. Wir sprangen rasch in unseren Hof zurück zu unserem Kieshaufen. Nun hatten wir genügend Munition. Wenn sie nun angeschlichen kamen, warfen wir ihnen eine ganze Handvoll entgegen oder ins Gesicht. Eisele wollte sogar einmal über den Zaun steigen, um den Kieshaufen zu erobern. Da sorgten wir aber dafür, dass ihm das nicht gelang. Das ärgerte ihn. Schade, plötzlich rief Papi, dass ich gleich zum Essen kommen soll.

Heute Abend dürfen wir noch mit den Eltern ins Heslacher Hallenbad. Das gefällt mir und auch Ulrich ganz briema. Ulrich fragt schon seit heute morgen, wann wir endlich gehen. Bis es vollends so weit ist, lese ich Mutti noch aus "Onkel Toms Hütte" vor.

Ich grüße Dich recht herzlich
Dein Hans-Martin

6.6.57

Lieber Theo!

Wir gehen heute Abend wieder ins Hallenbad zum Schwimmerbund Schwaben. Ich springe immer gleich ins Wasser. Dem Ulrich spritzen wir mit kaltem Wasser hinterher und jagen ihn unter die Dusche. Ulrich macht dies einen Heidenspaß. Er will auch immer sofort ins kalte Wasser, aber sobald ich ein wenig spritze, saust er sogleich das Stäffele hinauf. Heute hat er den Vogel patschnass gemacht.

Mein Erdbeerstock trägt fünf Erdbeeren und dem Manfred seiner trägt nichts. Aber er hat zwei Triebe. Sie sind sogar 90 cm lang.

Den Rulaman habe ich auch ausgelesen. Das Buch war so interessant, dass ich abends oft stundenlang las. Ich schreibe Dir in den Pfingstferien noch mehr über das Buch. Jetzt lese ich in Onkel Toms Hütte weiter.

Ich grüße Dich vielmals
Dein Hans-Martin

[Beim folgenden Brief dürfte jeder Satz von der Mutter diktiert oder mit ihr abgesprochen sein. Es war eine Übung nach dem Muster: "Schildere ein Wochenenderlebnis!" Da unsere Mutter sich in Hans-Martin hineinzudenken suchte, und er den Brief letzten Endes auch eigenhändig schreiben musste, sagt der Brief wahrscheinlich auch einiges über seine wirklichen Erlebnisse. Vielleicht hätte er sogar Einspruch erhoben, wenn ihm die Mutter eine Meinung oder ein Gefühl unterstellt hätte, das er partout nicht hatte. Aber weiß dies ein Kind so ganz genau? Und ist es nicht bequemer, 'frohgemut' einfach aufzuschreiben, was einem nahe gelegt, was einem diktiert wird?

Meines Erachtens ist zum Beispiel die schwer verletzte Kröte, von der im folgenden Brief berichtet wird, an dem tiefen Gabelstich verendet. Leider. Doch hilft es einem Kind, wenn das versehentlich Angerichtete vertuscht und schön-

gefärbt wird? Und darf die Verharmlosung dann auch noch dem Vater, der unangenehme Wahrheiten auszusprechen wusste, in wörtlicher Rede unterschoben werden? Menschliche Eingriffe in die Natur haben nun mal tödliche Folgen. Es hätte mich interessiert, was Hans-Martin angesichts der schwer verletzten Kröte wirklich gedacht und empfunden hat. Das Natürliche wäre doch gewesen, dass ein Kind nach einiger Zeit unter dem Grashaufen nachgeschaut hätte.

Stuttgart, den 11. Juni 1957

Lieber Theo!

Es wäre schön, wenn Du Dir alles denken könntest, dann müsste ich Dir keine Briefe mehr schreiben. Aber weil Du es halt nicht kannst, will ich Dir eine Freude machen und Dir etwas erzählen.

Wir sind gestern Morgen schon um 1/2 6 Uhr ins Hörnle[3] *gefahren. Auf der Autobahn gab es noch einen sehr dicken Nebel. Papi musste das Licht einschalten. Als wir in Ludwigsburg ankamen, war es nebelfrei. Die taufrischen Wiesen glitzerten wie Kristall, als die Sonne darauf schien. Papi mähte dann, und wir rechelten alles zusammen. Wir waren alle so fröhlich bei der Arbeit. Doch plötzlich ist Mutti furchtbar erschrocken und rief uns alle herbei. Da saß die arme Kröte. Mutti hatte sie nicht rechtzeitig gesehen und sie mit der Heugabel verletzt. Über die erdbraune Kröte liefen ein paar Blutstropfen. Ist sie schon tot? Nein, jetzt sahen wir sie atmen. Sonst blieb sie aber regungslos sitzen.*

Papi tröstete uns und sagte: "Das hat ihr noch nichts gemacht. Lasst sie nur schön in Ruhe, dann kann sie sich rasch erholen. Wir sind an den Kröten ja so froh, weil es so nützliche Tiere sind. Sie fressen viele Insekten und Nacktschnecken."

Wir standen da und warteten besorgt und ungeduldig. Da, auf einmal hüpfte sie davon und verschwand unter einem Grashaufen. Jetzt waren wir aber froh, dass die Kröte wieder munter war. Mittags haben wir dann auf der Wiese mit Pfeil und Bogen geschossen.

Am Dienstagabend durfte ich mit in das Schwimmbad. Da war ein großer Betrieb, und so viele Schwaben waren da. Mutti band mir einen Kork um und lernte mich Schwimmen. Das machte mir viel Spaß. Mutti kann nur nicht so lange im kalten Wasser bleiben. Vati und Manfred sind nur für sich geschwommen. Aber wenn Du kommst, dann hilfst Du mir sicher, dass ich es auch vollends lerne. Ich möchte so gerne schwimmen können. Ein paar Schwaben zeigten mir dann auch noch, wie man es machen muss. Ich bin sogar vom Mäuerle in das Becken gesprungen. Ein Mann hat mich dazu aufgefordert und mich dann auch aufgefangen.

Jetzt muss ich zu Hause die Übungen machen. Ich schreibe es Dir, wenn ich wieder einen Fortschritt gemacht habe.

Ich grüße Dich recht herzlich

Dein Hans-Martin

Anmerkungen zur Korrespondenz mit der Familie

Neben dem eher aufgenötigten Briefwechsel mit dem neunjährigen Hans-Martin war es mir ein Bedürfnis, mich vor allem meiner Mutter und meinem 18jährigen Bruder Manfred mitzuteilen. Meinen Vater sparte ich nahezu aus.

---

[3] Wiesenstück zwischen Pleidelsheim und Steinheim mit Apfel-, Birn- und Kirschbäumen.

Angesprochen wurde er allenfalls unter der Anrede „liebe Eltern“ in den Briefen, die sich an die ganze Familie – einschließlich der Patentanten Maria (Marle) Liebermann und Hedwig Ebert – richteten. Der Vater würde mir kaum schreiben, obwohl ich mir dies eigentlich wünschte. Einen einzigen Brief hat er mir – sicher unter Druck der Mutter - während dieser drei Monate am 3. Juni nach München geschrieben. Dieser Brief ist für mich heute wegen seiner Seltenheit besonders kostbar. Er eignet sich jedoch nicht für die Aufnahme in diese Dokumentation, weil er mir - durchaus in Kenntnis meines Interesses an der Entwicklung der Firma Ebert - viele exakte Details zum Umsatz auf bestimmten Geschäftstouren und zu Kontakten mit Kunden und Lieferanten mitteilt. In dem Brief steht nur ganz wenig Persönliches. So die Sätze: *„Bei Deinen Ausflügen wäre ich am liebsten mit von der Partie. Deine Berichte erinnern mich daran, wie gern ich einst Radtouren unternommen habe. Wiederholt ging es in den Schwarzwald. Weiter hat es leider nicht gereicht, denn Deine Großeltern waren in puncto Jugendherbergen nicht bewandert. Es blieb als zweite Heimat nur Pleidelsheim,*[4] *wohin wir ja auch jetzt die meisten Ausflüge machen.“*

Meine Hoffnungen auf Interesse und Mitgefühl konzentrierten sich (wahrscheinlich zu Unrecht) auf die Mutter. Ihr traute ich zu, dass sie sich für all die Studieninhalte und kulturellen Eindrücke, auf die ich in München treffen würde, lebhaft interessieren könnte. Rückblickend zweifle ich an einem intensiven inhaltlichen Interesse. Ihr ging es weniger um Erkenntnisse als um Zeugnisse des Erfolgs ihrer Söhne.

Bei meinem Bruder Manfred wäre ich mit meinen Berichten über Theaterbesuche und die Inhalte von Vorlesungen eher an der richtigen Adresse gewesen, aber gerade ihn suchte ich nur mit Berichten über Ausflüge in die Natur zu unterhalten. Ich wollte ihn von den Vorbereitungen auf das Abitur durch ausschweifende Hinweise auf das, was sich in München erkunden ließ, nicht ablenken. Er war zwar an philosophischen wie naturwissenschaftlichen Fragen gleichermaßen interessiert, doch es war mir bekannt, dass er bei den so genannten Besinnungsaufsätzen am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium immer Gefahr lief, vom Thema abzuschweifen, um seine jüngsten Lesefrüchte noch im Text unterbringen zu können. Und dazu wollte ich ihn nun beileibe nicht anregen.

Ich zitiere nun zwei typische Versuche, mich der Mutter und dem Bruder mitzuteilen. Ich spare dabei diejenigen Notizen aus, in denen ich auf Päckchen und kleinere familiäre Ereignisse reagierte. So bedankte ich mich in dem nun folgenden Brief vom 21. Mai an die Mutter auch für das Futteral, das sie für mein Stativ genäht hatte und das es mir ermöglichte, das gewichtige Stativ, das ich für Selbstauslöseraufnahmen benötigte, auf Wanderungen bei mir zu tragen.

Mein Brief vom 21. Mai hatte vor allem die Aufgabe, der Mutter zu versichern, dass ich mein Studium regelrecht aufgenommen hätte und die Münchener Theater auch all das bieten würden, was ich mir erhofft hatte.

---

[4] Pleidelsheim am Neckar ist das Dorf, aus dem meine Großmutter stammt und in dem meine Eltern aus ihrem Erbe noch mehrere Obstbaumgrundstücke und einen großen Garten bewirtschafteten.

Vivre comme philosophe.
Ein Gespräch im Englischen Garten und drei Theaterbesuche

Wenn ich mein Studium objektiv betrachte, lebe ich zurückgezogen. Wenn man von der neuen Umgebung absieht, verläuft mein Leben in München schon nach zwei Wochen gleichmäßiger als in Stuttgart. Ich kenne an der Universität niemand, und so will auch niemand etwas von mir. Ich kann meine Tage systematisch planen. Ich lebe störungsfrei. Wie und wo soll man hier andere Menschen kennen lernen? Vielleicht beim Uni-Sport oder nach dem Wandern in Jugendherbergen? Die Universität selbst ist zu groß. Man wird in einem Semester kaum ein Gesicht zweimal bewusst wahrnehmen. Und es treibt mich auch nicht, irgendwelche Studentinnen anzusprechen. Was sollte daraus auch werden? Im dritten Semester! Ich mag mich an niemand binden – wenigstens nicht jetzt. Ich nehme an: Den anderen Studenten geht es ähnlich. Um der anonymen Masse zu entrinnen, um aufzufallen, lässt sich vielleicht der eine oder andere einen struppigen Bart wachsen oder trägt eine Studentin extravagante Klamotten. Ich weiß es nicht.

Ich bin bis jetzt nur mit einem einzigen Menschen ins Gespräch gekommen. Ich saß im Englischen Garten – ganz in der Nähe der Universität - auf einer Bank, lernte und murmelte Vokabeln so vor mich hin. Ein älterer Herr, der am anderen Ende er Bank eine amerikanische Zeitung las, beugte sich ein wenig herüber – und ohne darum schon näher zu rücken, suchte er die Sprache, die auszusprechen ich übte, zu erkennen. Ich bemerkte dies und gab ohne direkt befragt zu werden, Auskunft. „Das soll Französisch sein. Ich plane auf mittlere Sicht, an der Sorbonne zu studieren.“ Er lächelte und rückte nun doch näher. „Es ist viele Jahre her, dass wir an der Opera gastierten. Es lohnt sich, die Sprache zu lernen. Sonst fühlt man sich in Paris nicht wohl.“ Der alte Herr sprach fließend Deutsch, aber mit einem fremden Akzent, den ich aber keinem Land zuordnen konnte. Er machte auf den ersten Blick einen unscheinbaren, fast unordentlichen Eindruck, zumindest schien er sich vor einem Spaziergang in den Park nicht mehr dem kritischen Blick einer Ehefrau stellen zu müssen.

Wenn Menschen so verschiedener Altersstufen nebeneinander sitzen, so wird gewöhnlich der ältere mehr zu erzählen wissen und der jüngere gut daran tun, den fragenden Zuhörer abzugeben. Vom Erlernen der meist gesprochenen Sprachen Europas ausgehend, eröffnete der alte Herr mir dann auch bereitwillig seine Lebensgeschichte.

Er war Russe. Er nannte seinen Geburtsort noch Petersburg, doch ich spürte bei ihm keinen eklatanten Groll gegen die Kommunisten, obwohl ihre Herrschaft wohl dazu geführt hatte, dass er als promovierter Jurist diesen Beruf nie ausüben konnte. Doch es war ihm eine zweite Ausbildung zum Sänger und Schauspieler geglückt.

Er scheint durch ganz Europa gereist zu sein. Und wenn er sich auch bescheiden zurückhielt, so schloss ich doch aus den Rollen, die er gesungen hatte und aus den Theatern, an denen seine Truppe gastiert hatte, dass er wirklich die höchsten Stufen des Erfolgs erklommen hatte. Und wie er so erzählte, hatte ich das Gefühl: Dieser Mann schaut nicht verzweifelt, nicht einmal bitter, sondern glücklich auf sein Leben zurück und grämt sich überhaupt nicht ob seiner gegenwärtigen Lage. Im Englischen Garten auf einer Bank zu sitzen und mit einem

jungen Mann wie mir zu plaudern, genügte ihm vollauf, während es mich schauderte bei dem Gedanken, aus der Heimat verbannt von den paar Dollar leben zu müssen, die amerikanische Zeitschriften für Kunstkritiken zahlen, und das im Bewusstsein, den Höhepunkt des Lebens längst überschritten zu haben. Ihm schien die Erinnerung zu genügen. Ich tastete mich heran. „Wie wird es bei Ihnen weitergehen?“ „Mir genügt es, Theater- und Musikkritiker zu sein. Da bewege ich mich unauffällig im vertrauten Milieu. Da ich für einen amerikanischen Leserkreis schreibe, tue ich hier in München niemand weh. Ich will jetzt nichts mehr erreichen.“

So wird man vom gefeierten Star zum Stoiker. Vielleicht ist dies auch eine Karriere, vivre comme philosophe. So plauderten wir weiter über das Theater in München, die bildende Kunst und die Musik, wobei ich es allerdings für das Beste hielt, ihm gleich zu sagen, dass ich von Musik nicht viel verstünde. Das schien er aber auch nicht erwartet zu haben. Ich musste lachen, als er bekannte, er habe Schwierigkeiten, sich mit der modernen Musik anzufreunden. Er habe nun mal seinen Geschmack an Mozart und Beethoven „verdorben“.

Vielleicht hätte ich mich nach seinem Namen und seiner Adresse erkundigen sollen, aber ich ließ es bei der Plauderei bewenden, zumal er sich für die Münchener Theater nicht sonderlich zu interessieren schien, mich aber gerade diese an meinen freien Abenden anlocken.

Und hier geht der Brief nun über in einen Theaterbericht. Die Leistungen der Regisseure und der Schauspieler habe ich nicht kommentiert. Es sind durchweg Versuche, mich mit den Stücken inhaltlich auseinanderzusetzen. Schon beim ersten Bericht über einen Theaterabend reagiere ich ganz persönlich auf die Botschaft in Strindbergs „Ostern“.

Warum und wie hat dieses Drama mich angesprochen? Vielmehr, was hat mich abgestoßen? Das Thema ist auf den Begriff gebracht: Schuld und Vergebung. Eine Familie, die sich in Schuld und Schulden verstrickt hat, findet Verzeihung und zurück zu dem Glauben, dass das so lange zurück liegende Sterben Jesu auch ihr zur Gnade verhilft. Mich überrascht: Das Heilsgeschehen kommt sehr menschlich-irdisch, geradezu buchhalterisch daher.

Am Karfreitag zittert die ganze Familie noch vor dem Gläubiger Lindström, der die vom Vater veruntreuten Gelder zurückfordern und notfalls das Haus pfänden lassen kann. An Ostern erscheint dieser Lindström wie ein deus ex machina oder man könnte auch sagen wie ein Rübezahl. Anfangs droht und donnert der riesige Mann, dann bringt er die Menschen zur Einsicht in ihre Schuld und zwingt sie zu dem heilenden Schritt, ihrerseits die bisher gehassten Menschen um Vergebung zu bitten. Zum Schluss erlässt er den Bedrängten die Schuld, da der Mann, der jetzt sein Geld veruntreut hat, ihm einst aus Menschenfreundlichkeit aus einer verzweifelten Lage geholfen hatte.

Die Story ist einfach gestrickt und auch nicht sonderlich tief schürfend. Am meisten befremdet hat mich aber Strindbergs Sprache. Im Programmheft nannten sie es „transparenten Naturalismus“. Zwischen der seherisch-einfältigen Tochter des betrügerischen Vaters und einem einsamen, von Niederlagen gebrochenen jungen Mann, einem Waisenknaben, kommt es zu Dialogen, die mir peinlich waren. Das Glück dieser Ärmsten vertrug keinen Zuschauer, der solch romantische Trauer nicht zu empfinden vermag, sondern nur noch von mitleidigem

Ekel gepackt wird. Man weiß nicht: Sucht man sich von Illusionen oder vom wahren Glück abzuwenden.

Aber so indirekt kann ich Dir über Strindbergs Sprache wenig sagen, gibt sie mir doch selbst zu viele Rätsel auf. Die Seelen der Personen dieses Dramas offenbaren sich in der Natur, und aus einer gelben Osterglocke brechen Sonnenstrahlen in das Herz des verwaisten Knaben. Eine große Glasfensterwand nimmt die eine Seite der Bühne ein. Sie soll wohl die gläserne Netzhaut sein, auf der sich die innere und die äußere Welt spiegelt.

Ich schaue mir das an, aber ich weiß nicht recht, was ich zu einem solchen Stück sagen soll. Ich würde gerne Theaterkritiken lesen, aber diese erscheinen zu den Premieren, lassen sich nachträglich kaum finden, und das Studium der Germanistik bietet hier auch wenig Hilfe.

Ich will Dir auch noch von zwei weiteren Theaterabenden berichten. Am Montag vor acht Tagen wollte ich eine Vorstellung von Goethes Faust, der Tragödie erster Teil besuchen. Das hätte gut zu der Vorlesung, welche den Faust-Stoff (nicht allein bei Goethe) behandelt, gepasst. Doch die Vorstellung war ausverkauft. So wechselte ich rasch vom Residenztheater zum Kammertheater. Dort spielte man von Erich Kästner „Die Schule der Diktatoren“. Ich reihte mich in die Schlange der anderen wartenden Studenten. Und was es nicht alles gibt: Ein Herr tritt auf mich zu. Er habe eine Freikarte, die er verschenken wolle. Da habe ich natürlich zugegriffen und mich herzlich bedankt. So ein Glücksfall kommt meinem Theaterbudget sehr zugute.

Ein ermordeter Diktator wird immer wieder von einem Double ersetzt, das im Hintergrund agierende Machthaber wie eine Marionette nutzen. Wahrscheinlich hat Kästner überlegt, was geschehen wäre, wenn es Attentätern gelungen wäre, einen Hitler oder Stalin zu beseitigen. Doch waren sie zu ersetzen? Gab es die Zyniker der Macht im Hintergrund, die ihrerseits gar nicht an das Charisma dieser „Führer“ glaubten?

Warum hat Kästners Stück nicht die aufrüttelnde Wirkung, die er sich davon wohl erhofft hat? Gibt es heute noch diesen Typus des Diktators bzw. der Männer im Hintergrund, seien es nun Militärs oder gewissenlose Juristen? Ich habe an die Herrscher in süd- und mittelamerikanischen Staaten gedacht. Doch ein Peron kam in Argentinien durch die sozialen Pläne seiner Frau Evita an die Macht. Mit ihr starb die Idee, welche seine diktatorische Nutzung der Macht legitimierte. Was nach ihrem Tod übrig blieb, war ein Diktator, wie ihn Kästner sieht. Es fehlte ihm das Charisma, seiner Herrschaft fehlte die bezaubernde Idee – noch ein paar eher verzweifelte Schachzüge Perons – und schon war er gestürzt.

Die Macht an sich vermag heute in einem einigermaßen kultivierten Land keinen Menschen, der über die erforderlichen intellektuellen Fähigkeiten verfügt, verlocken, sich zum Diktator zu machen und die damit verbundenen Zwangsmaßnahmen anzuwenden. Nur der Glaube an seine gute Sache und die dann von ihm ausstrahlende Überzeugungskraft vermöchten ihm Anhänger und Erfolg zu verschaffen.

Alle großen Diktatoren verstanden sich als Diener einer Idee – und sei es auch einer oder gar mehrerer Wahnideen. Napoleon wollte auch die Ideen der Französischen Revolution verbreiten, wurde aber mit dem zunehmendem Erfolg als Militärstratege mehr und mehr zum Diener seiner Idee der eigenen Genialität.

Hitler und Stalin sind pathologische Fälle, aber ich kann mir auch Diktatoren vorstellen, die ihre eigenen Gewaltmaßnahmen verabscheut haben. Sie meinten, diese im Dienste einer höheren Sache anzuordnen. Anfangs das erhabene Ziel vor Augen, zwang sie das „Gesetz der Umwege", wie es Arthur Koestler in „Die Gladiatoren" formuliert, immer mehr aus der Bahn, bis sie so weit vom Ziel entfernt waren, dass ihre Maßnahmen als Ausgeburten von Machttrieb, Egoismus und Sadismus erscheinen mussten. Mich würde interessieren, ob und wieweit dies einzelnen Diktatoren bewusst wurde und ob sie darauf in Selbstzeugnissen reagiert haben. Kann ein Diktator sein eigenes System durchschauen und dann mit kaltem Zynismus seine Macht weiter auszuüben suchen oder würde er an Gewissensqualen zerbrechen? Dieses Thema beschäftigt mich. Wahrscheinlich war es diese Fragestellung, die mich an Oliver Cromwell gefesselt und angetrieben hat, eine solch ausführliche Seminararbeit über seine Entwicklung zu schreiben. Aber Cromwell hat mit Hitler und Stalin fast nichts gemein – außer dem Umstand, dass er doch mit eiserner Hand – wie ein Diktator – seine Macht ausübte. Als vergleichbar kommt mir hier noch am ehesten der portugiesische Diktator António de Oliveira Salazar in den Sinn.

Es bleibt noch ein drittes Stück, über das ich zu berichten habe, Frank Wedekinds „Der Marquis von Keith". Zwei Menschentypen werden konfrontiert, solche, die ihr Leben genießen, und solche, die dazu unfähig, ihr Glück allein im Leiden-dürfen finden. Der Marquis von Keith gehört zur Kategorie der Genussmenschen. Für ihn gibt es nur das Diesseits. Um dieses im Genuss auszuschöpfen, verwendet, ja verschwendet er seine ganze Kraft. Er setzt sie ein, um sich die finanziellen Mittel zu verschaffen bzw. zu ergaunern, die er braucht, um sich diese Welt, die allein für seinen Genuss da ist, zu erobern. Sein Jugendfreund Scholz, der auszog, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden, ist damit gescheitert. In seinem Übereifer verschuldet er den Tod vieler Menschen. Er vertraut sich nun der Führung des Marquis von Keith an. Scholz behebt die latenten finanziellen Schwierigkeiten des Marquis und dieser verspricht ihm zum Dank eine Ausbildung zum Genussmenschen.

Das Projekt, das dem Marquis Geld und Ruhm bringen soll, hat anfangs Erfolg. Die Frau des Marquis, die von einer kleinbürgerlichen, gesicherten Existenz träumt, verlässt ihn in dieser Phase der Erfolge, weil sie nur so lange bei ihm bleiben mochte, als sie für ihn leiden und arbeiten konnte.

Doch das Projekt kracht zusammen. In diesem Moment der Demütigung erscheint Scholz. Er will seinen Freund mitnehmen ins Irrenhaus, den Ort der freiwilligen Entsagung. Der Marquis bleibt verständnislos und bricht nur wimmernd zusammen und ruft in der Verzweiflung nach seiner Frau. Doch wie erblickt er sie wieder? Die nach langer Suche aus dem Abwasserkanal Gezogene wird ihm vor die Füße gelegt. Er ist am Ende seiner Kraft, bricht zusammen und greift zur Pistole, aber er zögert, blickt von unten hoch und steckt die Pistole weg: „Das Leben ist eine Rutschbahn!"

Ich will das jetzt nicht kommentieren. Als Dramatiker vermag mich Wedekind mehr zu beeindrucken als die es gut meinenden Strindberg und Kästner, aber sein Freund hätte ich unmöglich sein können.

Die Mutter ist auf keine Stelle dieses Briefes eingegangen. Mit einer Ausnahme: Sie freute sich über die Freikarte. Ansonsten berichtet sie von den Schulsorgen der Brüder, den Magenschmerzen des Großvaters und den Schwie-

rigkeiten, den Vater zu animieren, regelmäßig seine Kunden in der näheren Umgebung Stuttgarts zu besuchen.

Angesichts der Bergwelt.
Aus einem Brief an den zwei Jahre jüngeren Bruder Manfred in Stuttgart

München, den 22. Mai 1957

Heute bin ich der Universität davongelaufen. So konsequent war ich bisher nie, doch es ist schon so: Eine dumpfe, stumpfe Form der Niedergeschlagenheit überfällt mich mitten in den Vorlesungen, die ich immer noch mechanisch mitschreibe. Ich kauere mich zusammen, als ob ich mich mit den eigenen Armen umschließen und schützen könnte. Jede Stunde eine andere Epoche, andere Philosophien, sogenannte Weisheitslehren - und immer wieder neue Weltanschauungen und Systeme. Alle behaupten sie eine gewisse Geschlossenheit und doch, sobald man sie miteinander vergleicht, sind die Widersprüche offensichtlich und grundsätzlich dazu. Da packt dich dann doch das Elend der Philosophie und drückt dich nieder. Du beginnst zu ahnen und dieses Ahnen lässt dann nicht mehr locker: Das Streben, die Welt denkend zu erfassen, ist dem Menschen zwar angeboren, aber letztlich zum Scheitern verurteilt. Klarheit, wenn auch keine Erlösung könnte höchstens bringen, wenn man beweisen könnte, dass es so sein muss.

Doch diese düsteren Nebel des Nicht-mehr-weiter-Wissens, des Sich-Auflösens-aller-Ziele ziehen sich auch wieder in ihre geheimen Kammern zurück, genau so unmerklich, wie sie sich herabsenkten. Der Alltag heilt, oft Eure Briefe, die ich dann auch ein zweites Mal lese. Schon die Geburt bindet dich an einen bestimmten Menschenkreis. Da ist keiner unabhängig. Es gibt immer die anderen, welche dir Halt geben. Ein Mensch allein wäre ja so sinnlos. Was hilft uns Descartes: Er wisse nichts über eine objektive Welt; er wisse nur, dass er selbst ein denkendes Wesen sei? Eine solche Gewissheit ist doch absolut witzlos. Wie soll denn ein Mensch ohne die Gewissheit, dass es neben ihm andere Menschen gibt, die mit ihm sprechen, überhaupt in der Lage sein zu denken, genauer gesagt, nachzudenken in der Lage sein? Das gemeinsame Los ist es, das die Menschen trägt. Descartes schreibt sein „Cogito ergo sum“ doch nur aus, weil er nicht nur annimmt, sondern weiß, dass es andere gibt, die es verstehen können. Martin Buber sprach in Tübingen bei einer Gastvorlesung mal vom logos, der die Menschen verbinde. Und Du erinnerst Dich sicher an den Anfang des Johannes-Evangeliums: „Am Anfang war der logos“. Soweit ich mich erinnere, meinte Buber mit dem logos das Ereignis, das die Menschen untereinander verbindet. Im Gespräch könnten Menschen versuchen, sich über ihr Geschick klar zu werden. Das sind jetzt aber meine Worte, denn ich habe seinen Vortrag im Festsaal der Universität leider nicht mitgeschrieben. Sind diese Versuche, Kontakt mit anderen aufzunehmen, sich mit ihnen zu verständigen, vielleicht das einzig Reale, das uns gelegentlich erreichbar ist und die dinghafte Außenwelt nur Kulisse?

Wirklich? Auch über diese Kulissen wollen wir mit anderen reden. Und die anderen erwarten dies von uns. Du möchtest einen Bericht über meinen Radausflug zum Tegernsee. Und dieser ist mir ein Anliegen. Ich möchte darüber reden,

davon schreiben, auch wenn in den Augenblicken, in denen ich unterwegs war, die Seligkeit des willenlosen Anschauens genoss. So würde das Schopenhauer vielleicht bezeichnen. Doch der Begriff der „Seligkeit“ kommt bei ihm wohl nicht vor. Es würde mich jedenfalls wundern.

Also, ich fange mal an zu erzählen. Vier Wochentage voller Universitätsbetrieb. Doch am Donnerstagabend waren die Vorbereitungen getroffen und am Freitagmittag konnte ich nach den Vorlesungen sogleich losradeln. Zuvor noch ein Liter Buttermilch und fünf Scheiben dunkles Roggenbrot. Zurück zur Natur!

Der Himmel war mit einem Wolkenschleier verhangen. Vollständig. Treibhausluft trieb mir den Schweiß aus den Poren. Die Hitze hing zwischen den Platanen der Geiselgasteiger Straße, die oberhalb des Hellabrunner Tierparks beginnt und sich kilometerlang hinzieht. Schließlich öffnete sich rechts und links der Wald und ich blickte weit über Hügel und sanft geschwungene Wiesen. Dazwischen immer wieder mal auch eine dunkelgrüne Waldkuppe.

An einem Birkenwäldchen, das einen Torfstich in sich zu verbergen schien, machte ich zum ersten Mal Halt, hing den Tornister in sein Traggestell, schloss das Fahrrad ab und ging behutsam eine Schneise, welche die Birken teilte, entlang. Die ersten dieser luftigen Schuppen, meist unverschlossen. In den Ecken noch vorjährige, hellbraune, schon zerbröckelnde Torfreste. Daneben die alten Stiche; auf ihrem Grund dieser schwarz-grünlich schillernde Spiegel. Nur ein paar Wasserläufer huschen darüber. Kein Frosch, keine Kröten. Hier müsste es doch auch noch Feuersalamander geben!

Halb verdeckt vom Birken- und Erlengestrüpp arbeitet ein Bauernpaar. Alte Leute. Er steht im Torfloch, sticht zu und wirft mit geübtem Schwung seiner Frau die Stücke zu. Diese fährt sie im Schubkarren zur Seite und schichtet sie in luftdurchlässigen Quadern zum Trocknen auf. Der Bauer stopft inzwischen seine Pfeife und verschnauft. Ich bin immer noch verdutzt, wenn meine Fragen auf bayrisch beantwortet werden. An der Universität hört man nur das Hochdeutsche. Ob mir das Torfstechen nicht auch Spaß machen würd’? Ja doch, mal zur Abwechslung.

Die Bäuerin hat inzwischen den tropfenden Torf aufgeschichtet, und das Gleichmaß des Stechens, Hochwerfens und Auffangens beginnt von neuem. Ich schaue auf die Uhr und meine, rasch weiterfahren zu müssen. Noch weit in der Ferne das Gebirge. Das sind nicht nur spitze Nebelburgen. Das Leuchten des Schnees und Schattenrisse geben den Gebilden Konturen. Da ist kein Zweifel möglich. Sie sind wirklich. Sie gehören zu meiner Welt, auch wenn sie jetzt noch einige Kilometer entfernt sind.

Dann nehmen mich wieder die Buchenwälder auf. Das helle Gezwitscher der verborgen bleibenden Vögel steht in belebendem Kontrast zu dem alles mit einem feuchten Schleier verhängenden Atem der Moospolster, der bis in die Baumkronen aufsteigt. Ein Zauberreich umgibt mich. Sie fliehen nicht, sie äugen nur ruhig herab, die Rehe am Hang. Was will der Eindringling? Ohne Hast wenden sie sich ab. Kurz noch die weißen Spiegel zwischen den Stämmen. Dann hat der feine Schleier sie wieder verhüllt.

Die Jugendherberge in Lochen ist noch fünf Kilometer entfernt. In einer halben Stunde bin ich, wäre ich unter Dach und Fach. Da blitzt der Gedanke in mir auf: Fahr weiter! Einfach in Richtung Tegernsee. Noch ist es Tag und du wirst schon sehen, wo du heute Nacht unterkommst. Der Reiz des Ungewissen begeistert. Mich packt eine fröhliche, ausgelassene Stimmung.

Ich verlasse die Landstraße und bereue es bald. Der Weg gerät mir gar zu romantisch. Er schneidet zwischen Abhänge, fällt steil ab. Statt Asphalt nur noch Kies und Schotter und mit Wasser gefüllte Rinnen. Morastige Holzabfuhrwege. Dann wieder Helligkeit. Eine weite Wiese, ein Hochsitz und dann ein Mühlenhof.

Nur langsam komme ich voran. Immer dämmriger wird es – und doch, endlich der Tegernsee, eine schwarze, stille Fläche. Der Mensch und sein Werk treten zurück. Die Berge kommen herab, und wir ziehen uns, um dem Druck dieser Einsamkeit, diesen dunklen Massen nicht zu erliegen in das warme Licht unserer Stuben zurück. So zieht auch mich das Licht hinter den Fenstern an und mich fröstelt. Aber ich muss nicht draußen bleiben. Nur noch wenige Kilometer und ich trete in den Eingang der Jugendherberge Scharling.

Eine anheimelnd knarrende Holzstiege, dann der Schlafraum. Von der dunkelbraunen Balkendecke leuchtet ein schwaches Licht, von einem winzigen Emailleschirm nur andeutungsweise gelenkt. Ein sonnenbraunes Gesicht, hellblonde Haare und lichte Bartstoppeln. Der einzige Wanderer außer mir. Wir setzen uns zusammen in den Schein der Lampe. Auch ein Student: Botanik, Meteorologie und Gesteinskunde. Er war eine Woche lang auf einer Almhüte, weiter hinten, hoch im Gebirge. Seiner Ausrüstung nach ist er ein erfahrener Bergsteiger, jetzt auf dem Heimweg. Morgen möchte er noch eine kleine Wanderung machen, sich nach Blumen umschauen und eventuell zum Risserkogel aufsteigen. Ob ich ihn begleiten wolle. Ich zögere. Doch die Aussicht auf einen Kundigen, der mir die Augen für diese Bergwelt zu öffnen vermag, ist stärker als mein Hang zum Alleinwandern.

Am anderen Morgen der Blick aus dem Fenster. Blanker, blauer Himmel. Das Blattwerk leuchtet frisch. Der Schnee auf den Gipfeln glänzt in der Sonne.

Ein kurzes Stück an der Weissach entlang. Unter der Bogenbrücke rauscht der Bergbach. Dann verlassen wir den schmalen Pfad und durch tiefen, kalten Schatten steigen wir der Sonne entgegen. Die Wiese ist taufeucht, aber die Halme sind noch so kurz, dass die Tropfen von unseren Schuhen perlen. Haselnussgebüsch schließt die Wiese ab. Darunter auf dunkelgrünen Moospolstern Trollblumen, sonnengelbe, gefüllte Kugeln.

Dann steigen wir ein. Ein Bergbach zwischen bemoosten Felsen und unter morschen, quer gestürzten Stämmen. Immer steil nach oben.

Du suchst Halt für deinen Tritt und du erblickst ein kleines Wunder, ein gelbes Veilchen und weiter vorn auf einem besonnten Stein eine Drossel. Ja, sie trägt einen weißen Halbmond um den Hals – eine Ringdrossel.

Der Fichtenbestand wird unregelmäßiger, struppiger. Lässt sich von hier das Holz überhaupt noch abtransportieren? Darauf weiß auch mein Begleiter keine Antwort. Der Lawinenschutz hat ohnehin Vorrang.

Noch ein letztes Stück über eine Bergmatte und wir sind auf dem Setzberg. Unter uns liegt der Tegernsee. Schweigend blicken wir hinab. Wozu reden? Kann man Bilder in sich aufnehmen? Spiegeln sie sich in uns? Sind das die glücklichen Augenblicke der Harmonie von Mensch und Natur? Du weißt es nicht. Du stehst da, du blickst. Und dann möchtest du irgendetwas festhalten. Und wahrscheinlich ist es gut, dass keine mechanischen Hilfsmittel, kein Fotoapparat, nicht einmal Farbstifte und Papier zur Hand sind. Sieh zu und behalt's oder vergiss es! Es ist einzig der Augenblick, der zählt.

Ein langer Grat zieht sich vom Setzberg bis zum Risserkogel, ein Band von braun-grünen Latschen, blendendem Firn und grauem Fels.

27.5.1957

Vor fünf Tagen brach ich diesen Brief ab. Seitdem Regen. Kalte, dunkle Tage, ein fast ununterbrochenes, eintöniges Geriesel. Die letzten beiden Tage, den Samstag und den Sonntag, verließ ich mein Zimmer kaum; nur einmal, am Samstag, um Milch und Brot einzukaufen, und noch einmal am Sonntag, um mich rings um die Bavaria warm zu laufen. Was wurde aus all diesen dunklen Stunden? Musste es einen nicht verlocken, sich überm Schreiben an sonnige Tage zu erinnern? Doch ich mochte auch nicht eine Zeile über grüne Matten und massige, in der Ferne blinkende Bergstöcke notieren. Was ich füllte, waren Zettel mit erkenntnistheoretischen Fragen. „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grund“ und „Die Welt als Wille und Vorstellung“. Schopenhauer hatte mich gebannt und ließ mich zweifeln an all dem Naturgefasel, diesem Anhäufen von Sinneseindrücken. Zweieinhalb Tage saß ich sinnend und ihn zu verstehen suchend über wenigen Kapiteln dieser Schriften. Es kam vor, dass ein nächster Satz mich von neuem umwühlte und das, was ich mir in langem Grübeln zurechtgelegt hatte, wieder umwarf. Glücklicherweise passierte dies nicht ständig. Ich spüre, dass ich allmählich wieder Selbstvertrauen gewinne und die eigenen Gedanken festhalte. Zwar stehen sie erst auf schwachen Füßen, aber ich will diesen Moment neu gewonnener Sicherheit nutzen und absichtlich nicht weiter lesen und keine neuen Zettel füllen, sondern meinen Brief über die Wanderung zum Risserkogel vorantreiben.

Vor uns lag der Grat. Und wie schlecht war ich für diese Tour gerüstet! Schwarze Halbschuhe, gewissermaßen „nagelneu“. Doch sie waren eben keineswegs genagelt, nur genäht aus weichem Leder. Und damit musste ich nun auf der Schattenseite des Grats durch den aufgeweichten Firn, oder noch schlimmer, wenn er gerade weggetaut war, über gequollene, torfige Erde und durch angefaultes, schlüpfriges Gras gehen. Und doch hatte ich Glück. Die wässerigen Abschnitte waren nur kurz. Mein Begleiter trat den Schnee fest und ich konnte seine Stapfen nutzen. Und noch bevor die neuen Schuhe dauerhaft ramponiert waren, gelangten wir wieder auf trockenen Fels zwischen den Latschen. Als wir in diese eintraten, strich vor uns eine Auerhenne ab. Das Gurren im Tal steil unter uns – und wir meinten einen noch mit Eis und Schnee bedeckten Bergsee zu erkennen – deutete mein Führer als den Ruf von Berghähnen. Immer wieder unterbrachen wir unsere Wanderung, lehnten uns an den Fels, hoben Latschenzweige empor, schoben uns hindurch und pressten uns an eine Felsnase. Meine Hand strich über die zartflaumigen Blätter von Aurikeln. Direkt unter uns stand eine Gams im Schneefeld, das sich bis zu dem Bergsee hinab zog, von dem her die Berghähne gegurrt hatten.

Hart am gegenüber liegenden Ufer des Sees erhoben sich die schroffen Wände des Plankensteins. Um ihn balzten Kolkraben. Sie ließen sich vom warmen Wind hoch tragen, drehten sich oben auf den Rücken, zogen die Flügel an und schossen in steilem Fall tief hinab. Doch sie waren hier nicht die einzigen Flugakrobaten. Bergdohlen, die man an ihren gelben Schnäbeln und ihren orangefarbenen Füßen erkennt, umflatterten uns. Sie hofften wohl auf ein Stück Brot. Doch dieses in der Luft im Schnabel zu fassen, wie dies Möwen so trefflich ver-

mögen, waren sie entweder zu träge oder – und dies ist wahrscheinlicher - sie waren solches Erjagen fliegender Beute nicht gewohnt.

Etwas weiter ab bei drei einzeln stehenden Fichten war ein Falke – über einem grasigen Abhang rüttelnd – auf Mäusejagd. Ohne erkennbaren Erfolg. Und dicht vor uns, aber auf einem anderen Felsvorsprung schnäbelten zwei Alpen-Braunellen und ließen sich weder von uns, noch von einem anderen, aufdringlichen Hähnchen von ihrem Spiel abbringen.

Schließlich haben wir – trotz aller Sehenspausen –noch den Risserkogel erklommen. Doch Rundblick hin, Rundblick her – ich hatte einen ungeheuren Durst. Kein Schluck mehr in der Feldflasche. Mein Begleiter hatte ein Rezept. Aus Schnee und Dextroenergen fabrizierte er Eiskrem, indem er beides in seinem Trinkbecher rührte. Ich legte auf die Qualität der Krem keinen so großen Wert und streckte meine Portion mehrfach mit dem reichlich vorhandenen Rohmaterial.

Beim Abstieg kamen mir die vielen Latschen sehr zustatten. An ihre Äste klammerte ich mich, wenn meine Ledersohlen abglitten. Der Boden war hier oben karg und darum auch nicht allzu schlüpfrig. Höchstens Schneeheide und kurzes, hartes Gras konnten sich hier halten und dazwischen immer wieder „Schusternägel“, die winzigen blauen Enziane.

So leicht gaben wir die einmal errungene Höhe aber nicht wieder auf. Immer wieder, oft sogar kurz hintereinander, verhielt einer von uns und suchte im Rückblick noch einmal alles festzuhalten.

Und was wir hier nicht erwartet hatten: Wir glaubten an den mächtigen Schwungfedern an den Spitzen seiner Flügel einen Adler zu erkennen. Doch bald verschwand er dem Kaisergebirge zu und verlor sich im Blau.

Wir traten auf eine Bergmatte hinaus, die nach fünfzig Schritten in einer Stufe zur nächsten abfiel. Dort unten äst eine Gams. Schrill ertönt ihr Warnruf. Doch sie äugt nur kurz zu uns herauf, hält uns offenbar für harmlos und wendet sich wieder der Weide zu. Bedächtig treten wir aus den deckenden Latschen heraus. Da sind ja noch mehr! Ein ganzes Rudel! Wir zählen elf. Nun verschwinden sie aber doch, eine Gams nach der anderen, nicht erschreckt, eher gemächlich. Zwei Gamsböcke finden noch Zeit, sich zu jagen.

Immer tiefer steigen wir ab. An der Wand entspringen schon die ersten Quellen. Zuerst rinnen nur Tropfen über die warmen Steine. Schon die feuchte Luft und das wenige Nass lässt Gras und Kräuter grüner, saftiger erscheinen. Mein Begleiter bückt sich und zeigt mir die rahmfarbenen Blüten und dicht am moorigen Boden die rosettig ausgebreiteten und an den Rändern leicht nach oben gebogenen Blätter des Alpen-Fettkrauts.

„Kanntest Du diese Pflanze? Sehr selten, fleischfressend. Pinguicula Alpina.“

„Ich kenne nur den Sonnentau. Da fangen klebrige Tentakeln die Fliege. Bei diesem Fettkraut sehe ich keine solchen Fangarme. Und da kann auch kein Blatt zusammenklappen.“

„Da hast Du wohl einen Film mit Zeitraffer gesehen. So schnell geht es auch beim Sonnentau nicht.“

„Und wie macht das Fettkraut Beute?“

„So gierig wie der Sonnentau ist es nicht. Es hat auch Wurzeln und kann aus dem Boden Mineralstoffe ziehen. In Betracht kommen als Beute nur winzige Insekten, häufig sind es kleine Spinnen. Sie bleiben an dem zähen, Faden ziehenden Schleim kleben, den winzigste Drüsen auf der Blattfläche absondern. Von

diesen Drüsen kommen 2.500 auf den Quadratzentimeter. Mir wurden diese mal unter dem Mikroskop gezeigt. Ein Wunderwerk der Natur, Zelle für Zelle. Es gibt zwei Arten von Drüsen, gestielte und sitzende. Die gestielten Drüsen, die auf einem wenigzelligen Stil ein Drüsenköpfchen aus 16 strahlig angeordneten Drüsen tragen, sind die Fangorgane. Dagegen haben die sitzenden Drüsen, die auf der Blattoberfläche aufliegen, nur ein achtzelliges Köpfchen. Sie sind die Verdauungsdrüsen. Diese sondern ein pepsinhaltiges Ferment ab, das die gefangenen Insekten in ein bis drei Tagen verdauen kann. Dazu rollt sich das Blatt so stark ein, dass eine fast geschlossene Röhre entsteht.“

„Das funktioniert also ähnlich wie die Klappe beim Sonnentau?“

„Nur eben sehr langsam, für das gefangene Tierchen aber mit tödlicher Langsamkeit.“

„Näher betrachtet also ein Horrorfilm!“

„Für Dich, weil Du Phantasie hast und Dir vorstellen kannst, was mit Deinem Eiweiß in einer solchen drüsengespickten Blattröhre vor sich ginge.“

Wir klettern den langsam anschwellenden Rinnsalen nach, springen von Stein zu Stein, oder benutzen auch schon mal die bequemeren Pfade des Rotwilds. Einen Hirsch bekommen wir aber nicht zu sehen. Nur einmal prescht etwas durch die Latschen und das Birkengesträuch. Vielleicht Hirschkühe. Ich dachte zuerst an Gemsen, aber das Geräusch war zu laut für die eleganten Kletterer.

Ich wurde zunächst kaum merklich, doch allmählich spürbar immer müder. Nicht dass ich schwere Beine bekommen hätte. Die Spannkraft ließ nach. Doch dagegen gab es ein Wunder wirkendes Mittel. Unser Bach war inzwischen angeschwollen. Er rauschte, gischtete und schoss in tollen Kaskaden über die Felsen. Einen richtigen Trog hatte er sich ausgehöhlt. Eine Naturbadewanne, wie für uns geschaffen. Da gab es kein langes Zaudern. Runter mit den Kleidern und untergetaucht. Dann noch Brause von oben. Der Wasserstrahl zerspie auf unseren weißen Rücken. Nun schnell, schnell wieder raus, sich geschüttelt und wieder rein in die warmen Kleider.

Das Eiswasser hat mir die Müdigkeit aus der Haut gezogen. Das Bachbett mussten wir verlassen, immer tiefer und wilder wurde die Schlucht. Zersplitterte Tannenstämme lagen quer. Wir hielten uns nun schräg am Hang und stiegen so gemäßigten Schrittes zwischen hohem, hüllendem Nadelwald zur Langenau hinab.

In Wildbad Kreuth stillten wir den ersten Hunger. Ein Liter Milch verzischte nur so. In der Jugendherberge legten wir nach. Noch ein kurzer Erfahrungsaustausch mit anderen Wanderern und schon lag ich im Schlafsack. Und müde wie ich war, machte ich einen Fehler. Ich hätte meinen Begleiter um seinen vollen Namen, seine Adresse bitten sollen. Ich dachte noch, ich würde ihn beim Frühstück wieder sehen, aber er war noch vor mir aufgestanden und verschwunden. Wahrscheinlich hatte er am Abend bezahlt und war dann schon im Dämmerlicht aufgebrochen. Man wird sich kaum wieder sehen. Knapp drei Monate und schon bin ich wieder weg aus München, und er wird sich auch nur meinen Vornamen gemerkt haben.

Ich bin der erste, der losradelt. Der Tegernsee ruht in morgendlicher Stille. Gegenüber das Dorf mit dem schlanken, spitzen Kirchturm muss Rottach-Egern sein. Nicht weit von mir, zwischen einigen vorjährigen Schilfstängeln jagen zwei Kormorane.

Noch scheint die Sonne und ich radle im kurzärmligen Hemd. Doch als ich am Schliersee anlange, empfängt mich ein rauer Wind. Um die Brecherspitze, zu der ich aufsteigen wollte, zieht eine finstere Wolkenwand auf und bald schiebt sich eine blei-graue Regenmasse über die Spitzen der Berge.

München zu ist es noch hell. Also schnell nach Hause in die Lindwurmstraße zu Frau Meyer! Doch ich kann mich nicht so schnell trennen. Ich stelle das Fahrrad ab und steige hinauf zu drei einsamen Fichten und setze mich unter deren weit ausladende Äste. Ich finde noch einmal kurz zur Ruhe und lasse den Anblick der düster umwölkten Berge auf mich wirken. Die letzten Segelboote suchen einen Ankerplatz. Und dann fallen schon die ersten, besonders schweren Tropfen. Ich finde – samt Fahrrad – einen Unterstand in einer Almhütte.

Bald hellt es wieder auf – vielleicht nur kurz, doch ich kann weiterfahren. Immer schärfer bläst der Wind und schlägt nun auch noch um, treibt mich nicht nach München, sondern bläst mir mit voller Wucht ins Gesicht und unter die Haube meines Umhangs. Meter um Meter muss ich mich – sogar auf ebener Strecke in den Pedalen stehend – vorankämpfen. Zu den 18 Kilometern nach Holzkirchen, die ich in einer Stunde zu bewältigen hoffte, brauche ich doppelt so lange.

Und jetzt ging's erst richtig los. Das Gewitter brach herein. Ich schaffte es gerade noch zu den ersten Häusern von Holzkirchen. Weit ausladende Dächer und sogar eine Bank im geschützten Bereich. Ich vesperte einen Kümmelkipf und erfreute mich meines trockenen Zustandes, während ich andere triefend vorbeiradeln sah. Doch das blühte auch mir und ich bibberte schon in der Vorfreude auf diese „Spritztour". Der Regen wollte nicht aufhören und der Wind sich nicht legen. Da nützt dir auch der beste Regenumhang wenig. Vom Vorderrad spritzt das Wasser auf die Schuhe und bis unter die Knie und über die Stirn läuft dir der Seich in den Kragen und immer weiter hinab in Richtung Bauchnabel. Eine grausliche Aussicht. Durchnässt und mit einem Schnupfen würde ich in München ankommen, wenn überhaupt. Und wenn ich noch länger wartete, würde es Nacht. Ich musste meinen Unterstand aufgeben und losradeln. Es war so schlimm wie vorhergesehen.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen: Ich kaufte am Bahnhof Holzkirchen eine Fahrkarte. DM 3.10 einschließlich Fahrrad. Zwei Prozent meines monatlichen Budgets und das Äquivalent von zwei Theaterkarten. Ich lud das Rad in den Gepäckwagen und drängte mich in ein Abteil. Und Du magst es glauben oder nicht, aber hier in dem überfüllten, stickigen, aber doch so herrlich warmen Abteil sitzen zu dürfen, erfüllte mich mit einem Gefühl des Wohlbehagens, nachhaltiger als die gewissermaßen seelenvollen und andere zu Lyrismen animierenden Blicke auf Tegernsee und Schliersee. Das ist so banal und fast schon demütigend. Doch ein gewisser Trost: Auch viele andere Radler waren so gescheit gewesen wie ich und hatten ihre Stahlrösser dem großen Bruder anvertraut.

Und daheim nahm mich Frau Meyer mit Eierspätzle und Apfelkompott in Empfang. Prächtig erholt soll ich ausgesehen haben.

Ich will meine Lage aber nicht beschönigen. Heizen ist im Preis meines Zimmers nicht inbegriffen. Warm ist es nur in Meyers Küche. Der Wetterumsturz wirkt nach. Ekelhaft kalt ist es in München. Zur Universität radle ich trotzdem, verzichte aber vorläufig auf Extratouren. Das fördert die häusliche Arbeit, sofern man es zu vermeiden weiß, beim Lesen steif zu frieren. Ich mache das so:

Ich schlüpfe in den amerikanischen Armeeschlafsack, lege das Buch vor mich auf den Tisch, ziehe den Reißverschluss hoch bis zum Hals und blättere mit der Nase um.

Doch wir haben Mai. Da muss es wieder warm werden! Vorhin war Frieder, mein Klassenkamerad, der in München Veterinärmedizin studiert, bei mir und hat mir vorgeschlagen, demnächst morgens um 4 Uhr mit ihm auf Wildsauen anzusitzen. Mich schaudert, aber ich werde mich dick anziehen. Und falls es regnet? Frieder beruhigte mich: Der Hochsitz habe ein Dach. Hoffentlich ist es auch dicht. Und im Übrigen schwört Frieder auf Lodenmäntel. Diese hielten auch stundenlangem Nieselregen stand. Nur habe ich eben keinen. Nun gut, bald wird wieder die Sonne scheinen.

Ein Radausflug zum Kloster Andechs

Diese Wetterprognose erwies sich erst mittelfristig als richtig. Am 30. Mai berichtete ich den Eltern:

Das lange vorlesungsfreie Wochenende zwischen Himmelfahrt und dem Sonntag Exaudi sollte den Frühling einläuten - nach wochenlangem nasskaltem Wetter. Bereits am Vorabend schien die Sonne, und so bin ich nach einem obligatorischen Röntgen meiner Lunge, wie es für alle Studenten vorgesehen war, noch am Mittwochabend losgeradelt. München und Umgebung sind angenehm eben, und es gibt entlang der Ausfallstraßen auch Radwege. So erreichte ich bereits nach 2 1/2 Stunden die Jugendherberge Steinebach am Wörthsee.

Das letzte Stück vor Steinebach war am schönsten. Ein Einheimischer hatte mir eine Abkürzung durch den Wald empfohlen. Der Weg war holprig und schien sich bisweilen ganz zu verlieren. Ich musste sehr vorsichtig fahren. Doch mein sanftes Vorgehen hatte die glückliche Folge, dass ich fast auf jeder Lichtung, die sich vor mir öffnete, auf ein Rudel Rehe traf.

Den Himmelfahrtsausflüglern bin ich auch am anderen Morgen aus dem Wege gegangen. Auf abgelegenen Pfaden gelangte ich zum Kloster Andechs. Und dort: Welch ein Trubel! Statt Kalvarienstationen fand ich am Klosterberg Jahrmarktsbuden, dicht an dicht. Ein richtiger Bauernmarkt: Strapazierfähige Hosen, bunte Schürzen, Schlafzimmerbilder mit Jesus und Schäfchen, Bonbonbuden, Wurststände und Bettler.

Doch die Krone des Ganzen war ein Marktschreier, der sich italienisch gab und für das Kredenz im Wohnzimmer die passenden Tonfiguren verscherbelte: Hochbeinige Rehlein und deutsche Schäferhunde und Spitze mit einem Aschenbecher im Maul, allesamt grell bemalt und – aus meiner Sicht - grauenhaft kitschig. Am meisten verblüffte mich, dass die Figuren – kaum empor gereckt - diesem Verkaufsgenie fast aus der Hand gerissen wurden. Nun gut, die Tonfiguren waren unwahrscheinlich billig, wenn man den Preis an dem für Porzellanfiguren maß. Offenbar erfüllten sie dasselbe Bedürfnis wie hochwertiges Porzellan: Schmücke, dein Heim! So ein Spitz mit Aschenbecher kostete nicht mehr als eine Bratwurst mit Senf und Brötchen. Doch was sagen die lieben Angehörigen, wenn ihnen das edle Mitbringsel präsentiert wird?

Da studierst du „Psychologie der Massen“ im Seminar und hier erlebst du sie in freier Wildbahn. Durch sein italisierendes Stakkato und sein Gestikulieren, das Kostbarkeiten suggerierte, steigerte der Marktschreier die Wallfahrer in eine Kaufpsychose. Sie achteten nur auf den niedrigen Preis und überlegten nicht mehr, ob ihnen der schwarz-weiße Spitz mit Aschenbecher denn auch gefalle und

ob sie diesen tagtäglich bei allen Mahlzeiten vor Augen haben wollten und ob sie diese Gebilde überhaupt den Verwandten und Freunden vorzeigen konnten, ohne sich zu blamieren. Die Wallfahrer strahlten selig wie Kinder, wie sie mit ihren Schnäppchen – behände in Zeitungspapier gewickelt - heimwärts zogen.

Himmelfahrt in Kloster Andechs ist ein wahres Volksfest. Man fährt Karussell, vespert Weißwürste mit süßem Senf, trinkt Andechser Bier - und hört aus der Lautsprecheranlage die Übertragung des Gottesdienstes.

Ab 11.30 Uhr konnte der Turm des Klosters bestiegen werden. Eine ununterbrochene Menschenschlange bewegte sich über die Holzstufen 60 Meter empor. Ich hätte am Abend gerne den Sack voll Zehnerle gesehen, welche der Mönch bedächtig von jedem kassierte. Doch der Aufstieg lohnt sich in jeder Hinsicht. Man hat von oben einen prachtvollen Rundblick, sofern man die Muße hat, diesen zu genießen und nicht ständig geschubst und von Nachdrängenden zum schleunigen Abstieg ermahnt wird. Man überblickt den Ammersee und den Pilsensee. Leider lagen die ferneren Ufer im Dunst.

Aus dem Menschentrubel, in dem ich mich aber auch wohl fühlte, zog es mich am Nachmittag wieder zurück in den Wald. Ich machte es mir auf meinem ausgebreiteten Hemd bequem, nahm ein Sonnenbad und las Schopenhauer "Die Welt als Wille und Vorstellung". Es war ein so friedliches, abgeschiedenes Plätzchen, dass es mich nicht Wunder nahm, nach einem kurzen Rascheln in fünf Schritt Entfernung ein Reh vor mir zu sehen. Es war offenbar nicht weniger überrascht als ich. Ganz verdutzt schaute es mich an, wie ich da mit dem Buch in der Hand an einem Baumstumpf lehnte. Es machte auf den Hinterläufen kehrt und flüchtete hinter ein paar Tännchen, von wo aus es mich nochmals musterte, als ob es beim ersten Hinsehen seinen Augen nicht so ganz getraut hätte.

Ganz München musste heute ausgeflogen sein. Auf jeder Waldschneise am Rande der Straße hatten sich einige eingenistet und spielten je nach Temperament Federball oder faulenzten in der Sonne.

Vom Balzruf der Birkhähne

Mein Bruder Manfred freute sich besonders über solche Schilderungen in meinen Briefen. Am 13. Juni antwortete er seinerseits mit einem Bericht über seine Exkursion zum Federsee in Oberschwaben. Er und zwei Klassenkameraden waren bis Buchau mit der Eisenbahn gefahren und dann weiter mit dem Fahrrad. Ein Bauer hatte ihnen erlaubt, in seiner Scheune am Rande des Moors zu übernachten.

Die Birkhähne zeigten sich erkenntlich. Einer platzierte sich auf einen Torfhaufen so, dass wir ihn mit dem lichthellen und scharfen Kosmos-Knirps-Glas sehr gut beobachten konnten. Nach ein paar Minuten rutschte der braune Hahn, der sich deutlich abzeichnende weiße Schwungfedern aufwies, vom Torfhügel hinab ins Gras. Der Federsee-Ornithologe, der uns führte, hatte den Balzruf des Birkhahns – oder auch die Antwort der Henne – nachgeahmt. So genau habe ich das nicht unterscheiden können. Der Hahn ließ sich wohl nicht bluffen, fühlte sich womöglich veräppelt und flog mit knallendem Flügelschlag über das Moor davon.

Doch wir hatten auch so großes Glück gehabt. Meist kann man sich den Hähnen nur bis auf 800 Meter nähern. Selbst für ein gutes Glas ist das zu weit. Schuld an ihrer Scheu ist, dass Touristen auch ins Banngebiet eindringen. So

wurden die Birkhähne bereits aus ihren angestammten Balzplätzen im Oggelshauser Ried vertrieben.

Auch für andere Vogelarten bietet das Ried um den Federsee ein Rückzugsgebiet. Selbst der seltene Purpurreiher, der nicht in Horsten, sondern im Schilf nistet, wird hier gelegentlich gesichtet. Leider lässt sich sein Flugbild nicht von dem des Fischreihers unterscheiden und so kommt es durch Abschüsse immer wieder zu Verlusten.

Auch Schwäne nisten am Federsee. Einer stieg auf und flog mit rauschenden Flügelschlägen über das Moor. Weithin war es zu hören. Ein imposantes Bild: dieser riesige, weiße Vogel mit dem lang nach vorne gestreckten Hals.

Mit dem Boot fuhr ich noch zum Beobachtungsturm, der sich am Rande des Sees auf Pfählen, die ins Moor gerammt wurden, erhebt. Das musste auf vereister Fläche geschehen; sonst würde man im Schlamm versinken.

Von diesem Turm aus wurde auf kurze Entfernung der Fischadler fotografiert. Um dies zu ermöglichen, wurde ein abgestorbener Baum ins Schilf gestellt. Durchziehende Schelladler blocken dort auch auf. Doch haben die Besitzer von Fischgewässern immer noch das Recht – außerhalb der Brutzeit – die Adler in Eisen zu fangen. In ihrer Habgier gönnen sie diesem Greif auch die paar Fische nicht.

Uns wurden in der Vogelschutzstation einige aufschlussreiche Farbfilme gezeigt. Sie zeugten von den Gefahren für die Tierwelt, aber auch von einigen Erfolgen der Vogelschützer.

Zu unserem Besuchsprogramm gehörte auch noch der Lindenweiher, ein Kleinod der Natur mit bizarren Baumformen. In diesen Quellsümpfen fühlt man sich wie im Urwald. Tausende von Vögeln brüten am Rohrsee. Es ist eine Wohltat, dass keine Straße hierher führt.

Freiherr von Bodman zeigte Farblichtbilder von der Halbinsel Mettnau, einem Vogelparadies bei Radolfzell, das ein allzu tüchtiger Bürgermeister aufschütten und mitsamt Yachthafen in ein großzügiges Freizeitgelände für Sportsfreunde verwandeln will. Da sträubt sich den Vogelschützern das Gefieder. Sie wollen kämpfen und ihr Paradies gegen die Geldsäcke verteidigen.

Warum soll man ausgerechnet hier Sport treiben?! Es gibt doch genug andere Flächen. Doch für diese Projektierer ist ein solches Vogelgebiet nur „Ödland“.

In Deinem Brief vom Tegernsee schreibst Du, dass Du dort Kormorane gesehen hättest. Die Experten meinten, es könne sich nur um Durchzügler gehandelt haben. Auch am Federsee seien sie schon gesichtet worden. Kannst Du mir weitere Einzelheiten berichten. Wie hoch liegt denn dieser See?

Die Fachleute in Buchau haben unser Knirps-Glas mit ihren 500-Mark-Ferngläsern verglichen und festgestellt, dass es für seinen Preis eine enorme Leistung aufweist.

Im Feuerbacher Tal beobachtete ich mit ihm am Sonntag vor Pfingsten auf fünf Meter Entfernung einen intensiv braunen Bussard. Er pflockte auf einem Buchenbäumchen auf. Ich erstarrte zur Salzsäule. Ganz, ganz langsam führte ich das – in diesem Falle – Nahglas zu den Augen. Nach einer Minute wandte der Bussard mir seinen Kopf mit dem gekrümmten Schnabel zu, und ich schaute direkt in seine gelb-schwarzen Augen. Er schien mich zuvor nicht bemerkt zu haben. Er äugte, und ohne zu erschrecken, strich er fast zögernd ab. Ich über-

legte, ob ein (vielleicht nur mir bekannter Horst, denn Herr Gaggstatter[5] hält ihn geheim) von dem eben beobachteten Bussard beflogen wird. Ich wartete, doch kein Bussard stellte sich ein und weiße Vogeltünche oder Mausgewölle fand ich auch nicht. Doch damit genug der Vogelkunde.

Und wieder in die Schule. Frau Jurszow hat die Deutsch-Aufsätze zurückgegeben. Ich konnte mit meiner Drei zufrieden sein. Bei ihr sind Vieren keine Seltenheit. Ich hätte eine Zwei bekommen können, wären mir nicht einige grammatikalische Fehler unterlaufen. Das Thema war: Der Wert eines Menschen ist nicht allein von glänzenden Geistesgaben abhängig.

In Latein mussten wir einen Brief Ciceros übersetzen. Zu einer Vier hat es noch gereicht.

Im Radio hörte ich einen Vortrag von Karl Jaspers „Die Atombombe und die Zukunft der Menschheit". Er wurde von mehreren Sendeanstalten ausgestrahlt. Soll ich versuchen, ihn zu bestellen?

In Deinem letzten Brief schriebst Du, dass Dich die Widersprüche zwischen den scheinbar geschlossenen Systemen der Philosophen irritieren. Lies mal von Lessing „Die Erziehung des Menschengeschlechts". Es kommt auf das Streben nach der Wahrheit an; besitzen wird man sie nie. Neben der Vernunft gibt es für Sokrates auch noch das Daimonion. Darauf kann man sich eher verlassen. Wir haben einen sechsten Sinn für das Richtige. Den Schulaufsatz über den Wert des Menschen habe ich mit einem Wort des Bernhard von Clairvaux geschlossen: „Die Größe eines Menschen ist das Maß seiner Seele".

Über die Bedeutung dieses abschließenden Satzes habe ich lange nachgedacht – und dabei habe ich mir ausnahmsweise gewünscht, die lateinische Fassung des Wortes vor Augen zu haben. Da gibt es anscheinend eine „Seelenstärke", welche nach aller oder auch vor aller vernünftigen Kalkulation den Ausschlag geben kann. Doch dieses Thema habe ich nur zögernd aufgegriffen, da ich Manfred mit philosophischen Überlegungen nicht davon abhalten wollte, die für das Abitur so wichtigen passablen Noten in Latein und Griechisch zu erzielen.

München, Donnerstag, den 20. Juni 1957

Lieber Manfred!

Wie freut es mich, dass Du am Federsee die seltenen Birkhähne beobachten und Ornithologen und Naturschützer wie den Freiherrn von Bodman kennen lernen durftest! Ich bekäme ein schlechtes Gewissen, wenn nur ich allein solch eindrucksvolle Ausflüge in die Münchener Umgebung machen könnte. Im muss mich mitteilen. Und trotz der Vorbereitung auf die Hörgeldprüfungen verlasse ich immer wieder Hörsaal und Studierzimmer. Heute radelte ich zum Baden an die Isar. Auf dem Weg setzte ich mich im Wald auf einen Felsvorsprung und „studierte" - in Anpassung an die romantische Umgebung - „Heinrich von Ofterdingen". Eine weitere Ausrede, wenn auch banale für mein Novalis-Studium im Walde war der Umstand, dass Frau Meyer nach der gestrige, Großen Wäsche heute in meinem Zimmer bügeln wollte. Das gehörte zu unseren Absprachen und ich kann mich da leicht arrangieren. Und sie ist eine Seele von Frau. Während ich diesen Brief schreibe, bringt sie mir einen Teller Suppe mit Eier-

---

[5] Gaggstatter ist ein damals bereits mindestens 75jähriger Lehrer, den unser Vater, Manfred und ich auf pilzkundlichen Wanderungen durch den Kräherwald und das Feuerbacher Tal im Jahre 1946 kennen und schätzen gelernt hatten.

stich. „S'ist so gwittrig! Da fährt sie am End noch zamm!" Umkommen lässt sie natürlich nichts, und es ist so eine feine Brühe. Da habe ich sie eben „zammgessn" und nun kann ich weiterberichten.

Als es auf der Felsenbank zu heiß wurde, weil die Sonne am späten Nachmittag unter den Schatten spendenden Fichtenzweigen herein schien, ging ich noch zum Schwimmen an den Fluss. Das Wasser ist so kalt, dass es einem fast den Atem nimmt. Ich hatte schwer zu kämpfen, bis ich die Isar durchschwommen und einen sonnigen Felsen, der aus den Strudeln ragte, erklommen hatte. Mir klapperten die Zähne, als ich wieder auf der Kiesbank bei meinem Handtuch angekommen war.

Mit den vielen Vögeln, die Du beobachten konntest, kann ich nicht konkurrieren – und wahrscheinlich waren die Kormorane, die ich am Tegernsee in 750 m Höhe über dem Meeresspiegel beobachtete, auch nur Haubentaucher. Ornithologen müssen es genau nehmen, aber ich sehe im Grunde genommen auch nicht mehr, wenn ich einem Schmetterling den richtigen lateinischen Namen anhänge. Doch vielleicht gehört zum Sicherheits- und Heimatgefühl, dass man der Hülle des Unbegreiflichen einen Namen gibt.

Samstag, den 22. Juni 1957

Vorgestern bin ich mit meinem Brief nicht weitergekommen. Als ich die Bouillontasse in die Küche zurückbrachte, setzte ich mich zu Meyers vor das Radio und hörte die „weiß-blaue Drehorgel", eine beliebte bayrische Heimatsendung. Mein Bayrisch macht Fortschritte, und ich verstehe nun schon fast alles.

Gestern musste ich mich für die Prüfung zum Hörgelderlass anmelden und mich gleichzeitig erkundigen, wie die Studienförderung nach dem Honeffer Modell aussehen soll. Ich werde mich zum Stoff von drei Vorlesungen prüfen lassen: „Dichtung der Romantik", „Schopenhauer und Nietzsche" und „Der Zweite Weltkrieg". Mit Professor Schnabel, der „Geistes- und Sozialgeschichte" der Neuzeit liest, hatte ich auch gesprochen. Er rechnet mit 80 Prüflingen. Er stöhnte: „Das geht über meine Kräfte." Er stellte mir frei, eine schriftliche Arbeit einzureichen. Das klang zunächst verlockend, zumal ich Franz Schnabel sehr schätze, aber folgende Überlegungen haben mich dann doch abgehalten:

1. *Schnabel gibt große Überblicke und da kann ich mangels detaillierter Kenntnisse nicht immer folgen.*
2. *Der Stoff seiner Vorlesung ist für mich ziemlich neu. Das gilt besonders für die Entwicklung der Wissenschaft zu Beginn des materialistischen Zeitalters. So etwas kommt im Humanistischen Gymnasium zu kurz.*
3. *Ich müsste mich einlesen. Das war mir im ersten Semester bei der Vorlesung Vogts über die Züge Alexander des Großen viel eher möglich, weil die begrenzten Quellen zu einer überschaubaren Literatur geführt hatten. Ich hätte aus der Stofffülle der Vorlesung Schnabels ein kleines Gebiet herausgreifen müssen, also die Bedingungen der Erfindung der Kunst des Buchdrucks und dessen Bedeutung für den Erfolg von Luthers Reformation. Darüber hat er eine besonders eindrucksvolle Vorlesung gehalten. Doch mir fehlen eben noch die Kenntnisse, um solche Zusammenhänge erkennen und darstellen zu können.*
4. *Um also einen fundierten Essay über eine historische Frage zu schreiben und nicht nur ein paar Exzerpte zu bieten, hätte ich mich richtig einar-*

beiten müssen und das wäre unter Vernachlässigung anderer Vorlesungen und ihres Stoffs möglich gewesen. Ich erinnerte mich, wie viel Zeit mich eine solche Arbeit über Oliver Cromwell im ersten Semester gekostet hatte. Das war ein Stück eigener Geschichtsschreibung gewesen und dabei war ich noch nicht einmal in das Quellenstudium eingestiegen, sondern hatte nur Literatur verarbeitet.

Der Zeitaufwand für einen Essay wäre größer gewesen als das Risiko, bei einer mündlichen Prüfung zu versagen. Doch auch die Vorlesungen umfassen riesige Mengen an Stoff. Man bedenke: Sechs Jahre Zweiter Weltkrieg! Aber das ist ein Material, das mich anzieht. Ich habe mich insbesondere mit der Geschichte Polens im Zweiten Weltkrieg befasst – mit der Vernichtung der Juden im Warschauer Getto, aber auch mit der Ermordung der polnischen Offiziere durch Stalins Knechte in Katyn.

Historisches kann ich gut behalten und auch im Zusammenhang verstehen. Schwieriger ist für mich das Philosophieren. Trotz der Einübung im humanistischen Gymnasium muss ich viel philosophisches Vokabular neu lernen.

Bei der Romantik, auch so ein weites Feld, will ich einiges Typische herausgreifen und dann in der mündlichen Prüfung versuchen, das Gespräch auf vertrautes Gelände zu lenken – so im Stil des Witzes vom Prüfling, der sich auf die Würmer vorbereitet hat, dann aber nach den Elefanten gefragt wird und prompt antwortet: „Der Elefant hat einen wurmförmigen Rüssel. Die Würmer sind eingeteilt in…“ Verhängnisvoll wäre eine schriftliche Prüfung mit präzisen Fragen. Das war genau das, was Vogt im Anschluss an seine Vorlesung über Alexander den Großen den Kandidaten zugemutet hat. Ich meine, es waren etwa 15 Wissensfragen! Wenn ich damals nicht mehrere Bücher zum selben Stoff gelesen hätte, wäre diese Prüfung wahrscheinlich schief gegangen. So war Vogt richtig verblüfft, dass ich selbst die Namen der Freunde Alexanders aufzählen konnte, also Einzelheiten, die man beim einmaligen Lesen eines Textes kaum behalten kann und deren Kenntnis auch wenig sagt über das Verständnis der Epoche.

Ich muss lernen, mich rasch, präzise und ohne zu Stottern auszudrücken. Vielleicht hilft es, wenn ich aufschreibe, was ich gerade lese. Das zwingt mich zum knappen, klaren Formulieren und vielleicht lernen auch die Leser der Briefe noch etwas dabei.

Bevor dies losgeht, will ich aber noch – außerhalb der Prüfungsvorbereitungen – auf Deine These eingehen: Die Hauptsache ist das Streben nach der Wahrheit. Diese aber zu besitzen ist unmöglich, weil es keine absolute Wahrheit gibt.

Ich will diesen Satz jetzt erst mal gelten lassen, obwohl er eigentlich ein Widerspruch in sich ist, denn dieser Satz erhebt für sich ja auch den Anspruch, wahr zu sein. Da kann man endlos fortmachen wie bei dem altbekannten Satz: „Alle Kreter lügen“, sagt ein Kreter. Ich verstehe Deine These so: Über absolute Wahrheit zu diskutieren, führt nicht weiter. Die absolute Wahrheit ist dem Menschen verschlossen. (Von göttlichen Offenbarungen will ich hier nicht reden.) Wir Menschen glauben aber an das Vorhandensein der Wahrheit. Ich bezweifle sogar, dass wir ohne diesen Glauben lebensfähig wären. Wahrscheinlich würden wir in Schwermut versinken.

Von dieser (unerreichbaren) absoluten Wahrheit möchte ich die individuellen Wahrheiten unterscheiden. Darunter verstehe ich das, was für einen einzigen

Menschen in einem einzigen Augenblick wahr ist. Solche Wahrheiten ändern sich im Laufe des Lebens eines bestimmten Menschen fortwährend, aber er ist immerhin imstande (bei möglichst sorgfältiger Aufzeichnung) sich dieser früheren und vielleicht auch nachhaltigen Wahrheiten zu erinnern. Und diese Erinnerungen an Augenblickswahrheiten verweisen auf das Steigen und Sinken des Wahrheitsgehalts bestimmter Aussagen.

Die Menschen, die über einen hohen Grad von – auf Erinnerung basierendem - „Selbstbewusstheit" verfügen, werden im Laufe der Jahre einige für sie selbst geltende Wahrheiten herausarbeiten. Diese Wahrheiten sind dann Teil und Ausdruck ihres individuellen Seins, man könnte auch sagen, des Verhältnisses ihrer Seele zu Welt und Gott, wobei allerdings „Gott" ein Begriff, vielleicht auch eine bildhafte Vorstellung ist, mit der ein Philosoph schwer umgehen kann.

Du schreibst nun weiter, dass das Streben nach Wahrheit dem Menschen eingeboren sei und dass es zu seiner Menschenwürde gehöre, etwas Neues anzustreben und auch mal etwas Altes, Überholtes umzuwerfen. Ich tue mich mit einigen dieser so geläufigen Begriffe schwer. Für mich ist das Streben nach Wahrheit tatsächlich ein Charakteristikum des Menschen. Das unterscheidet ihn vom Affen. Ich erinnere an den Anfang des Johannes-Evangeliums und den Monolog in Goethes „Faust": Am Anfang war der logos.

Aber was hat es mit der „Menschenwürde" auf sich? Was verstehst Du darunter? Das ist mir ein teuer wertes Wort, insbesondere seit ich wieder und wieder in den Quellen des Zweiten Weltkriegs gelesen habe, wie darin mit Menschen umgegangen wurde, ganz konkret: wie sie vernichtet wurden.

Man könnte es angesichts dieser Erfahrungen „heroisch" nennen, dass der Mensch immer weiter nach dem Sinn seines Daseins und dem Ziel der Geschichte forscht. Doch Determinismus und Heroismus vertragen sich eben sehr schlecht. Wir sind nun mal verdammt oder begnadet, je nachdem, was der einzelne für wahr hält, nach der Wahrheit zu suchen. Aber ich frage Dich, wo bleibt die Würde bei dieser Suche? Es graut einem nur noch, wenn man daran denkt, dass auf dem Tor von Buchenwald „Jedem das Seine" steht. Was haben die Nazi-Menschen sich nur dabei gedacht? Konnten sie überhaupt denken?

Aber das wollte ich Dir eigentlich gar nicht schreiben, sondern – wie ein braver Student – rekapitulieren, wie Hegel sich die Entfaltung der Wahrheit erklärt, und weshalb es so etwas wie eine statische, eine feststehende Wahrheit nicht geben kann.

Da es eine unmittelbare Anschauung der Wahrheit nur in den Offenbarungen der Religionen gibt, muss der Philosoph sie mit Hilfe des Denkens zu erforschen suchen.

Descartes gründete seine ganze Existenz auf das Denken. Ego sum cogitans. Indem ich denke, bin ich.

Die Inhalte, die wir haben bzw. die Dinge, die wir zu erkennen meinen, entsprechen aber nicht der wahren Seinswelt, sondern nur unseren Denkformen. Nach Hegel entspringt nun diese Dualität des „An-sich" und „Für-uns" wiederum aus dem Denken selbst. Wie kann nun aber das Denken die Erfahrung von Wahrheit oder Irrtum machen, wenn es sich auf sich selbst bezieht?

Denken heißt abgrenzen. Die Bestimmung der Grenze ist aber schon der erste dialektische Schritt, denn das Endliche hat sein Ende, wo das andere, aus dem es hervorgeht, aufhört. So bildet sich eine Antithese. Wenn ich das Sein denke, muss ich auch das Nichts denken. Das ist das dialektische Moment. Das zuerst

Gedachte, also die These, hat seine Bestimmung im als zweites Gedachten. Das ist die Antithese. Sowohl These als auch Antithese sind für sich allein gedacht unwahr. Die Wahrheit liegt in der Synthese. Die Synthese von Sein und Nicht ist das Werden. Das Gewordene wird nun aber selbst wieder zur These und ist für sich allein unwahr. Also eine Kette ohne Ende.

Der Widerspruch (die Antithese) ist ein Element der positiven Unruhe, durch den sich die Wahrheit entfaltet.

Manchmal ergänzen sich die drei Fächer meines Studiums. Ist das folgende Gedicht von George Herbert, der 1633 gestorben ist, nicht eine treffende Ergänzung und Verklärung des von Hegel Gesagten?

The Pulley

When God at first made man,
Having a glasse of blessings standing by,
Let us (said he) poure on him all we can.
Let the world's riches, which dispersed lie,
Contract into a span.

So strength first made a way
Then beautie flow'd, then wisdom, honour, pleasure.
When almost all was out, God made a stay,
Perceiving that alone of all his treasure
Rest in the bottom lay.

For if I should (said he)
Bestow this jewell also on my creature,
He would adore my gifts instead of me,
And rest in Nature, not the God of Nature.
So both should losers be.

Yet let him keep the rest,
But keep them with repining restlessness.
Let him be rich and wearie, that at least,
If goodnesse lead him not, yet weariness
May toss him to my breast.

Und wenn ich nun ein Dichter wäre und alle Finessen des Englischen verstünde, dann könnte ich diese Verse und Strophen ins Deutsche übertragen. Soll ich es mal versuchen? Ich würde es bei freien Rhythmen belassen. Doch auch dies ist mir im Moment zu mühsam. Die Kerngedanken, den dialektischen Impetus, das den Menschen Antreibende, aber auch Erschöpfende wirst Du auch so verstehen.[6]

---

[6] Eine adäqate Übertragung dieses Gedichtes ist mir nicht gelungen. „Der Flaschenzug“ ist doch kein Titel für ein Gedicht! 2002 ist eine Übersetzung von Inge Leimberg erschienen in: Georg Herbert: The Temple. Secret Poems ans Private Ejaculations, Berlin 2002, 473 S. € 39. Ich konnte diese noch nicht einsehen.

Damit soll es genug sein für heute. Und meine nicht alles sofort weiter erörtern zu müssen. Dein Zwischenziel ist jetzt erst mal das Abitur und dann sehen wir weiter.

Dein Theo

Dass der Brief an den Bruder so ausführlich auf philosophische Probleme einging, war kein Ausrutscher in der Korrespondenz. Auch an andere Verwandte habe ich die Fragen, welche Professor Schillings Vorlesung über Schopenhauer und Nietzsche bei mir aufwarfen, weiter gegeben und meinen vorläufigen, doch jeweils ganz aktuellen Standpunkt formuliert. So gerieten die Briefe zum Tagebuch eines Philosophiestudenten. Was ich so notierte war der Niederschlag der Lektüre eines Klassikers der Philosophie im Hirn und Herzen eines Studenten, der naiv wie ein Wagner mit Faust parliert und was er verstanden zu haben glaubt, an die Eltern und Tanten weitergibt – immer auch im Bestreben, diese wissen zu lassen, dass es ihm gut geht und die neuen Erkenntnisse ihn nicht überwältigen. Das war auch die Tendenz eines Briefes vom 2. Juni an die Eltern.

Keine Angst, ich mache mir das Leben nicht unnötig schwer! Die Sonne scheint wieder. Die düsteren, kalten Tage sind vergangen und mit ihnen verschwanden auch die Grübeleien. Bei Lichte besehen, hat Schopenhauer auch nicht mehr Durchblick als ich. Er ist eben auch nur ein Mensch und als solcher kann er trotz seiner vierfachen Wurzel vom zureichenden Grund zu manchen Fragen nicht mehr sagen als unsereiner. Er kennt seine Grenzen und ich verehre ihn als klaren, illusionslosen Denker – und dies umso leichter, seit ich sicher bin, dass seine Philosophie auf einem ganz anderen Blatt steht als dem des Glaubens, bei dem es um die von Jesus und dem Neuen und Alten Testament geprägten Einstellung zum Leben und seinen Mitmenschen geht. Philosophie und Orientierung an Jesus als Vorbild sind zwei paar Stiefel. Seit mir das klar ist, kann ich mich ganz unbeschwert diesem Präzisieren meines Gedanken- und Begriffswustes hingeben. Schopenhauer schreibt so brillant, dass es mir wirklich Freude und Erholung ist, in seinen Schriften zu lesen. Wie klarsichtig – und in der Konsequenz auch weise – hat dieser Mann, das ihm bzw. uns von dieser Welt Erfassbare durchschaut.

Gestern Nachmittag wollte ich Frau Meyer Gelegenheit geben, mein Zimmer zu richten und eventuell auf meinem Tisch zu bügeln oder zu nähen. Darum setzte ich mich mit meinen Büchern auf eine Bank an der Theresienwiese. Neben mir saß eine Mutter und passte auf ihre drei spielenden Töchter auf und unterhielt sich dabei mit einer Dame, die sie gerade kennen gelernt hatte und die als dritte links außen auf unserer Bank saß. Sie wollte den kleinen Mädchen eine Freude machen. Diese sollten sich ein Bonbon aussuchen. Ich saß mit aufgeschlagenem Notizbuch rechts außen auf der Bank und konnte so jedes Wort dieser schnatternden Weltweisheit notieren.

„Ja nimmst Dir das rote. Du auch. Zwei rote werden grad noch drin sein.“

Doch das kleine Mädchen nimmt sich ein grünes.

„Ja, grün ist die Hoffnung. Und jetzt ist es auch noch runter gefallen. Macht nichts! S’ist ja nur Erde. Wir sind ja auch aus Erde und werden wieder zu Erde.“

Ich hielt mir die Geschichte des Zweiten Weltkriegs vors Gesicht, um nicht laut hinauszulachen. Viel gelernt habe ich auf dieser Bank nicht mehr. Solcherlei Lebensweisheiten konnte ich mir doch nicht entgehen lassen!

Doch dann habe ich mir eine Brotzeit zu der „Entfesselung des Zweiten Weltkriegs“ in die Mappe gepackt und bin zum Forstenrieder Park geradelt. Das ist eigentlich ein richtiger Wald. Sogar Wildschweine gibt es hier. Doch die vielen Lichtungen eignen sich zum Lagern. Es ist erlaubt. Keine Strafzettel. Doch mein Sonnenbad währte nur kurz und auch zum Abkochen kam ich nicht mehr. Als ich von meiner Lektüre, wieder mal einem Theaterstück von Tennessee Williams, aufblickte, war der Himmel schon ganz schwarz und Donnerrollen näherte sich. Ich verließ mein verstecktes Plätzchen und raste los, dass die Waden rauchten. Ich hab' ja keine Gangschaltung, doch überholt hat mich keiner. Treten, Treten so schnell es ging und dauernd klingeln beim Überholen. Als die ersten Tropfen fielen, fegte ich in unseren Hinterhof.

Frau Meyer hatte bei dem Gewitter angeblich Angst, ihr Pudding könne gerinnen. Da musste ich ihn doch vor dem Verderb bewahren. Sie ist eine liebe Seele. Also keine Sorge um mein geistliches und leibliches Wohl – vorläufig, bis wir dann eben alle – laut unserer Philosophin von der Theresienwiese – wieder zu Erde werden.

Auch die Großeltern musste ich beruhigen. Diese hatte ich geschockt mit einer getrockneten, selbst gefangenen und dem Brief an meine Eltern in gepresstem Zustand beigefügten Wanze, wie sie in alten Münchener Häusern und eben auch in meinem Zimmer nun mal vorkamen. Ich versicherte den Großeltern jedoch, dass das getrocknete Exemplar das letzte seiner Art gewesen sei, und berichtete dann, wie auch die Krise um den Erhalt meines Zimmers abgewendet werden konnte. Frau Meyer hatte mir nämlich gekündigt und nicht wegen der Wanzen, über die ich mit ihr gar nicht gesprochen hatte.

Was sie durch mich an Miete einnehme, kalkuliere ihr Mann ein und vertrinke es. Mir tut die Frau richtig leid. Da kommt sie dem Studenten entgegen und dadurch verschlechtert sich ihre Lage. Sie muss ihren Mann jetzt abends wieder aus der Wirtschaft holen, solange er noch gehen kann. Da habe auch ich die letzten Nächte unruhig geschlafen.

Doch nun hat Frau Meyer Gegenmaßnahmen ergriffen. Sie wird die Mehreinnahme sofort in Kohlen für den Winter anlegen. Zur Verlängerung meines Untermietverhältnisses hat auch Frau Walter wieder beigesteuert. Sie half mit Gratismedikamenten aus der Praxis ihres Sohnes. Heute Morgen habe ich meine Miete bezahlt. Nun wird es auch im dritten Monat gut gehen.

Auch um meine Ernährung braucht Ihr Euch nicht zu sorgen. Für den heutigen Sonntag habe ich noch gebackenen Fisch, den ich gestern fertig angerichtet gekauft habe und auch sonst noch allerlei. Die Zusammenstellung ist bunt. Über Langeweile braucht mein Magen nicht zu klagen. Den Fisch begleiten Haselnüsse und Rosinen, gelbe Rüben und Sauerkraut und zum Nachtisch gibt es eine Mischung aus Haferflocken, Milch und Traubenzucker, beträufelt mit Zitrone, gewürzt mit Anis und gefärbt mit Kaba.

Alle lieben Verwandten haben mir nach München geschrieben und mich auch mit Päckchen bedacht. Zu diesen Menschen gehörte auch meine Patentante He-

de, die ältere Schwester meines Vaters. Sie hatte - eingebunden in einen Bibelkreis von Frauen, die der Bekennenden Kirche nahe standen – das Dritte Reich seelisch unbeschadet überstanden, aber auch sie fragte sich besorgt, wie die Ideen der Aufklärung auf ihren Neffen wirken würden. „Verirre Dich nur nicht in der Philosophie!“, hatte sie mir am 2. Juni auf einer Postkarte mit Passionsblumen und einem Gedicht im Geiste Paul Gerhardts geschrieben. Ich antwortete am 4. Juni.

Das Motiv und die Verse Deiner Karte hast Du sicher mit Bedacht gewählt

Hier der Spinne Netzwerk in der Hecke,
Dort des Falters bunte Flügeldecke,
Einer Vogelkehle süße Töne
Und des Blütenkelches zarte Schöne:
Sind sie uns denn nicht genug der Zeugen,
Dass vor Gottes Größe wir uns beugen?

Diese so einfachen, unkomplizierten Beobachtungen und Reflexionen M. Fleesches entsprechen dem, was ich empfinde, wenn auf meinen Radtouren und Wanderungen die Wunder dieser gottbeseelten Natur mich erheitern und erhellen. Doch musste es mich nicht packen und aufwühlen, wenn Schopenhauer darlegt, dass diese ganze bunte, schöne Welt nur in unserer Vorstellung existiert und der Mensch sich diese Welt erst mit Hilfe der Denkformen von Raum, Zeit und Kausalität (ursächlicher Zusammenhang) aufbauen muss und dass wir gar nicht wissen können, was und wie beschaffen diese Welt wirklich ist, wir eben nur eine Vorstellung davon haben? Das wendet sich nun keineswegs gegen Gottes Größe. Kants und Schopenhauers Metaphysik führt uns vor größte, für immer und ewig unlösbare Rätsel. Der Materialismus wird als metaphysisches System sogar zwingend widerlegt. Doch erkennen zu müssen, dass alle Objekte eben nur in meiner subjektiven Vorstellung existieren und ich über ihr wirkliches und von mir unabhängiges Wesen keinerlei Aussagen machen kann, musste mich das nicht erschüttern? Lässt meine vorübergehende Unfähigkeit, mich in meinen Briefen in ausmalenden Naturschilderungen zu ergehen, sich da nicht verstehen? Ich musste Schopenhauers Metaphysik schon durchdenken, bis ich wieder zu innerer Ruhe und einer eigenen Anschauung kam. Wenn ich jetzt nachträglich meine Notizen lese, so scheinen mir diejenigen vom 26. Mai die entscheidenden zu sein:

„Die objektive Welt ist ein komplexes, vollkommenes Wesen. Unser Erkenntnisvermögen ist jedoch nicht vollkommen. Wir haben nur unsere Sinneswerkzeuge, und unser Verstand hat die Anschauungsformen von Raum, Zeit und Kausalität. Damit können wir uns aber nur ein Teilbild der Welt machen. Das Weltbild des Menschen ist das dem vollkommenen am nächsten kommende.

Ein Regenwurm hat ein Empfindungsvermögen für Helligkeitsunterschiede. Die Welt ist für ihn aus einfachsten Sinnesqualitäten aufgebaut. Er ist zu weiter gehender Differenzierung nicht fähig. Der Mensch empfindet nichts grundsätzlich anderes als der Regenwurm. Sein Weltbild steht nur auf einer höheren Stufe der Vollkommenheit. Doch auch ihm können seine Sinneswerkzeuge und der Verstand noch nicht das vollkommene Weltbild vermitteln. Diesem gegenüber ist er noch auf der Stufe dessen, der in der Nacht zwar zwei grüne Augen, aber kei-

ne schwarze Katze sieht. Das dem Menschen Eigentümliche ist nun aber das Ahnen der eigenen Unvollkommenheit und sein Wissen um das bislang vergebliche Streben diese Unvollkommenheit zu überwinden.“

Diese Position hatte ich also bereits am 26. Mai gewonnen. Du brauchst nicht zu befürchten, dass ich mich in der Philosophie verirre. Ich arbeite auf einer sicheren Basis: Mag ein metaphysisches System auch noch so geschlossen erscheinen, mehr als einen Teil der Wahrheit wird es nie enthalten.

Da dies nun vorläufig erledigt ist, kann ich in aller Ruhe zum Alltag zurückkehren, zum Studium und zu den Ferienplänen. An Pfingsten werde ich wahrscheinlich nicht nach Stuttgart kommen. Frieder Hammer wird ein Zweimannzelt erhalten, und wenn das Wetter einigermaßen mitspielt, werden wir in den Bayrischen Wald radeln, dorthin, wo er am einsamsten und wildesten ist.

Gestern Abend machte ich einen weiteren Versuch, für G. B. Shaw „Der Kaiser von Amerika“ eine Karte zu bekommen. Doch die Schlange der wartenden Studenten war zu lang. Ich gab so frühzeitig auf, dass ich im Amerikahaus noch ein Konzert der schwarzen Sopranistin Fanny Jones besuchen konnte. Mit ihrem natürlichen Charme gewann sie alle Herzen. Im ersten Teil sang sie klassische Lieder und Arien, darunter solche von Händel und Schumann. Im zweiten Teil dann Negro-Spirituals, also geistliche Lieder. Doch für einen, der den Text nicht verstand, war dies nicht so ohne weiteres zu erkennen, denn in allen Liedern herrschte so eine übermütig, fröhliche Stimmung. Es war die Freude darüber, dass Jesus Christus sie erlöst habe. Ein reizendes kleines Liedchen war dabei. Das hätte man geradezu ein geistliches Schnaderhüpferl nennen können. Ich hätte es mir sofort notieren müssen.

Ich war leichtsinnig gewesen und hatte keinen Regenumhang mitgenommen. So musste ich durch den prasselnden Regen im dunklen Anzug strampeln. Doch als ich erst mal in Fahrt gekommen war, machte es mir sogar Spaß, über den im Schein der Lampen blitzenden Asphalt zu fegen. Mein Anzug hat es besser vertragen als erwartet. Ich habe ihn sorgfältig aufgehängt und nun sind die Bügelfalten scharf wie ein Messer.

Und nun zum Schluss noch eine mörderische Geschichte, jedenfalls kein Motiv für ein Gedicht von Fleesche. Ich sitze am Montag in der Vorlesung von Franz Schnabel über den Ausbruch des mechanischen Zeitalters. Da juckt mich etwas recht hinterhältig und ausdauernd. Wieder daheim ging ich dem Jucken nach und entdeckte so niedliche kleine Tierchen, die man mit einem kleinen Knacks so schön in der Mitte auseinanderknipsen kann. Dieser Tätigkeit widmete ich mich mit Ausdauer. Meine mörderischen Fingernägel kannten kein Erbarmen. Doch, ein noch lebendes Exemplar lege ich bei. Aber Vorsicht, beißt!

Mit Frieder Hammer im Bayrischen Wald

Aus dem Ansitzen auf Wildsauen, das Frieder Hammer mir im Mai noch vorgeschlagen hatte, ist nichts geworden. Ich war eben mehr mit dem Münchener Kleintierleben befasst. Doch wir waren beide hocherfreut gewesen, uns nach den langen gemeinsamen Jahren am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium nun in München als Studenten wieder zu sehen, dass wir darauf brannten, etwas Grünes gemeinsam zu unternehmen – so in der Art von Hermann Löns. Schon in der Schulzeit hatte uns das Beobachten von Wild verbunden und auch dem Jagen war ich in meiner Fantasie nicht so ganz abgeneigt, wenn ich mich auch noch

gut erinnere, wie entsetzt ich war, als Frieder mir – und das war noch in unserer Schulzeit - gestand, dass er versehentlich einen der seltenen Wespenbussarde geschossen hatte. Ich wollte es einfach nicht glauben und wettete mit ihm, dass es nicht stimme. Er wollte diese groteske Wette natürlich nicht annehmen, aber ich bestand darauf. Also wir Jagdgenossen mochten uns. Schon in seinem großen, wilden Garten in der Hauptmannsreute war ich mit ihm auf die Pirsch gegangen. Mit seinem Luftgewehr hatte ich hoch vom Nussbaum eine Amsel geschossen, die wir dann gerupft und gebraten haben.

Frieder hatte es mit der Zimmersuche einfacher gehabt als ich, weil er im Haus seiner Verbindung wohnen konnte. Doch diese Annehmlichkeit hatte ihren Preis. Die Verbindung forderte eine Pflichtmensur. Frieder hielt dies zwar für überholt, stellte sich aber der Herausforderung. Gefochten wurde mit Säbeln. Absurd! Das war doch nicht einmal burschenschaftlich; das war 17. Jahrhundert! Frieder blieb wenigstens ein Schmiss erspart. Der Säbel seines Gegners verletzte ihn nur im wuscheligen Haar und die Wunde konnte unauffällig genäht werden. Trotzdem, dann doch lieber bei Frau Meyer in der Küche als auf dem Paukboden. Bei ihr galt es nur ausschweifende Geschichten über die badische Verwandtschaft und günstige Einkäufe aus zweiter und dritter Hand zu goutieren. Ansonsten war mein Bedarf an Kämpferischem mit ein wenig Judo, bei dem die Fallübungen im Vordergrund standen, und dem wöchentlichen Boxtraining, bei dem die Beinarbeit und das sorgfältige Decken mindestens so wichtig waren wie die linken und die rechten Geraden, reichlich gedeckt. Verletzungen wurden beim Universitätssport tunlichst vermieden.

Nach solchem Meinungsaustausch über schlagende Verbindungen und Kampfsportarten nahmen Frieder und ich uns für die Pfingstfeiertage eine Radtour vor. Allenfalls die berüchtigten Eisheiligen hätten sie noch durchkreuzen können. Doch auch für diese war es im Juni schließlich zu spät. Es wurde richtig warm und nur des Nachts sanken die Temperaturen noch bis fast zum Gefrierpunkt. So rüsteten wir für den Bayrischen Wald. Am 16. Juni berichtete ich – rückblickend - an die Familie in Stuttgart.

Mein Sonnenstich ist wieder verraucht, und Ihr sollt erfahren, wie es Frieder und mir bei unserer Radtour ergangen ist.

Die Packerei am Pfingstsamstag war langwierig. Immer höher türmte sich der Berg meiner Ausrüstung: Kurze Hosen, Blue Jeans, Parallelo[7], Regenumhang, Halbstrümpfe, Ersatzschuhe, Kochtopf, Angelgerät und noch das Stativ. Ich hatte dies geahnt und Packtaschen gekauft. Sehr stabil und wasserdicht. DM 16.50. Oben auf den Gepäckständer zurrte ich den Tornister mit dem Kalbsfellbesatz und noch eine Decke. Das Zelt, die Stangen und die Heringe teilten Frieder und ich unter uns auf. Mehr war unseren Rädern nicht zuzumuten.

Nach einer Portion Spagetti mit Eiern radelten wir am späten Nachmittag los. Bis ½ 9 Uhr hatten wir die 70 Kilometer bis Landshut geschafft. Hier kam es zu einer Meinungsverschiedenheit zwischen Frieder und mir. Er wollte unbedingt zelten, ich plädierte für Übernachten in der Jugendherberge. Ein Gewitter stand

---

[7] Da ich selbst nicht mehr wusste, was man darunter zu verstehen hat, habe ich im Internet nachgeschlagen und folgenden pseudonymen Eintrag einer „Schneekatze“, einer Hobbystrickerin, gefunden: „Das Besondere an dem Pullover ist, dass man an einem Ärmel zu stricken beginnt, dann Vorder- und Rückenteil strickt und zuletzt den zweiten. Ärmel. Alles an einem Stück, so dass man es am Ende nur oben an den Schultern zusammennähen muss.“

am Himmel, es dämmerte bereits. Ohne Unterlage auf dem nackten Boden zu kampieren, fand ich zu riskant. Wir konnten uns leicht erkälten. Ich setzte mich zwar durch, doch aus Frieders Miene war zu schließen: Meine Argumente hatten ihn nicht überzeugt. Sein Schicksal: mit einem Stadtpflänzchen ohne Mumm und Draufgängertum auf Fahrt zu sein.

Frieder steht unter dem Zwang, sich wenn nicht helden-, so doch naturburschenhaft aufzuführen. Bis zum Herzklaps würde er hinter einem anderen herrasen, bevor er diesen auffordern würde, doch ein bisschen langsam zu tun. Dabei kann er selbst Rücksicht nehmen. Es stimmt, ich beneide ihn manchmal um seine Vitalität und Unbekümmertheit, mit der er die Dinge anpackt, aber ich frage mich dann doch: Tut er das alles freiwillig oder will er irgendjemandem etwas beweisen? Dass man manchmal, um ein Ziel zu erreichen, den nicht mit Ruhmestaten bekleckerten Weg des geringsten Risikos einschlagen muss, passt nicht zu seiner Art. Er wollte auf unsere Tour nicht einmal Decken mitnehmen. Drei Stück habe ich schließlich durchgesetzt.

Wir sind also in der Jugendherberge untergekommen. Die Nacht hat es durchgeregnet. Und dann am nächsten Morgen ging alles glatt. Sonnenschein und milde Luft. Isarabwärts bis nach Deggendorf, wo wir die Donau erreichten, war es topfeben. Doch hinter Deggendorf erhob sich der Bayrische Wald. Unser Weg führte über den Rusel. An dessen Fuß empfingen uns die Schilder „Kurvenreiche Strecke auf 5 km“ und „13,5 % Steigung“. Da zieht dich das Gepäck nach rückwärts.

Mitten am Berg wurde es Zeit zum Übernachten. Wir fanden eine Lichtung mit einem Blick auf das Band der Donau. Ich sorgte für eine federnde Heidekrautunterlage, und Frieder baute darüber das Zelt auf, während ich noch Tannenreisig für ein Feuerchen zusammentrug. Erbswurstsuppe mit Speck und Brot. Frieder blies auf dem Jagdhorn noch einige Signale. Sau tot, Hirsch tot und was sonst noch in Frage kam. Auf dem mit grünem Leder umwickelten Jagdhorn ist Frieder schon ein echter Waidmann. Die hiesigen Jäger werden sich über unsere Signale gewundert haben. Wir breiteten um unser Zelt eine stattliche Strecke aus. Dann krochen wir in unsere dünnen Jugendherbergsschlafsäcke. Und wenn Frieder auch noch etwas herablassend tat, er hat die zusätzlichen Decken dann doch zu schätzen gewusst. Im Bayrischen Wald ist es auch im Juni des nachts noch affenkalt.

Auf meinem Heidekrautpolster haben wir passabel geschlafen. Wir faulenzten in den Morgen hinein und kochten und brutzelten dauerhaft: Kaffee, Toast, Eier (vom benachbarten Bauernhof) und noch einmal Erbswurstsuppe. Nebenher versuchten wir – vergebens – die Horazschen Verse auf das kleine Schweinchen in der Herde Epikurs zusammenzustoppeln.

So gestärkt haben wir den Rusel vollends genommen und von der Höhe ging es dann einen Bergbach abwärts rasch nach Regen, vorbei an Wiesenrainen, betupft mit Margueriten, Kuckucksnelken und blassblauen Glockenblumen.

Hinter Regen mussten wir wieder schieben und uns Serpentinen empor schrauben. Doch dann erreichten wir unser Ziel, Zwiesel, den Hauptort des Bayrischen Walds. An einer Quelle fanden wir einen Zeltplatz. Frieder radelte nun zurück nach Zwiesel, um Forstmeister Klotz, einen alten Herrn seines Corps aufzusuchen. Ich schloss das Rad ab, zog am Zelt den Reißverschluss nach unten und ging mit der Kamera auf die Pirsch. Mir fehlte nur ein Teleobjektiv, sonst hätte ich auf einer Waldwiese – unweit unseres Zeltes – einen Rehbock

„schießen“ können. Nachdem ich mir noch einen Caro-Kaffee gekocht, mich an der Quelle gewaschen und auf dem Jagdhorn ein paar Misstöne produziert hatte, legte ich mich schlafen.

Womit ich nicht gerechnet hatte, Frieder kam noch bei Tageslicht zurück und rückte dann, nachdem er mich noch kurz auf die Folter gespannt hatte, mit seiner Neuigkeit heraus. „Diese alten Herren im Corps sind manchmal schon Extraklasse, und der Forstrat Klotz ist ein Volltreffer. Morgen wird er uns durch sein Revier führen.“

Wir standen früh auf. Da heißt es immer „vor Tau und Tag“, aber das ist nur so ein Wortspiel. Es war halt ein frischer Morgen und die Sonne schien. Wir trafen uns um 8 Uhr vor dem Forsthaus. Klotz trug wie erwartet eine grüne Uniform. Er war von gedrungener Figur und unter der Krempe seines gleichfalls grünen Hutes war kurz geschnittenes, schwarzes Haar mit einem grauen Schimmer zu erkennen. Einerseits ein gebildeter Mann, aber andererseits auch eine richtige Wildsau, borstig, kernig und mit den Hauern am Aufreißen des Bodens. Ein schwieriger Typ. Früher mal Nazi – und Blut und Boden immer noch verhaftet. Frieder hatte mich vorbereitet. „PG Klotz war nicht so leicht zu entnazifizieren. Der Sturkopf musste ein Jahr ins Zuchthaus; dann hatte er sich vier Jahre lang als Waldarbeiter zu bewähren und schließlich hat man ihn zum Naturschutz abgeschoben.“

Doch Klotzens Geltungs- und Tatendrang war ungebrochen. Verbiestert und aggressiv machte er sein Revier zu einem Muster- und Versuchsgebiet. Er berief sich auf ausländische Erfahrungen und erprobte den „Waldumbau“ mit dem Ziel: ungleichaltriger Mischwald, der sich selbst besamt und ohne Kahlschlag dauerhafte Erträge bringt. Er wetterte nur so gegen die Stangenäcker bzw. Soldatenwälder. So nennt er sie, seit ihm ein Kollege mal entgegengehalten hat: Wo bleibt bei Ihnen, Kollege Klotz, die Ordnung im Walde?

Beim Mittagessen in einem Waldgasthaus, in das er uns einlud, erfuhren wir dann noch mehr über ihn. Im Zuchthaus hat er zu malen begonnen. Hinter seinen Bildern steckt urwüchsige Kraft. Expressionistisch in der Art von Schmidt-Rottluff. Die Nazis hätten das entartet genannt. Mich wundert es nicht, dass er damit jetzt Erfolg hat.

Und dann hat er uns noch von Dreharbeiten im Revier erzählt. Wie sich der Regisseur abgemüht habe, Eva Bartok zu bewegen, die ganze glänzende Zahnreihe zu präsentieren. Und das Blendax-Lächeln allein genügte nicht, das werte Publikum musste auch noch das Grübchen zu sehen bekommen. Wir hätten uns vor Lachen fast an unserer gefüllten Kalbsbrust verschluckt.

Doch der Clou kam zum Schluss. Er hat uns beiden aus der Hand gelesen, nachdem er uns zuvor mittels einer Anekdote die nötige Hochachtung für seine Kunst der Chiromantie beigebracht hatte. Während seiner Zeit als Kampfflieger hatte er in einer holländischen Kneipe, als alle so richtig in Stimmung gekommen waren, einigen örtlichen Ganoven aus der Hand gelesen. Ein Mordsspaß, doch in einem Falle hatte er zunächst herumgedruckst, was man sonst von ihm nicht gewohnt war. Schließlich hatte er aber doch, wenn auch nur unter vier Augen und nach langem Studium der Innenpranke einem der Kerle auf den Kopf zugesagt: Da sei nun mal ein deutlicher Zug zum Raubmord zu konstatieren, wobei naturgemäß nicht zu erkennen sei, ob es sich um einen künftigen oder einen bereits zurückliegenden Fall handele. Der so Angesprochene habe bitter und etwas gezwungen aufgelacht, habe nach einer Lage Freibier gerufen, diese

sofort bezahlt und sich dann kommentarlos aus dem Staube gemacht. Die anderen hätten sich alle um ihn, den Kampfflieger Klotz, gedrängt und angesichts des überraschenden Freibiers zu erfahren gesucht, was er dem Entwichenen vorhergesagt habe. Flüsternd hätten ihm dann zwei Flittchen bestätigt, dass er sein Gegenüber – post factum - richtig eingeschätzt habe.

Klotz ist ein mitreißender Erzähler, aber ich lasse mir da keine Schauer über den Rücken jagen. Die Hand ist zwar das unverwechselbarste Körperteil des Menschen, doch wie ist man denn zur Zuordnung und Deutung bestimmter Handlinien gekommen? Ich nehme an, dass es da nur Konventionen gibt und voreilige Verallgemeinerungen von einer Generation der Wahrsager zur anderen gereicht werden. Beim aus der Hand lesen bin ich noch skeptischer als bei der Deutung von Handschriften, über die ich im Zuge des Studiums der Psychologie schon einiges gelesen habe. Man könnte Regeln doch nur aus dem umfangreichen Vergleichen von Handlinien mit Charaktereigenschaften ableiten. Ich nehme an, dass dies ernsthaft zu versuchen genau so scheitern würde, wie einst der Versuch Johann Caspar Lavaters, aus der Physiognomie eines Menschen auf dessen Charakter zu schließen. Im Falle Lavaters hat es uns in den „Physiognomischen Fragmenten" wenigstens eine schöne Sammlung von Graphiken eingebracht, und diese Bilder als solche wusste sogar der im wissenschaftlichen Fragen begabte Goethe zu schätzen.

Auch im Fall unseres aus der Hand lesenden Oberforstrats machte es mir Spaß zu verfolgen, wie dieser intelligente Mann im Blick auf unsere Handlinien und wahrscheinlich nicht weniger aufgrund seiner Beobachtung unseres Verhaltens, deutliche Unterschiede im Charakter der vor ihm sitzenden beiden Studenten zu erkennen vermochte und zu formulieren wusste.

Beim Blick in Frieders kräftige Hände meinte er sofort: willensstark, klarer Verstand, strotzend vor Kraft und Gesundheit, ausgesprochen praktisch veranlagt und eine deutliche Trennung von Vernunft- und Venuslinie. Sollte dies heißen: Wenn es bei Frieder funkt, dann setzt der Verstand aus? Dieses Thema haben wir dann aber nicht vertieft. Frieder und ich hatten über Mädchen höchsten im Allgemeinen, aber noch nie im Blick auf eine bestimmte gesprochen. Weil Frieder aber Schwestern und Cousinen hat, dürfte er auf den Umgang mit der Venuslinie besser vorbereitet sein als ich.

Bei mir machte Klotz zu dieser Perspektive keine Anmerkungen. Meine Hand sei schmäler und länger und ich sei ein eher intellektueller Typ, doch gleichfalls willensstark. Letzteres schloss er aus der Haltung des Daumens. Von Natur aus sei ich weniger gesund. Bei mir würde es wahrscheinlich später zu Kreislaufstörungen kommen. Das schloss er aus einem Schwänzchen an der Schicksalslinie.

Doch ich bleibe dabei: Diese Identifizierung von Hautfalten mit einer Schicksals-, Verstandes- und Venuslinie ist rein willkürlich, ein Produkt der Phantasie und der Zigeunerromantik. Schon die Sprache nährt bei mir diesen Verdacht. Statt von einer Venuslinie würde ich dann schon eher von einer Trieblinie sprechen, falls sich in der Hand überhaupt der Charakter eines Menschen ausprägen sollte.

Falls es Euch beruhigt, dann kann ich auch mitteilen, dass Klotz feststellte, dass bei mir die Venus- und die Verstandeslinie sich vereinigten, wo hingegen – und da griff er noch einmal nach Frieders Hand – bei diesem Liebe und Vernunft zwei Paar Stiefel seien.

Mein erstes bayrisches Bier „Zwieseler Pfefferbräu“ habe ich in diesem Waldgasthof auch getrunken. Zu Weißwürsten, süßem Senf und Knödeln lasse ich mich dann von meinen Patentanten einladen, wenn sie mich in München besuchen sollten.

Nach dem Mittagessen, das einschließlich Ölsardinenvesper geschlagene zwei Stunden gedauert hatte, fuhren wir ins Naturschutzgebiet „Höllbachspreng“, also in den unberührten Urwald. Dem Forstwirt muss es nicht ganz leicht fallen, riesige Bäume, die gut und gern fünftausend Mark wert sind, schließlich umsinken und verfaulen zu sehen. Auch Frieder und ich konnten nicht umhin zu berechnen, wie viele Semester wir wohl mit einem solchen Bäumle studieren könnten. Doch das Bitterste und zugleich Überraschendste an diesem Naturschutzgebiet war für uns, dass es – obwohl vom Menschen unberührt – doch dem Untergang bzw. der Umwandlung geweiht ist – und zwar durch das Reh. Dieses zerbeißt im Winter, da es nun nicht mehr von Wolf und Luchs in die Niederungen getrieben wird, den ganzen natürlichen Tannennachwuchs, so dass allmählich alles mit Buchen, der „grünen Hölle“, wie es Klotz nennt, zuwächst.

Übernachtet haben wir, nachdem Klotz wieder zurückgefahren war, auf der Höhe des Falkenstein in einer Forsthütte. Richtig gemütlich war es hier oben. Wir konnten einheizen, und sogar verweichlichende Kulturgüter wie Matratzen gab es.

Es kostete am anderen Morgen etwas Überwindung, die heimelige Hütte wieder hinter uns zu verschließen und durch den Regen abzusteigen.

In Zwiesel wurde noch „kriegsstark“ gevespert, das heißt, wir haben zwei Liter Milch und einen Bauernlaib verputzt. Mir sind zwar Ausdrücke, die mich an den Krieg erinnern, zuwider, aber es stimmt schon: Wir haben auf unserer Tour unheimliche Mengen verschlungen. Und wo wir auf der Herfahrt hinabgerollt waren, da mussten wir auf dem Rückweg, denn wir wählten dieselbe Route, wieder hinaufschieben. Das kostet Energie. Als wir in der Jugendherberge Landau ankamen, fütterten wir unseren körpereigenen Verbrennungsmotor mit jeweils drei Tellern Haferflockenbrei.

Das war auch notwendig, denn am kommenden Tag mussten wir 120 Kilometer zurücklegen. Doch das Wetter war uns günstig und um 7 Uhr erreichten wir am Abend das Corpshaus, wo ich mich gleich noch duschte, verschwitzt wie ich war. Wir fütterten dann mit der Pinzette noch den Spatz, den wir in Landshut – angefahren von einem Auto – aufgelesen hatten. Unser nahrhaftes Angebot waren Bremsen, die sich an uns hatten gütlich tun wollen. Den Spatz überließ ich Frieders weiterer veterinärmedizinischer Betreuung und begab mich in die Lindwurmstraße unter die Fittiche von Frau Meyer.

Am Donnerstagabend, den 13. Mai sind wir heimgekommen. Am Freitag spürte ich die Folgen eines Sonnenstichs: Kopfweh und Bauchweh. Wir waren schließlich fast zehn Stunden in der prallen Sonne – und dies ohne Kopfschutz – geradelt. Doch ich erholte mich rasch und schon am Freitagnachmittag konnte ich in der benachbarten Lehrerbücherei – direkt gegenüber der Bavaria – die gewünschten Bücher ausleihen: einige Texte zur Vorlesung über die Romantik, so die Märchen von Clemens von Brentano „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ und „Vom braven Kaspar und dem schönen Annerl“.

Ansonsten lese ich von Franz Schnabel „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“. Ich höre auch seine Vorlesung. Er weiß unsere Geschichte, auch große Taten Einzelner aus den sozialen Verhältnissen zu erklären. So hat er uns

plausibel gemacht, warum die Buchdruckerkunst nur in Mainz von einem gewissen Gutenberg erfunden werden konnte. Nur dort hätten alle Rahmenbedingungen gestimmt. So an Geschichte heranzugehen, schmälert nicht das Genie einzelner Erfinder und Entdecker, aber es erklärt deren Erfolg.

In den nächsten Tagen muss ich mich entscheiden, zu welchen Vorlesungen ich die Dekanatsprüfung ablegen will, um die Studiengebühren erlassen zu bekommen. Und dann werde ich auch mit Radausflügen etwas kürzer treten müssen. Aber an den Wochenenden werde ich schon wieder losziehen und dann eben die Bücher in die Satteltaschen packen.

Vorbereitung auf die Prüfungen zum Hörgelderlass und ein wenig Sport

In der zweiten Semesterhälfte hat tatsächlich die Vorbereitung auf die drei Prüfungen zum Hörgelderlass vieles verdrängt, auf das ich mich zu Semesterbeginn noch probeweise eingelassen hatte. Einige Vorlesungen ließ ich fallen, aus Sportgruppen zog ich mich zurück. Ich hatte zunächst zwei Vorlesungen von Münchener Koryphäen besucht. Der katholische Philosoph Romano Guardini las über Sokrates und Platon und der Kunsthistoriker Walter Sedlmayr, der mit seinem eher geschichtsphilosophischen Werk „Verlust der Mitte“ den Konservativen im Lande ein Schlagwort geliefert hatte, zeigte auf Lichtbilder von florentiner Palastquadern, wie fest gemauert in der Erden die Herrscher der Renaissance gewesen waren. Guardini und Sedlmayr, die man eigentlich nicht in einem Atemzuge nennen sollte, waren beides gute Redner und hatten beide auch ihre Fangemeinde aus der Münchener Society, aber ich geriet in meiner Schnupperphase nicht in ihren Sog. Ich musste es vorziehen, für meine Prüfungen relevante Bücher zu lesen. Das Pensum war groß. Mit dem Werk der Romantiker kann man sich Jahre befassen und auch Schopenhauer erwies sich als so schwierig, dass ich dankbar war, eine Zusammenfassung seiner Ideen aus der Feder eines Gymnasiallehrers in der einst populären Reihe von Velhagen und Klasings zu finden. Nur Nietzsche las ich im Original. Ich kaufte die von Karl Schlechta herausgegebene dreibändige Dünndruckausgabe des Hanser Verlages aus dem Jahre 1954. Eine lohnende Investition. Die Romantiker und die Philosophen zu lesen, war angenehm; die Quellentexte zum Zweiten Weltkrieg machten mir schwer zu schaffen. Eine packende, erschütternde Lektüre bot Bernard Goldstein: The Stars Bear Witness. Der Autor hatte sich schließlich am Warschauer Aufstand beteiligt und war über die Kanalisation entkommen. Die Bilder dieses Buches verfolgten mich noch Jahre.

Mich aus den Sportgruppen wieder herauszuziehen, fiel mir leicht. Ich hatte einen Judokurs besucht und vor allem das Fallen – mit Anlauf über den Ellenbogen – geübt. Auch das Boxtraining, das mich in Tübingen in einen ersten richtigen Kampf geführt hatte, hatte ich in München wieder aufgenommen und einen freundlichen, etwa fünfzigjährigen, großen, glatzköpfigen Trainer gefunden. Er war so schnell, dass ich bei ihm keinen Schlag zum Körper landen konnte. Er sah meine Schläge kommen und fing sie ab. Er hat mir immerhin das sorgfältige Decken und notfalls Klammern und den gezielten Gebrauch der rechten Geraden, die Beinarbeit und das schnelle Ausweichen beigebracht. Vom Nahkampf hielt er weniger. Nicht schlecht, aber mir war das gute Abschneiden in den Prüfungen wichtiger als die Bewährung im Ring. Im praktischen Leben hat man für die Fertigkeiten eines Boxers keine Verwendung. Wenn es brenzlig wird, sind

die richtigen Worte und das Gewinnen von Distanz wichtiger als ein Schlag auf die Kinnspitze des Kontrahenten.

Die Radtouren an den Wochenenden und das tägliche Radeln von der Lindwurmstraße zur Universität boten mir genug Bewegung. Da brauchte ich keinen Extrasport. Nur zum Schwimmen ging ich regelmäßig, schon wegen des Duschens. Bei Meyers gab es nur eine Badewanne. Da waren mir die Schwimmbäder lieber.

Ich benutzte nicht die Universitätsbibliothek, sondern die Präsenzbibliotheken der Seminare und eine Lehrerbücherei, die ganz in der Nähe meiner Wohnung am Rande der Theresienwiese lag und eine gepflegte Auswahl von Büchern bot, die eine rasche Orientierung erlaubten. Das kam mir besonders bei der Lektüre der Romantiker zugute. Und in dieser Bücherei hatte ich auch diese so hilfreiche Einführung in das Werk Arthur Schopenhauers gefunden. So richtig ad usum delphini.

Ein typischer Brief für den Endspurt der Vorbereitungen auf die Hörgeldprüfung ging am 30. Juni nach Stuttgart. Dem Dank für das Päckchen mit Kirschkuchen und Hefezopf folgte sofort ein Abriss des Gedankengangs eines Essays Friedrich Nietzsches in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“. Mancher Leser wird sich denken: Warum soll ich dieses Exzerpt eines Zwanzigjährigen lesen? Greife ich doch lieber zum Original! Gut so, aber dann bleibt doch die Frage offen: Was interessierte diesen Zwanzigjährigen im Jahre 1957, zwölf Jahre nach dem Ende des so genannten Tausendjährigen Reiches, in dem sich einige Sozialdarwinisten auch auf Nietzsche bezogen hatten, an diesem Essay? Genügte ihm ein Rekapitulieren der Gedankengänge Nietzsches? Hat er ihn einigermaßen verstanden? Wusste er lebenspraktische Schlussfolgerungen zu ziehen?

Unter dem Titel „**Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“** findet sich folgende Zusammenfassung, in die aber gelegentlich auch schon kritische Anmerkungen eingehen:

Das Motto des Essays ist ein Satz Goethes „Übrigens ist mir alles verhasst, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu belegen.“ Nietzsche verwirft die Untersuchung der Geschichte der Menschheit und der Geschichte der eigenen Person nicht völlig, sieht aber die Gefahr, dass die Geschichte zum Luxusgut für „verwöhnte Müßiggänger im Garten des Wissens“ wird. „Nur soweit die Historie dem Leben dient, wollen wir ihr dienen.“

Das ist auch für einen Studenten der Geschichte ein brauchbarer Ausgangspunkt, aber manchmal muss man sich wohl auch auf das Studium der Geschichte einlassen, ohne schon genau zu wissen, was die Moral von die Geschicht nun ist. Es gibt eine gewisse Spannung zwischen engagierter Geschichtsschreibung und dem von Tacitus formulierten Ideal, die Geschichte „sine ira et studio“ (ohne Zorn und ohne Eifern) zu betrachten. Man muss die historische Erfahrung zunächst einmal erforschen, auf sich wirken lassen und wird dann sehen, was sie in einem bewirkt.

Doch ich folge jetzt – und das ist dann auch schon eine Übung in der historischen Betrachung der Philosophie – dem Gedankengang Nietzsches.

Sein Ausgangspunkt ist die Behauptung: Das Tier lebt unhistorisch, eben nur auf der Schwelle des Augenblicks. Das Vergangene versinkt sofort im Vergessen. Das ist biologisch nicht korrekt, denn Tiere handeln nicht nur instinktgesteuert,

sondern können aus Erfahrungen, sogar aus Experimenten lernen. Wahrscheinlich können sie diese Erfahrungen sogar an ihre unmittelbare Nachkommenschaft oder auch an ein Rudel oder einen Schwarm weitergeben. Doch dies ist jetzt hier nicht so wichtig. Es zeigt nur, dass Nietzsche sich mit Verhaltensforschung nicht befasst hat. Nietzsche kommt es auf folgende Überlegung an: Tiere können vom Vergangenen nicht auf Zukünftiges schließen.

Der Mensch dagegen ist ein nie zu vollendendes Imperfektum. Nietzsche behauptet, das Tier sei glücklich, weil sein, wenn auch kleines Glück (doch woher nimmt er die Relation?) zumindest ununterbrochen da sei.

Glücklich kann ein Tier doch nur aus der Sicht der Menschen genannt werden, denn es selbst weiß ja nicht um sein Glück.[8] *Das ununterbrochene Glück ist dann aber ein Sich-selbst-nicht-Erkennen. Ein Tier weiß nicht um den Sinn seines Daseins. Es ist gar nicht im Stande, nach diesem Sinn zu suchen.*

Glücklich ist der Mensch als historisches Wesen nicht, denn als solches denkt er über sein Werden nach, und weil es dem menschlichen Gehirn nicht möglich ist, die Unendlichkeit zu denken, schließt der Mensch von seinem Werden auf eine Bestimmung.

Der Mensch erkennt, dass sein Werden nur im Vergessen des Vergangenen möglich war und dass zu allem Handeln das Vergessen gehört. Handelt der Mensch, dann ist er glücklich, denn dann lebt er wieder im Augenblick: Er handelt aus einem unbewussten Drang und fragt nicht Warum und Wozu. Ein Warum sucht Gründe in der Vergangenheit und das Wozu ein Ziel in der Zukunft.

Tritt dem Handeln des Menschen etwas störend in den Weg, wird es als Leiden empfunden. Glück ist das, was der Mensch nicht hat. Das ewige Streben danach ist der Grund des ewigen Werdens.

Glück ist also einerseits das Glück des im Augenblick lebenden Tieres und andererseits erscheint als Glück, das Glück dessen, der um sich selbst weiß. Das eine Glück ist also das, das gar nicht um das Wissen weiß, das andere das Wissen an sich. Der Mensch mit seinem „Ich weiß, dass ich nichts weiß“ steht genau dazwischen und ist, wenn er sich zu dem einzigen menschengemäßen Standpunkt durchgerungen hat, das allerunglücklichste Wesen.

Doch warum fühlt sich der Mensch so ohnmächtig zwischen diesen zwei Glücksmöglichkeiten? Im menschlichen Gehirn ist ein raffinierter Kurzschluss eingebaut: Das memento mori. Von diesem aus kann er nur schließen, dass der Sinn des Lebens, das Glück, auch ein Ziel, also ein Ende sei. Glück ist Ewigkeit und wonach wir streben, ist eine Illusion, ein Kurzschluss. Doch dies wirklich zu begreifen, ist uns Menschen versagt.

Das memento mori macht den Menschen unfähig zu handeln. Zum Handeln gehört das Vergessen: „Es gibt einen Grad von Schlaflosigkeit, von Wiederkäuen, von historischem Sinne, bei dem das Lebendige zu Schaden kommt und zuletzt zugrunde geht, sei es nun ein Mensch oder eine Kultur.“

Sich des Vergangenen nur soweit zu erinnern, das es nicht zum Totengräber des Handelns in der Gegenwart wird, nennt Nietzsche „die plastische Kraft“, das heißt, es wird aus der Historie das ausgewählt, das brauchbar ist, um uns in der Gegenwart anzuspornen. Die plastische Kraft besteht darin, die Erinnerun-

---

[8] *Der Akzent liegt auf „wissen“, denn „empfinden“ können Tiere wohl auch Glück. Wenn ein Hund mit dem Schwanz wedelt, sobald er eines ihm nahe stehenden Menschen gewahr wird, wird dies von Hundekennern gewöhnlich als Glücksgefühl auf Seiten des Hundes interpretiert.*

gen dem eigenen Horizont anzupassen. Es darf also nie versucht werden, das Ganze zu erfassen. Letzteres würde eine Ausweitung des Horizonts mit sich bringen. So aber wird die Mauer des Horizonts nur noch verstärkt. Ich wähle dafür ein aktuelles Beispiel: Was ins kommunistische System der materialistischen Geschichtsauffassung passt, wird ausgewählt oder durch Fälschung passend gemacht. Das Übrige wird vergessen. Je enger der Horizont, desto gesünder, stärker und fruchtbarer ist das Leben. Beim Tier ist das Äußerste der Einengung des Horizonts erreicht: der Punkt.

Doch dieser Idealzustand behagt Nietzsche nun auch wieder nicht und darum wird der Mensch folgendermaßen definiert: Erst durch die Kraft, das Vergangene zum Leben zu gebrauchen und aus dem Geschehen wieder Geschichte zu machen, wird der Mensch zum Menschen. Doch durch ein Übermaß von Historie hört der Mensch wieder auf, ein (lebensfähiger) Mensch zu sein. Während das Tier immer handelt, ist das Dasein des Menschen eine Mischung aus Reflektieren und Handeln. Die Reflexion möchte sich zwar ursprünglich ganz in den Dienst des Handelns stellen, da sie aber, wenn sie wirklich zu den Gründen geht, kein Ziel erkennen kann, sondern nur blindes Handeln, lähmt sie schließlich dieses. Der Handelnde ist also in Goethes Worten nicht nur immer gewissenlos, sondern auch wissenlos.

Zu dieser Erkenntnis kommen wir vom überhistorischen Standpunkt aus: Die Bedingung alles Geschehens ist jene Blindheit und Ungerechtigkeit in der Seele der Handelnden. Der überhistorisch Denkende nimmt nun auch die Historie selbst nicht mehr übermäßig ernst. Es genügt ja überall, wie und wozu zu fragen, um zu dem Ergebnis zu kommen: Das Vergangene und das Gegenwärtige sind ein und dasselbe. „Doch lassen wir den überhistorischen Menschen ihren Ekel und ihre Weisheit: heute wollen wir vielmehr einmal unserer Unweisheit von Herzen froh werden und uns als den Tätigen und Fortschreitenden, als den Verehrern des Prozesses, einen guten Tag machen.“ Wir wollen „Historie zum Zweck des Lebens treiben.“

„Ein historisches Phänomen, rein und vollständig erkannt und in ein Erkenntnisphänomen aufgelöst, ist für den, der es erkannt hat, tot: denn er hat in dem Wahn der Ungerechtigkeit, die blinde Leidenschaft, und überhaupt den ganzen irdisch umdunkelten Horizont jenes Phänomens und zugleich eben darin seine geschichtliche Macht erkannt.“

„Die Geschichte als reine Wissenschaft gedacht und souverän geworden wäre eine Art von Lebens-Abschluss und Abrechnung für die Menschheit.“ Die Geschichte darf aber nicht selbst führen und herrschen, sondern sie muss Dienerin der unhistorischen Macht des Lebens sein. Das kann sie auf dreierlei Arten:

Erstens als monumentalische Historie. Am großen Vorbild entzündet sich der Lebensdrang. Kampf des Großen gegen das Kleine. Dieser Kampf hinterlässt immer die Lehre, dass der am schönsten lebt, der das Dasein nicht achtet. Und eine zweite Lehre: Wenn es früher einmal möglich war, dass jemand stolz und stark durchs Dasein ging, dann wird es auch wieder möglich sein.

Die monumentalische Historie birgt aber auch Gefahren. Sie täuscht durch Analogien und wie gefährlich wird sie erst in den Händen von Egoisten und schwärmerischen Bösewichten.

Oder aber die Autorität des Monumentalen aus der Vergangenheit hemmt die Lebenden und es gilt der Wahlspruch: Lasst die Toten die Lebendigen begraben!

Zweitens als antiquarische Historie. Wir bewahren und verehren hier die Bedingungen, unter denen unser Leben geworden ist. Mitunter grüßen wir selbst über weite verdunkelnde und verwirrende Jahrhunderte hinweg die Seele unseres Volkes als unsere eigene Seele. Wir nehmen ein wundersames Weiterklingen des uralten Saitenspiels wahr.

„Das Wohlgefühl des Baumes an seinen Wurzeln, das Glück, sich nicht ganz willkürlich und zufällig zu wissen, sondern aus einer Vergangenheit als Erbe, Blüte und Frucht herauszuwachsen und dadurch in seiner Existenz entschuldigt, ja gerechtfertigt zu werden – dies ist es, was man jetzt mit Vorliebe als den eigentlich historischen Sinn bezeichnet.“

Doch dieses Verankertsein in der Vergangenheit ist mehr ein Gefühl. Der Baum fühlt seine Wurzeln mehr, als dass er sie sehen könnte. Die Aufgabe der antiquarischen Historie ist Förderung des Neuen und Werdenden durch Bewahrung des Nährbodens. Mumifizierung aber bringt das Leben zum Absterben.

Antiquarische Historie kann die Handelnden lähmen, denn sie bewahrt nur, sie zeugt nicht. Es kommt zu einer Überschätzung des Vergangenen, dessen alleinige Wahrheit zu kanonischer Geltung gelangt. Es bedarf darum einer dritten Art der Geschichtsbetrachtung.

Drittens als kritische Historie. „Die Vergangenheit muss zerbrochen werden, damit das Leben frei wird. Doch nicht die Gerechtigkeit sitzt zu Gericht, sondern das Leben allein. Sein Spruch ist immer ungnädig, immer ungerecht, weil er nie aus einem reinen Born der Erkenntnis geflossen ist.“

Diese drei Arten der Historie dienen dem Leben. Doch der Wahlspruch der Historie als reiner Wissenschaft lautet: Fiat veritas, pereat vita! (Die Wahrheit soll erscheinen, auch wenn das Leben darüber zugrunde geht!“)

Durch dieses Übermaß an Historie entsteht der schädliche Glaube an das Alter der Menschheit, der Glaube, Spätling und Epigone zu sein. “Durch dieses Übermaß gerät eine Zeit in die gefährliche Stimmung der Ironie über sich selbst und aus ihr in die noch gefährlichere des Zynismus: in dieser aber reift sie immer mehr einer klugen, egoistischen Praxis entgegen, durch welche die Lebenskräfte gelähmt und letztlich zerstört werden.“

Die Menschen selbst empfinden sich nicht mehr als unmittelbar Schaffende, sondern als historische. „Es scheint fast unmöglich, dass ein starker und voller Ton selbst durch das mächtigste Hineingreifen in die Saiten erzeugt werde: sofort verhallt er wieder, im nächsten Augenblick klingt er historisch zart verflüchtigt und kraftlos ab.“ Reflektierend wird sofort versucht, Abstand vom eigenen Handeln zu gewinnen. Nietzsche poltert gegen dieses Geschlecht der Eunuchen, die sich als Wächter des großen geschichtlichen Weltharems aufspielen. Ihnen stehe freilich die reine Objektivität schön zu Gesichte.

Eine übertriebene, allzu frühe historische Bildung habe zur Folge, dass der Mensch sich nur noch als historisches Gebilde, als Gewächs empfinde, nicht mehr als Persönlichkeit. „Sie fragen die Geschichte um Rat: Wie soll ich hier empfinden?“ Die Geschichte wird nur von starken Persönlichkeiten ertragen; die Schwachen löscht sie vollends aus.

Der historische Sinn, wenn er ungebändigt waltet und alle seine Konsequenzen zieht, entwurzelt die Zukunft, weil er alle Illusionen zerstört. Bei der historischen Nachrechnung tritt jedes Mal so viel Falsches, Rohes, Unmenschliches, Absurdes, Gewaltsames zutage, dass die pietätvolle Illusionsstimmung, in der alles, was leben will, allein leben kann, notwendig zerstiebt: nur in Liebe aber,

nur umschattet von der Illusion der Liebe, schafft der Mensch, nämlich nur im unbedingten Glauben an das Vollkommene und Rechte. Alles Lebendige braucht um sich eine Atmosphäre, einen geheimnisvollen Dunstkreis. Jedes Volk, ja jeder Mensch, der reif werden will, braucht einen solchen umhüllenden Wahn, eine solche schützende und umschleiernde Wolke. Fällt dieser Schleier, so leben wir eine historische Existenz.

„Wäre die Geschichte überhaupt nichts weiter als >das Weltsystem von Leidenschaft und Irrtum<, so würde der Mensch so in ihr lesen müssen, wie Goethe den Werther zu lesen rät: gleich als ob sie riefe >sei ein Mann und folge mir nicht nach!< Glücklicherweise bewahrt sie aber auch das Gedächtnis an die großen Kämpfer gegen die Geschichte, das heißt gegen die blinde Macht des Wirklichen, und stellt sich dadurch selbst an den Pranger, dass sie jene gerade als die eigentlich historischen Naturen heraushebt, die sich um das >so ist es< wenig kümmerten, um vielmehr mit heiterem Stolze einem >so soll es sein< zu folgen.“

Das ist Nietzsches Traum vom Dasein: Es gibt keinen besseren Daseinszweck als am Großen und Unmöglichen zugrunde zu gehen. Um nicht in banaler Weise missverstanden zu werden, schüttet er seinen Spott aus über einen E. v. Hartmann, der die „volle Hingabe der Persönlichkeit an den Weltprozess“ propagiert. „Darum rüstig vorwärts im Weltprozess als Arbeiter im Weinberge des Herrn, denn der Prozess allein ist es, der zur Erlösung führen kann.

Bissig fragt er: „In welcher Arbeit sollen wir rüstig vorwärts streben?“ Nietzsches These ist ja, dass nur der Wissenlose handeln kann. Aber kommt Nietzsche selbst denn ohne ein Programm aus? Für Nietzsche liegt das Ziel der Geschichte nicht am Ende, sondern in ihren höchsten Exemplaren. Memento vivere! Denke daran, zu leben, ist sein Wahlspruch. Aber wie verträgt sich das Denken (und dazu gehört nun mal das Reflektieren) mit dem Leben (und das heißt auch mit dem Handeln)? Auch wenn sich das eine mit dem anderen nicht verträgt, soll man es trotzdem versuchen. Ist dies dann das Heroische? Oder ist dies dann doch nur der homo ludens, der mit sich selbst Schach zu spielen versucht?

Der lange Brief an die Eltern bietet fast nur ein Inhaltsreferat. Erst ganz zum Schluss folgen noch eigene Gedanken und eine Art Fazit.

Wenn man diese „unzeitgemäßen Betrachtungen“ liest und exzerpierend ihrer Argumentation zu folgen sucht, wie ich dies am vergangenen Wochenende – trotz Sonnenschein und Badewetter - über viele Stunden getan habe, ist man am Ende nicht unbedingt klüger; man ist nur im Denken etwas geübter. Doch was soll ich, ein junger Mensch, der erst lernt und noch auf der Suche nach der richtigen beruflichen Aufgabe ist und eines möglichen Wirkens ist, mit diesen Aussagen Nietzsches anfangen?

Die Reflexion der schrecklichen Erfahrungen des Dritten Reiches, auf die meine Generation zurückblickt und meiner festen Überzeugung nach auch unbedingt zurückblicken muss, ist nun wirklich nicht gerade ermutigend, wenn man dann auch noch feststellen muss, dass es an höchster Stelle einige naiv Handelnde gibt, welche die Werkzeuge für den nächsten Weltkrieg und den atomaren Weltuntergang bereit stellen. Ich empfinde diesen Elan vitale, dem Nietzsche das Wort redet, nicht gerade als wegweisend. Wenn wir so weitermachen,

dann hat der Weltprozess oder wenigstens die Geschichte der Menschheit schneller ein schreckliches Ende, als sich Nietzsche, der biographisch betrachtet eher pazifistisch als militaristisch eingestellt war, noch vorstellen konnte. Im Atomzeitalter leben wir in einer völlig neuen Situation und darum müssen wir auch nach neuen Lösungen suchen – und warum nicht auch durch das Forschen nach neuen Ansätzen in der Vergangenheit? Darin stimme ich Nietzsche zu: „Gebraucht die Geschichte als Mittel gegen die Resignation!" Doch welches sind dann unsere Heroen? Mir fallen da ein: Die Widerstandskämpfer im Dritten Reich und Helfer wie Albert Schweitzer mit seiner Philosophie der „Ehrfurcht vor dem Leben". In dieser Kategorie lernt man zu denken, wenn man die Vernichtung von Leben in großem Maßstab beobachtet hat und sie in größtmöglichem Maßstab vorhersehen kann.

Zum Ende des Semesters konzentrierten sich die Mitteilungen nach Stuttgart immer mehr auf die Prüfungen. Am 20. Juli 1957 – 11 Tage vor Semesterschluss – löste sich die Spannung in einem ersten Bericht über zwei der Prüfungen.

Die Hörgeldprüfungen in Geschichte und Philosophie

Ich hoffte Euch heute bereits das abschließende Ergebnis aller drei Prüfungen mitteilen zu können. Doch die dritte Prüfung über „Die Dichtung der deutschen Romantik" ist auf kommenden Freitag verschoben worden. So büffle ich denn auch noch in der letzten Woche des kurzen Sommersemesters. Ich befasse mich jetzt vor allem mit Novalis und habe heute bereits wieder 16 Seiten meines Kollegheftes mit Interpretationen des „Heinrich von Ofterdingen" gefüllt. Ich lerne gerne, wenn es mit der Lektüre unserer Klassiker verbunden ist. Morgen will ich „Das Stuttgarter Hutzelmännchen" von Mörike ein zweites Mal lesen. Ansonsten stehen auf meinem Bücherbord noch E. T. A. Hoffmanns „Elexiere des Teufels" und „Der goldene Topf" und ein paar Bände mit Lyrik. Mit letzterer tue ich mich schwer. Sie spricht mich zwar an, aber wie soll ich damit wissenschaftlich umgehen? Bei den Gedichten der Romantiker geht es um Gefühle, aber wie bringt man diese auf den Begriff? Man muss die Fachterminologie lernen und dann im Prüfungsgespräch geschickt anbringen. Man hat zwar Kenntnisse, aber das hilft nicht viel, wenn man sie nicht zu etikettieren weiß.

Am vergangenen Montag suchte ich in der Prüfung über den Zweiten Weltkrieg nach dem Terminus für die territorialen Abmachungen zwischen Deutschland und der UdSSR für die Aufteilung Polens. Und dann kam ich doch noch auf das rettende Wort: „Abgrenzung der Interessensphären". Das war's! Sonst hat es in dieser Prüfung ordentlich geklappt. Ich kam gar nicht dazu, so richtig loszulegen, da zeigte sich Dr. Kluke bereits zufrieden. Die Note „gut" dürfte mir sicher sein. Die Prüfer wollen uns auch nicht durchfallen lassen. Sie gönnen uns für den regelmäßigen Besuch ihrer Vorlesungen und unser fleißiges Mitschreiben und Repetieren den Hörgelderlass. Das ist eigentlich auch nicht mehr als recht und billig.

Doch am Mittwoch in der Prüfung über Schopenhauer und Nietzsche schien das Verfahren etwas kitzliger zu werden. Wir Kandidaten saßen im Vorraum der Wohnung Professor Schillings und warteten darauf, mit Fragen gelöchert werden. Ich war der letzte, der dran kam. Meine Vorgänger wussten wenig Erfreuliches zu berichten. Bei keinem hatte es richtig geklappt und Schilling war – abgesehen von der schließlichen Benotung, die gnädig ausfallen mochte – mit den

Leistungen offenbar nicht zufrieden. Mir wurde immer schwummriger. Wie konnte ich nur so töricht sein, mich aus dem überschaubaren Gelände der historischen Fakten auf das Hochseil der Gedankenakrobatik zu wagen? Ohne System blätterte ich in meinem Kollegheft und versuchte mir Stichworte einzuprägen und Gedankenreihen aufzubauen. Als Verwirrung und Gedankenleere sich immer weiter ausbreiteten, klappte ich das Heft zu und ergab mich in mein Schicksal. Da ich der letzte Kandidat war, saß ich schließlich allein auf meinem Stuhl im Flur und da konnte ich mich dann doch etwas sammeln.

Und seltsam, es ging sehr gut. Plötzlich war alles wieder da. Und Schilling machte mir den Einstieg leicht. Er bat mich, mir vorzustellen, dass ich vor einer Klasse stünde, und diese an Schopenhauers Denken heranführen müsste. Da kam mir die Lektüre des kleinen Lehrerbuchs von Velhagen und Klasings sehr zustatten. Wie am Schnürchen entwickelte ich dann auch noch Schopenhauers Kunsttheorie mit allen notwendigen Voraussetzungen. Dann erkundigte Schilling sich nach Schopenhauers und Nietzsches Einstellung zur Geschichte. Und da hat sich nun meine Vorübung „Vom Nutzen und Nachteil des Briefeschreibens für die Prüfung" glänzend bewährt.

Zum Schluss fragte er noch im Blick auf die ewige Wiederkunft des Gleichen nach deren vier Vorbedingungen und - obwohl mich dieser Gedanke überhaupt nicht umgetrieben hatte - war die Antwort parat:

1. geschlossener Raum
2. gleich bleibende, mechanisch wirkende Kraft
3. unendliche Zeit
4. anorganische und gedächtnislose Materie.

Als ich das auch noch aufgezählt hatte, zeigte sich Prof. Schilling sehr zufrieden und meinte, ich könne im nächsten Semester ruhig schon das Philosophikum machen. Ich hätte mich so richtig hineingedacht in Schopenhauers und Nietzsches Philosophie und sie im Wesentlichen verstanden. Der Zweier ist mir hier auf jeden Fall sicher, aber ich rechne sogar mit einer Eins.

Hoffentlich klappt es jetzt mit der Romantik auch noch. Die Sache rentiert sich nämlich. Ich spare in diesem Semester DM 110 an Gebühren!

Am Abend der Philosophieprüfung war ich zur Feier im Kino: „Zwei Mann, ein Schwein und die Nacht von Paris", eine Schwarzhändlergeschichte aus der Zeit der deutschen Besetzung. Gute Unterhaltung und sogar ohne gehässige Töne gegen die Deutschen. Doch weil es nicht mehr als eine Ablenkung ist, reut mich hinterher die vergeudete Zeit.

Was ich gerne hören würde, wäre Musik. Doch ich müsste mich darauf konzentrieren können. So aber schnappe ich nur mal abends durchs offene Fenster vom Nachbarhaus ein paar Fetzen auf, aber eben auch nur die Fortissimi, das Piano geht im Straßenlärm unter. Über „Don Giovanni" und „Tannhäuser" habe ich in letzter Zeit einiges gelesen. Diese beiden Opern würde ich gerne hören.

Die letzte Prüfung.
Aus einem Brief vom 26. Juli 1957 an die Eltern:

Gerade komme ich aus der Prüfung über die Dichtung der deutschen Romantik bei Professor Hederer. Die Note erfährt man nicht sofort. Die Prüfer wollen einen Überblick gewinnen.. Hederer sagte zum Schluss. „Machen Sie so weiter, dann wird aus Ihnen noch was!" Also hat es geklappt.

Mir fällt auf, dass ich immer für noch jünger geschätzt werde als ich bin. Zwanzig ist doch auch nicht gerade alt. Doch ich habe wohl ein richtiges Milchgesicht.

Befragt wurde ich über Novalis, auch so ein Büblein, wenn man sein Portrait in Rowohlts Monographien für wohl getroffen hält. Dabei war er ein reifer Denker. Hederer wollte mich zu den zwei Märchen in dem Roman „Heinrich von Ofterdingen“ befragen. Ich verbesserte ihn prompt: „Drei“. Das war schon mal ein Punkt.

Und nun sollte ich etwas über die Sprache von Novalis sagen. Du lieber Himmel, ach hätt' ich nur das Zauberwort! Das war die Klippe. Ich versuchte es mit „feenhaft“ und das war aus der Sicht des in der Vorlesung immer so hemdsärmlig, wie ein Naturbursche auftretenden Hederers genau das treffende Adjektiv.

Und dann kam's kunterbunt. Wieviele Fragmente Novalis geschrieben hätte. Das hatte er aber schon mal gefragt. Ich wusste also von einer Kommilitonin: Es sind etwa 3000. Ich hütete mich jedoch, sofort mit der Zahl herauszuplatzen. Ich erwähnte zunächst, dass er diese Fragmente unter dem Titel „Blütenstaub“ herausgegeben habe und daraus würde ich schließen – und ich hätte eine Auswahl in Händen gehabt – dass es mehr als tausend seien. Stolz berichtigte er mich: „Dreitausend!“

Zum Semesterschluss – eine Bilanz im theoretischen Sinne

Aus einem Brief an die Mutter vom 30. Juli 1957:

Das wird der letzte Brief aus München sein. Im Wintersemester werde ich in Tübingen weiter studieren, um dann im Sommersemester des nächsten Jahres nach London zu wechseln. Heute früh wurde ich exmatrikuliert und um 15 Uhr hörte ich dann auch die letzte Vorlesung. Noch einmal Staatsrecht.

Was ich befürchtete, ist nicht eingetreten. Es gab keinen toten Punkt nach der Anspannung der Hörgeldprüfungen. Ich genoss es, nichts mehr lernen zu müssen. Als ich für „Faust“ keine Karte bekam, fuhr ich nach Hause und las – und Du wirst Dich wundern! – nicht etwa eine weitere Erzählung der Romantiker und es stand noch einiges auf dem Regal, sondern Reader's Digest. Ich setzte mich so richtig bequem und faul in den Ohrensessel, den Frau Meyer günstig erstanden hat, blätterte, las da und dort ein Stückchen, erleichtert, etwas nicht systematisch durchackern und exzerpieren zu müssen. Doch ich konnte mich hinfläzen, wie ich wollte, ich konnte es nicht lassen, interpretierend auch an diese Texte heranzugehen. Aus jedem dieser Artikelchen schaute mir ein naiver Fortschrittsoptimismus entgegen, gleichgültig ob auf technischem oder ethischem Gebiet.

Auch noch den dunkelsten Seiten des Daseins wird etwas Angenehmes abgewonnen und an das Glück und den Sieg des Guten geglaubt. Ich musste an das Sprüchlein aus der Zukunftstrommel denken, das Papa mal für Dich gezogen hat: „Dir ist ein großes Glück bestimmt, du musst nur warten, bis es kimmt!“ Na gut, etwas tatendurstiger waren die Helden aus Reader's Digest schon. Abwarten giltet nicht.

Man soll bloß nicht glauben, das Zeitalter der Aufklärung sei vorbei. Diese Aufklärung ist nur unglaublich naiv geworden. Reader's Digest an Stelle von Voltaire. Wie krampfhaft optimistisch und pseudo-realistisch diese Berichte sein

können! Bei einer Geschichte musste ich an Tante Marles „Kundschaft“ in der Untersuchungshaftanstalt denken. Ein Pater „rettet“ in Paris Prostituierte und erzieht sie zu Hausmütterchen. Im 18. Jahrhundert glaubten die Aufklärer noch wirklich an die Höherentwicklung des Menschen kraft seines höchsten Gutes: der Vernunft. Heute würde man gerne daran glauben. Da wird Reader's Digest zum Erbauungsbüchlein, vergleichbar den Bauernkalendern früherer Zeiten – und wir erinnern uns heute noch an sie – dank der kostbaren Geschichten Johann Peter Hebels.

Vielleicht war diese Entspannungslektüre, die mich dann auch schon wieder zornig machte, daran schuld, dass ich sogar wieder Lust auf meinen gerade abgelegten Prüfungsstoff bekam. Da es am Wochenende fast ununterbrochen regnete und darum die Radtour zum Kochel- und Walchensee – wie man so sagt – „buchstäblich ins Wasser fiel“, holte ich erneut Nietzsche aus dem Regal und dazu ein Werk von Jaspers zur Einführung in das Nietzsche-Studium. Da hätte ich auch in den Semesterferien noch viel zu studieren und doch ist es vielleicht gesünder, wenn ich Nietzsche jetzt erst mal ruhen lasse, ein bisschen älter und reifer werde und mich inzwischen der Philosophie der Antike und des Mittelalters zuwende. Mir fehlt noch das Handwerkszeug. Ich kann zu Nietzsche nicht persönlich Stellung nehmen. Seine Philosophie fordert den letzten Einsatz. Das ist ja fast schon lebensgefährlich. Und ich weiß nicht, ob ich es richtig mache. Jedenfalls sind die Konsequenzen, die ich aus der Nietzsche-Lektüre bis jetzt gezogen habe, denjenigen, an die Nietzsche eigentlich gedacht hat, genau entgegengesetzt. So ändern sich die Zeiten!

Am Sonntagmorgen besuchte ich erneut die Alte Pinakothek. Warum ein zweites Mal? Diese Frage zu beantworten, fällt mir schwer. Beim ersten Mal hat mich die ganze Pracht der Gemäldeausstellung, das verblüffende malerische Können, diese Fülle der Farben und Formen vereinnahmt, aber es blieb mir nach dem Verlassen der Pinakothek nicht mehr als das unbestimmte Gefühl, dass aus diesen Bildern mutmaßlich mehr spreche, als ich beim flüchtigen Betrachten wahrzunehmen imstande sein könnte.

Ich habe in diesem Semester einiges zur Kunsttheorie gelesen und ich wollte nun vor Ort prüfen, nicht, ob diese Theorien richtig seien, das maßte ich mir gar nicht an, sondern nur, ob auch ich ähnlich wie ein Schopenhauer oder Wackernagel empfinde.

Für Schopenhauer ist ein Gegenstand dann schön zu nennen, wenn wir uns bei seiner Betrachtung bewusst werden, ein willenloses Subjekt des Erkennens zu sein. Ich möchte sagen: Wir spüren, dass wir uns in das Betrachten eines schönen Bildes „verlieren“. Wir treten ihm nicht mehr als Individuum gegenüber.

Ich weiß aber nicht, wie dies zu Schopenhauers Lehre passt, dass die Welt nur als Vorstellung des Subjekts vorhanden sei, dieses aber seinerseits nur eine Objektivation des blinden Willens zum Lebens sei. Das rein erkennende Subjekt der Kunstbetrachtung wäre ja dann vom Willen frei. Doch wie hat man sich dieses Subjekt zu denken, da es außer diesem Willen eigentlich nichts gibt?

Ich bleibe aber noch für einen Moment bei diesen Spekulationen. Also: Das reine Subjekt des Erkennens ist in interesseloses Schauen versunken, das heißt, der Wille wird vom Objekt bzw. dessen Vorstellung nicht mehr gereizt. Der Betrachter hat das Gefühl des Erhabenen. Was er sieht, ist die reine Verkörperung

einer Idee, die hinter dem transparenten Gegenstand auftaucht. Hier orientiert sich Schopenhauer an Platons Dialog „Phaidon“, in dem am Beispiel der beiden Hölzer, die bei genauer Betrachtung nie genau gleich sein können, die Idee der Gleichheit entwickelt wird. Platon nimmt's mythisch und sagt, wir müssten die Idee der Gleichheit vor der Geburt empfangen haben. Man kann eigentlich jedes Ding rein objektiv betrachten. Ist dann nicht jedes Ding auch „schön“? Oder müsste man dann besser sagen, jedes Ding sei „wahr“? Doch dann hätte Schopenhauer nichts artspezifisch Ästhetisches gefunden.

Was ist schön und nicht nur wahr? Schöner ist ein Ding als das andere, wenn es der rein objektiven Betrachtung mehr entgegenkommt, also die Idee reiner verkörpert. Jede künstlerische Darstellung ist für Schopenhauer eine Antwort auf die Frage: Was ist das Leben?

Schwierig wird es, wenn nun zwischen „schön“ und „hässlich“ unterschieden werden soll. Der „blinde Wille“ ist dazu nicht fähig. Schopenhauers Kunstbetrachtung auch nicht. Kunst besteht für Schopenhauer in der Kunst des Weglassens, des Auswählens und Betonens. Was er nicht kennt, ist ein ideales Reich der Schönheit, das sich bewusst gegen die reale Welt stellt, in welcher Schönes und Hässliches sich mischen.

Gibt es hier ein Fazit? Die Kunst vermag uns ein Gefühl für das Erhabene und eine eigene Antwort auf die Frage „Was ist das Leben?“ zu geben. Wenn man nun herausfinden will, was Schopenhauer mit dem „Gefühl für das Erhabene“ meint, dann könnte man hilfsweise den Romantiker Wackenroder heran ziehen. Für diesen ist Kunst Religion. Er ist Kunstmystiker. Er stellt die andächtige, einfühlende Betrachtung über das bloß historische Verstehen. Die Kunst war ihm – neben dem Staunen über die Wunder der Natur – die einzig vernehmbare Sprache Gottes. „Durch Worte herrschen wir über den ganzen Erdkreis; durch Worte erhandeln wir uns mit leichter Mühe alle Schätze der Erde. Nur das Unsichtbare, das über uns schwebt, ziehen Worte nicht in unser Gemüt herab.“ (Vielleicht gelang es Eichendorff bei seiner Suche nach dem „Zauberwort“, weil seine Worte zu Symbolen wurden und dabei Bilder blieben oder wurden. Der abstrakte Begriff ist leer, da ihm das Gemüt fehlt. Das Wort, in dem wir unsere Gefühle den Mitmenschen zusprechen wollen, muss ein Symbol, ein kondensierter Mythos sein oder eine Mischung von Bild und Musik.

Und doch war mir in der Alten Pinakothek bei all den vielen Christus- und Marienbildern nicht sonderlich erhaben zumute. Vielmehr: Es menschelte. Diese eine Gewissheit durchdrang mich inmitten dieser Kunstwerke: Es gibt noch mehr Menschen außer mir. Es mag komisch klingen, aber es gibt Leute, welchen diese Existenz von Mitmenschen nicht selbstverständlich ist. Hätte ich das Gefühl der Erhabenheit gespürt, dann wäre ich womöglich ganz allein gewesen, so aber befand ich mich unter Menschen, die auch suchten und schauten, wenn sie vielleicht auch nicht genau wussten wonach. Die Wandbilder dokumentierten: Hier haben Künstler immer wieder auf ein Neues das Leben ausgelegt. Sich auf diese Weise mit den anderen verbunden zu wissen, tröstete über die Aussicht hinweg, dass die Sehnsucht nie ans Ziel gelangen könnte.

Ich blieb in der Alten Pinakothek immer wieder längere Zeit vor irgendeinem Bild stehen und versuchte mich in dieses zu versenken. Doch bis zu den reinen Ideen bin ich nicht gelangt. Ich bewunderte einen Grünewald ob seiner Aussagekraft im Bild von der Marter Christi und ich staunte, wie in seinem Werk trotz aller Bewegung und Passion (statt Aktion) der Raum klar gegliedert blieb und

jedes Gewicht sein Gegengewicht fand. Die Gemälde einiger derber holländischer Manieristen, also zum Beispiel von Bouwer und Breughel entsprachen der harten Frage Schopenhauers „Was ist das Leben?“. Nur bei dem Höllensturz von Rubens musste ich schmunzeln. Wenn schon sündigen, dann üppig! Und dann verweilte ich noch lang vor einem el Greco. Das ist der Maler, der mich am meisten anzieht. Doch wie und wo auch immer, der tiefe, bleibende Eindruck und das direkte Sich-angesprochen-Fühlen erfolgte nirgends.

Zum Schluss ging ich ein weiteres Mal durch alle Säle zurück in einen kleinen Raum, in dem vor allem Altarbilder aus dem frühen Mittelalter versammelt sind. Neben einem enormen dreiflügligen Altarbild hängt ein kleines Werk aus humanistischer Tradition. Dieses Bild sprach mich an, nein es blickte mich an, denn in Worte lässt sich sein Gehalt schwer fassen. Es war ein Vater-Sohn-Bildnis. Der Vater, ernst und sachlich, vermisst mit dem Zirkel eine geometrische Plastik. Der vielleicht zwölfjährige Sohn sitzt neben ihm, bereit, das vom Vater Gefundene aufzuzeichnen. Sein Auge ruht dabei mehr auf dem Gesicht des Vaters als dass es kritisch dessen Tun verfolgen würde.

Das Bild scheint nicht berühmt zu sein. Ich fand keine Postkarte. Aufgefallen ist mir noch, dass es das einzige Vater-Sohn-Bild ist; Madonnen mit Kind findet man hingegen en masse.

Am Nachmittag vertiefte ich mich noch einmal in Jaspers Buch über Nietzsche und ich hatte nicht übel Lust, bis tief in die Nacht darin zu lesen. Doch ich gab mir einen Ruck, klappte das Buch zu und radelte zum Gärtnerplatz. Ich sollte mal eine Operette sehen. „Wiener Blut“. Allein die schönen Melodien sind der Charme dieses Stücks. Etwas Unzeitgemäßeres als diesen Operettenquatsch kann man sich gar nicht vorstellen. Immerhin, ich habe mich zwei Stunden amüsiert, wenn auch über ganz andere Dinge als von der Regie vorgesehen. Jetzt ist mein Bedarf an leichter Muse gedeckt. Aus meiner Ebelu-Klasse bin ich der letzte, der noch in München ist. Dieter Ellwanger ist heute abgereist. Er beginnt am 1. August wieder am Lastenausgleichsamt. Jörg Bossert ist schon vorige Woche zurück gefahren. Er leitet in Sillenbuch ein Waldheim. Im Gedanken an Hans-Martin habe ich mir seine Tätigkeit ausführlich schildern lassen. Es hätte mir Spaß gemacht, in einem solchen Waldheim eine Gruppe zu leiten.

Morgen früh packe ich alles zusammen und schaffe es auf einem Leiterwagen zum Bahnhof. Es wäre schön, wenn ich um 22 Uhr in Stuttgart am Hauptbahnhof abgeholt werden könnte. Sollte es nicht klappen, dann werde ich meine Sieben-Sachen – und die Zahl darf man wörtlich nehmen – in der Gepäckaufbewahrung deponieren. Einen Hausschlüssel habe ich ja.

Also dann bis morgen

Dein Theo

3. Kapitel:
Unter Naturfreunden

Manfred auf der Pirsch in der Lüneburger Heide

Die Semesterferien von August bis Mitte Oktober 1957 verbrachte ich meistenteils bei meinen Eltern in Stuttgart und in der Gerätehütte im Pleidelsheimer Feldwengert. Ich las Platon und Schiller und schrieb eine ausführliche Besprechung von „Narziss und Goldmund“, Hermann Hesses Entwicklungsroman in mittelalterlichem Gewande. Diese Besprechung sollte im September in der Schülerzeitung des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums erscheinen - unter dem Namen meines Bruders Manfred. Dieser war einmal sitzen geblieben und besuchte nun die Unterprima. Ein „blauer Brief“ hatte die Familie erneut gewarnt. Da schien es unserer Mutter wichtig, dass Manfred sich profiliere als ein kultivierter Kopf, der das Abitur verdiene, auch wenn er in Latein und Griechisch gelegentlich, um nicht zu sagen häufig, versage. Doch seine Noten in Deutsch waren auch nicht berückend, weil er sich in den Besinnungsaufsätzen nicht an das Thema zu halten pflegte, sondern abschweifte und im Text alles unterzubringen suchte, was ihn gerade beschäftigte.

Ich hatte keine Skrupel, meinem Bruder als disziplinierter Ghostwriter unter die Arme zu greifen. Von seiner naturwissenschaftlichen Begabung und auch von seinen literarischen Fähigkeiten war ich überzeugt, verstand er es doch, anschaulich und sachkundig von seinen Beobachtungen seltener Tiere und Pflanzen zu berichten, womit nun aber leider in einem humanistischen Gymnasium kein Blumentopf zu gewinnen war. Wen interessierte schon, dass Manfred eines der jüngsten Mitglieder des Vereins Naturschutzpark Lüneburger Heide geworden war und sich mit Ornithologen über die letzten deutschen Vorkommen von Birkhühnern austauschte? Nur meine ganze Sympathie hatte er mit dieser Leidenschaft für die Vogelkunde gewonnen. Auf dem NSU-Quick, dem ersten firmeneigenen, nun aber mir überlassenen Kraftfahrzeug war ich im Sommer 1955 von Stuttgart nach Hamburg geknattert, hatte meinerseits in der Lüneburger Heide Station gemacht und war auf einsamen Pfade gewandert, allerdings ohne irgendwelcher Birkhühner ansichtig geworden zu sein.

Manfred hatte mir im Juni – in einem Brief nach München – von seiner Exkursion zum Federsee in Oberschwaben und seiner dort geglückten Beobachtung eines Birkhahns berichtet. Der Wunsch, diese seltenen Birkhühner aufzuspüren und in Ruhe zu beobachten, führte ihn nun im August des Jahres 1957 in die Lüneburger Heide.

Es gehört wohl nicht zu den üblichen Aufgaben einer Autobiographie, die frühen literarischen Leistungen eines Bruders, der später Kinderarzt und nicht Schriftsteller geworden ist, ins Licht zu rücken. Doch aus dem Umstand, dass er gerade mir so ausführlich von seinen Exkursionen und ornithologischen Beobachtungen in der Lüneburger Heide berichtete und dass er dafür mit meiner vollen Aufmerksamkeit rechnen konnte, fällt letztlich auch ein Licht auf mich. Ich schiebe darum in voller Länge, wenn auch in stilistischer Bearbeitung hier ein, was er mir aus der Jugendherberge in Undeloh am 11. August 1957 geschrieben hat:

Lieber Theo, glaube nicht, ich hätte eine angenehme Fahrt im D-Zug verbracht! Zwar hatte ich in Stuttgart noch einen Platz in einem Nichtraucherabteil

gefunden, aber schon bald war der Nachtzug so überfüllt, dass auch die Klappsitze auf den schmalen Gängen sehr begehrt waren. Ich saß neben der Tür meines Abteils und beobachtete durch diese Tür eine Mutter, die mit ihrer vierjährigen Tochter gerade noch einen dieser Klappsitze ergattert hatte. Ich bot ihr meinen Platz im Abteil an und übernahm ihren Notsitz. Mir winkten ja Ferien. Sie musste mit dem Kind bis Bremen durchhalten. Der Vater stand mit der anderen Tochter auf dem Gang. Die Kleine fing an zu frieren. Wir wickelten sie in meine Decke und konnten sie auf meinen Notsitz platzieren. In Frankfurt hatten wir 15 Minuten Aufenthalt und ich konnte, als einige Fahrgäste ausstiegen, wieder einen eigenen Notsitz finden. Das tat gut. Zwei Frauen mittleren Alters stiegen zu und beschwerten sich – offenbar zum Mithören – darüber, dass sie für den Zug teuer bezahlt hätten und nun stehen müssten. Ich hörte die Nachtigall trapsen und stellte mich schlafend. Die beiden gaben nicht locker und versuchten durch Mitleid erregendes Gequäse, mich von meinem Sitz zu vertreiben. Immer wieder fiel der Satz: „Noch drei Stunden. Ach, da wird doch jemand mal für ein Viertelstündchen aufstehen!" Dabei wurde ich dann zweimal von hinten angepufft, denn ich streckte diesen beiden, damit andere Fahrgäste besser passieren konnten, den Rücken zu. Da erlaubte ich mir den Spaß – und das war ziemlich dumm -, als der Zug wieder anfuhr, aus der Halbstarre zu erwachen und sie höflichst aufzufordern, doch mit meinem Notsitze für die nächsten drei Stunden vorlieb zu nehmen. Ich hätte mich nur seit Stuttgart mal für ein Viertelstündchen erholen müssen. Die beiden wurden sofort käsfreundlich. Alle fünf Minuten wollten sie mir den Notsitz wieder anbieten. Ich verzog mich in den vorderen Teil des Waggons. Um drei Uhr stiegen sie aus. Ich wünschte ihnen ein gutes Nachhausekommen. Selbstverständlich würden sie ein Taxi nehmen.

Nun konnte ich mich wieder setzen. Das tat gut nach dem langen Stehen. Doch da stiegen schon wieder zwei Frauen ein. Deutlich jünger als ihre Vorgängerinnen, so um die dreißig. Ich saß wieder längs zur Fahrtrichtung, damit man auch mit Gepäck vorbei konnte. Die beiden bauten ihr Gepäck aber sogleich direkt vor mir auf. Ich mahlte genüsslich – wie eine wiederkäuende Kuh – im Halbschlaf Deine Vesperbrote und war gespannt, was ich von diesen beiden nun zu hören bekommen würde. In ihrem Zwiegespräch fielen alsbald die Worte „Wie egoistisch doch die Männer sind!" Ich schmunzelte müde in den Außenwinkeln meiner gähnenden Kinnlade und philosophierte über den Egoismus der Männer. Ich kam zu folgendem – nunmehr erfahrungsgesättigtem Ergebnis: Wenn jemand mit seiner Strategie, Mitleid zu erregen, nicht zum Ziele kommt, ist der Egoismus, der anderen vorgeworfen wird, nicht anderes als Ausdruck des eigenen. Diese Dame sagte sich doch: Ich, ich muss mich jetzt setzen und daher muss er aufstehen. Wenn unsereiner dann nicht aufsteht, weil er schließlich – nach mehreren Höflichkeitsbeweisen und stundenlangem Stehen - ein Recht auf seinen Sitzplatz zu haben meint, wird ihm unterstellt, er handle egoistisch, weil er nicht zu Gunsten der Dame reagiert. Eigentlich hätte ich diese jungen Frauen direkt ansprechen und ihnen meine Lage klar machen sollen. Aber dazu ist man als Mann dann auch wieder zu höflich.

Im Übrigen fanden die beiden Damen dann nach kurzer Zeit Plätze, die frei wurden, sicher nur, um bei nächster Gelegenheit sich wieder über den Egoismus der Männer auszulassen.

Um vier Uhr musste ich in Hannover den Waggon wechseln, um nach der Teilung des Zuges in Richtung Hamburg nach Lüneburg zu gelangen. Ich war wie-

der ohne Sitzplatz und kampierte nun auf meinem Koffer und betrachtete die Kühe auf den Weiden. Doch ich war viel zu müde, um noch irgendwelche Landschaftsbilder in mich aufzunehmen.

Mit deftiger Verspätung kam ich um 8 Uhr in Lüneburg an, fand aber wenigstens sofort Anschluss an einen Eilzug nach Winsen an der Luhe. Doch dort fuhr erst zum 11.30 Uhr ein seltsames Vehikel, das einer privaten Hannoveraner Nahverkehrsgesellschaft gehörte, weiter in die Lüneburger Heide. Das Vehikel sieht aus wie ein Omnibus, fährt aber auf Stahlrädern über die Schienen und wird von einem Dieselmotor angetrieben.

Ich wollte die dreistündige Wartezeit nutzen, um die Luhe anzusehen. Postkarten, die am Bahnhof verkauft wurden, zeigten sie als ein zum Baden einladendes Gewässer. Ich fragte also, wo es zur Luhe gehe. Zweimal geriet ich dabei an Deppen, bei denen man den Kalk rieseln hörte. Beide kapitulierten vor dem schwierigen Problem, mir den Weg zum Flüsschen zu weisen. Weitere behaupteten aus schierer Bequemlichkeit sofort, sie wüssten nicht, wo die Luhe fließe oder schoben gleich weiter mit der Bemerkung, sie hätten keine Zeit, mir den Weg zu zeigen.

Als ich schließlich erfuhr, dass es eines viertelstündigen Fußwegs bedürfe, signalisierten meine müden Knochen und der Magen, dass sie der Ruhe und der Stärkung bedürften. Ich ging in einen Bäckerladen und verlangte ein Mohnbrötchen und zwei Brezeln. Ich wunderte mich über den Preis: 28 Pfennige statt der in Stuttgart üblichen 21 Pfennige. Vielleicht sind die Brezeln in Norddeutschland tatsächlich teurer. Ich zählte bedächtig wie ein ABC-Schütze 28 Pfennige auf die Ladentheke – dabei betonend, dass ich den Betrag genau hätte. „Manchmal gehen doch die Pfennigmünzen aus." Ich nahm an, dass die Verkäuferin bei dieser Prozedur bemerken würde, dass sie sich verrechnet hatte. Diese sagte aber nichts und bedankte sich höflich.

Kaum draußen, fahre ich wie ein Habicht in die Tüte. Ein Mohnbrötchen. Ok. Doch wo bleiben die Brezeln? Was ich zu fassen bekomme, ist ein mit Schokolade überzogenes, brezelähnliches Gebilde. Schmeckt auch, aber ich gehe doch zum nächsten Bäckerladen, um doch noch ordentliche Laugenbrezeln, die in Stuttgart nun mal zu einem Frühstück gehören, zu erhalten. Die Verkäuferin weiß überhaupt nicht, was ich mit „Brezeln" meine. Sie überlegt: In Hamburg gebe es so eine Art Salzbrezeln. So hielt ich mich weiter an die Mohnbrötchen und bummelte über den Markt. Angeboten wurden einheimisches Obst und Gemüse, doch immerhin auch Plötzen und Hechte aus der Luhe oder Elbe.

Zurück auf der Station der Privatbahn traf ich auf eine presthaft dicke Dame mit ihrem Söhnlein. Sie konnte es nicht fassen, dass sie zwei Stunden auf die Abfahrt des Zuges warten müsse. Dieser Fahrplan sei eine Unverschämtheit. Ihr Gequassel ging mir auf die Nerven. Ich fläzte mich auf eine Parkbank und legte den Kopf auf meinen Sportsack. Ich glich mit meinem Pappkoffer, aus dem sich der Griff löste, einem der Asozialen, die sich auf den Bänken rings um den Stuttgarter Theatersee breit machen.

Im Schienenbus musste ich – man ist einfach zu höflich - einem Hamburger Arbeiter zuhören, der in der Bahnhofswirtschaft Bier und Schnaps getankt hatte. Auf die Frauen sei kein Verlass und anspruchsvoll seien sie obendrein. Ich sagte nur immer ja, ja.

In Egestorf stieg ich aus, um mich auf den Weg nach Undeloh zu machen. Damit der Griff nicht ganz ausreiße, schleppte ich den Koffer auf der Schulter

und hing mir den Sportsack um den Hals. 8 Kilometer standen mir bevor. Wenn ich jemand nach dem Weg fragte und hoffte, vielleicht mitgenommen zu werden, bekam ich unwirsche Auskunft und mir wurde bedeutet, dass man in Eile sei.

Ich hatte meinen Koffer bereits drei Kilometer geschleppt, da winkte ich noch einmal, nun schon am Rande der Verzweiflung einem Volkswagen. Der Fahrer sagte gleich, eigentlich sollte er mich nicht mitnehmen. Gestern hätten zwei Holländer mit Zigaretten Löcher in die Sitze gebrannt. Er fragte nach meinem Beruf. Als ich das humanistische Gymnasium nannte, war die Verständigung perfekt. Mit dem Altphilologen konnte ich über Platon und Tukydides parlieren. Beide hatten wir humanistische Literatur im Gepäck, er zum Vergnügen, ich zur Vorbereitung auf das Abitur. Er klagte über den Abbau seiner Fächer im sozialdemokratisch regierten Rheinland. Wir waren uns einig: Das Griechische brauche man nun mal, um das Neue Testament richtig zu verstehen. Man denke an den Anfang des Johannes-Evangeliums! En archä ä ho logos. Das könne, das dürfe man nicht so simpel mit „Am Anfang war das Wort" übersetzen. Schlag nach bei Goethe und Martin Buber! Welche Entwicklung habe der Begriff des logos doch schon durchlaufen!

In Undeloh versuchten wir uns zur Jugendherberge durchzufragen. Und wieder diese wenig hilfreichen „Auskünfte", die nur aus ein paar nachlässigen Handbewegungen bestanden. Kein Wort! Den Lehrer ärgerte dies: „Das ist typisch! Das Neuheidentum dieser Einheimischen. Die könnten von den Schäfern in Bethlehem noch was lernen! Die Flüchtlinge sind freundlicher."

Doch Undeloh ist ein winziger Ort. Wie wir uns umsahen, standen wir auch schon vor der Jugendherberge. Das war ein herzlicher Abschied, verbunden mit dem Wunsch, uns bei Wanderungen in der Heide wieder zu begegnen. Doch sie ist weitläufig – und ich habe versäumt, ihn nach seinem Namen und seiner Schule zu fragen.

In bzw. vor der Jugendherberge musste ich bis 16 Uhr warten, weil der Herbergsvater Siesta hielt. So schlief ich im Gras vor der Hütte. Am frühen Abend bekam ich dann aber einen gewaltigen Schlag Bohnengemüse. Meine Tischnachbarin war eine angehende Lehrerin für Deutsch und Religion.

Zum Frühstück gab es Marmeladebrote und als Verpflegung für meinen Tagesausflug erhielt ich zwei weitere Scheiben Kommissbrot mit Käse. Ich fand dies wenig und erkundigte mich bei Herbergsmutter. Sie sagte, das sei das vorweggenommene Abendessen. Das versäumte Mittagessen würde ich dann am Abend erhalten. Bis dahin könne ich ruhig etwas Kohldampf schieben.

Bevor die Hamburger die Heide überfluteten, erreichte ich den Wilseder Berg, staunte über diese ausgedehnte Heidelandschaft mit den für die Gegend charakteristischen Wacholderbüschen. Das gibt es auf der Schwäbischen Alb eben nur auf wenigen Kuppen, welche Schafherden vor dem Vordringen der Wälder schützen. Hier blühende Heide soweit das Auge reicht. Schön, aber eigentlich die Folge einer Jahrhunderte zurückliegenden Zerstörung der Natur. Zum Salzsieden haben die Lüneburger die ursprünglichen Wälder abgeholzt. Und nun wird diese Kulturlandschaft unter „Naturschutz" gestellt. Ich genoss das Wandern – zunächst zum Totengrund, von dort nach Sellhorn und vorbei an Döhle wieder zurück nach Undeloh. Der Wilseder Berg und der Totengrund ziehen die Touristen an. Ich fand die anderen Wege reizvoller. Ich war stundenlang unterwegs, ohne einem Menschen zu begegnen.

In Wilsede besuchte ich Herrn Bode, den Sohn des bekannten Heidepastors, der zur Gründung des Naturschutzparks Lüneburger Heide so viel beigetragen hat. Ich fragte ihn nach Birkhuhnrevieren und nach Moortümpeln. Er gab mir bereitwillig Auskunft. Auf dem Heimweg traf ich auch einen Jäger, der ein Forellengewässer entlang pirschte. Er schätze, dass es in seinem Revier mehr als hundert Birkhähne gebe, und ich berichtete ihm von den vergleichsweise kümmerlichen Beständen am Federsee in Oberschwaben. Er meinte, ich könne in der Heide auch Hirsche beobachten. Es handle sich um eine eigenartige Mischung aus Wapiti und ungarischem Rotwild. Nicht nur Reiher, auch Eisvögel treffe man hier an. Ich wunderte mich, weil ich angenommen hatte, dass die Eisvögel auf steile lehmige Ufer angewiesen seien, um in diesen ihre Höhlen zu finden.

In der Jugendherberge ging es mir gut. Die Köchin sagte, „mit viel Liebe!" habe sie mir eine tüchtige Portion des Mittagessens noch einmal warm gemacht, und das müsse ich nun auch aufessen. Ich erhielt einen breitrandigen Teller voll mit Bratkartoffen und darüber noch einen Turm Gulasch und davor gab es auch noch Suppe.

Das reichte, um mich am anderen Morgen mit einem Hannoveraner Naturfreund schon um nach 4 Uhr auf den Weg ins Birkhahnrevier aufmachen zu können. Rehe sahen wir viele, doch keine Birkhähne. Einmal hörten wir ein lautes, empörtes Bellen. Mein Begleiter vermutete einen Fuchs. Doch was auf einen Fichtenwald zulief und sich über die Störung nicht beruhigen wollte, war ein Rehbock. Wir schauten uns nach Hochsitzen um. Von ihnen aus hofften wir das Wild beobachten zu können, ohne es zu stören.

Auf dem Rückweg trafen wir Bauern, die uns bereitwillig erzählten, wo wir Birkwild und auch Hirsche erblicken könnten. Sie meinten, es dürfte nicht so schwer sein, ihrer ansichtig zu werden. Doch garantieren ließe sich dies nur im Zoo, nicht in freier Wildbahn. Wir freuten uns, dass auch die Bauern, die häufig nur von Wildschäden reden, sich hier mit dem Naturschutz als einem Kulturgut zu identifizieren schienen. Auf eine Entfernung von hundert Meter könnten sie das Birkwild bei der Feldarbeit beobachten.

Diese bereitwilligen Auskünfte versöhnten mich mit den unfreundlichen Reaktionen, die mir in Winsen und in Undeloh zuteil geworden waren, als ich nach dem Weg gefragt hatte.

Als ich am Abend mit dem Hannoveraner zum Hochstand zurückkehrte, fanden wir ihn von einem Mädchen besetzt. Mein Alter, ganz hübsch, dunkelbraune Haare, weiße Bluse, grüner Rock und grüner Janker aus Loden mit Hirschhornknöpfen, also sehr zünftig. Wir hätten nur den Riegel des Hüttchens in luftiger Höhe schließen müssen, dann hätten wir eine Birkhenne in der Falle gehabt. Doch wir sind ja anständige Kerle und so entschuldigten wir uns nur, die beiden Rehe, die in der Nähe ästen, durch unseren Aufstieg vertrieben hatten. Wir zogen weiter zum nächsten Hochstand, der aber wenig versprach, so verfallen wie er schon war. Das einzige Wild, das durchs Heidekraut raschelte, war eine Maus. Wir warteten, bis der Mond aufging und ein Kauz schrie. Und dann mussten wir beide herzlich zusammen lachen. Da hocken wir Deppen stundenlang auf den morschen Brettern, statt der gut betuchten Göre auf dem schicken Hochstand Gesellschaft zu leisten. Da hätten wir zumindest ein scheues Reh zu sehen bekommen.

Auf dem Heimweg kamen wir aufs Wildern zu sprechen. Mein Begleiter kannte sich aus. Er hatte nach dem Krieg in Tellereisen Hasen gefangen, um sich als Jagdhelfer auch mal einen Braten zu organisieren. Heute ist er ein braver Tischler. Auch über das Aufhängen von Stahlschlingen und deren Stabilisierung mit Rosshaaren wusste er bestens Bescheid. Doch jetzt nannte er das Schlingenstellen eine nicht mehr zu rechtfertigende Tierquälerei. So ins Gespräch vertieft, verloren wir die Richtung und wussten nicht, an welchem Ort wir um zehn Uhr schließlich angekommen waren. Wir fragten und erfuhren: in Undeloh. So erstaunlich war dies dann auch wieder nicht, denn die Heide ist nun mal dünn besiedelt.

Undeloh, 19. August 1957

Ich habe meinen Bericht unterbrochen, weil auch ein Naturfreund mal einen Erfolg vermelden will. Ich hoffte, doch noch der Birkhähne, um derentwillen ich die weite Reise unternommen habe, ansichtig zu werden. Ich überlegte: Birkhühner sind nicht romantisch; sie suchen Futter nicht unter einsamen Birken, sondern wo es – dank menschlichen Eingriffs in die Natur – zu finden ist. Ein Einheimischer hatte mich auf ein Roggenfeld am Wege nach Wilsede hingewiesen. Daran grenze ein Kartoffelacker. Und in dieser Ecke würden des Öfteren Hirsche auftauchen und gelegentlich, das heißt in der Zeit der Ernte und auch schon, wenn der Roggen noch süßlich schmecke und weich sei, die von mir gesuchten Birkhühner. Doch so lange ich an den warmen Abenden auch wartete: es blieb bei einer Kette Rebhühner und geruhsamer Erholung. So wanderte ich schließlich durch das Radebachtal nach Döhle und über diesen Ort hinaus bis zu einem Hochmoor, das von einem Bach bewässert wird. Das ist vielleicht der einsamste Ort in der Heide. Um die offene Wasserfläche wachsen Binsen und Schilfgras. Ich fand einen Pfad über festen Moorboden, wie ihn die Glockenheide liebt und drang – nun schon ohne Pfad - durch eine Fichtenschonung, die sich auf einer leichten Erhöhung mitten in dem Moor befindet. Hinter dem Fichtenwäldchen stieß ich auf zwei kleine Tümpel, den Rest einer früher weit größeren Wasserfläche, eine ortstypische Verlandungszone. Schilfgräser stießen bereits durch die Wasseroberfläche. Kiefernbüsche versuchten in dem triefnassen Boden zu wurzeln. Noch versperrten sie einem nicht die Sicht. War dies neben dem Roggenfeld vielleicht auch ein Platz für Birkhühner, zumindest den Zivilisationsflüchtlingen unter ihnen? Als Birkhahn hätte es mir hier gefallen, aber womöglich zog es die Hähne nicht in die Einsamkeit, sondern mal wieder zu den Hennen. Cherchez les femmes! Doch wo waren diese attraktiven Hennen? Ich ging zurück in Richtung Döhle, traf einen Bauern und fragte mal wieder nach dem Birkwild. „Ich will Ihnen keine falschen Hoffnungen machen. Das Birkwild ist sehr selten und sehr scheu.“ Ja, in seiner verlorenen Heimat, in Pommern, da habe es Birkhühner und vor allem Fasanen in weit größerer Zahl gegeben als hier. Ich spürte, der Mann fühlte sich einsam. „Wenn die Einheimischen nur ein wenig freundlicher zu uns Flüchtlingen wären; aber wir verstehen uns ja nicht einmal untereinander. Manchmal denke ich, bei Euch Schwaben gäbe es ein wärmeres Nest. Doch arbeiten muss man überall“, sagte es und griff wieder zu seiner Hacke.“

Ich hatte nach einer Woche der frühen Pirsch und des Wartens auf das Mondlicht meine Suche zwar noch nicht aufgegeben, aber mir gesagt, dass die weiten Wege die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges auch nicht erhöhen würden, und

dass ein Durchstreifen der Umgebung von Undeloh zumindest den Vorteil hätte, dass ich mich besser zu orientieren vermöchte. Und wie ich so zum wiederholten Male das Radebachtal entlang wandere, da fliegen, obwohl ich doch darauf wartete, überraschend aus einem mit Gras bedeckten Wassergraben zwei Birkhähne auf. So gegen den Abendhimmel wirkt ihr tiefbraunes Gefieder fast schwarz, doch unverkennbar ist auch so das Schwarz-Weiß der Schwingen. Glaube mir, ein hinreißendes Flugbild!

Zum Fernglas konnte ich nicht mehr greifen, doch von diesem Moment an war meine Hoffnung, das Birkwild doch noch in aller Ruhe und aus geringer Distanz beobachten zu können, wieder lebendig. Ich stieg wieder auf den Hochsitz, auf dem wir kürzlich das Mädchen im Jägerlook angetroffen hatten. Für die Wartezeit, hatte ich mir „Narziss und Goldmund“ eingepackt. Auch wenn Du mir bei der Besprechung von Hermann Hesses Entwicklungsroman für die Schülerzeitung hilfst, muss ich das Buch doch wenigstens gelesen haben.

Lesen konnte ich, doch ansonsten hatte ich Pech. Ein Wanderer nach dem anderen kam des Weges. Ein junger Herr kletterte gar die Leiter hoch. Um ihn nicht zu erschrecken, öffnete ich selbst das Türchen zum Stand. Das war gut so, denn auch so starrte er mich entgeistert an und zog sich dann höflich wieder zurück.

So im Jägerstand fühlst Du Dich gleich wie ein Waidmann und besonderer Naturfreund, obwohl Dich jeder echte Jäger mit Fug und Recht verscheuchen könnte. Egal, das Wild war für den heutigen Abend vergrämt. Doch ich bin ja kein Jäger und muss nicht zum Schuss kommen. Ich liebe nun mal die Wege über die Heidehügel und zwischen den gespenstischen Wacholdern im fahlen Licht des Mondes. Über mir kreiste dank seiner flauschigen Federn mit unhörbarem Flügelschlag ein Kauz. Ihn störte es nicht, dass hier einer dieser Menschen – und ohne Gewehr konnte es kein Jäger sein – eine Stunde von Undeloh entfernt durch die nächtliche Heide schritt.

In der Jugendherberge traf ich einen Ornithologen aus dem Rheinland. Wie ich schätzt er auch Dr. Franke, von dessen herrlichen Farbfilmen er so begeistert ist wie ich. Bis tief in die Nacht tauschten wir uns aus. Er konnte von Erfahrungen berichten und ich wie ein Schatzsucher alle die Tiere aufzählen, die ich noch zu sehen hoffte.

Weil es so spät geworden war, machte ich mich am anderen Morgen erst nach dem Früh-stück auf den Weg. Das Gras im Radebachtal glänzte noch vor Nässe, aber die Wolkendecke war nicht mehr geschlossen. Das ließ mich auf einen heiteren Tag hoffen. Als ich mich der Wasserfurche zwischen den beiden Wiesen näherte, aus der meine beiden Birkhähne aufgestiegen waren, bot sich mir der Anblick, auf den ich gewartet hatte.

Eine Birkhenne steht ganz frei auf dem von Schafen abgeweideten Gras. Keine hundert Meter entfernt. Ich stelle mein Fernglas auf sie ein. Dies ist mir gerade gelungen, da tauchen ein Bub und ein Mädchen auf. Ich bedeute ihnen, stehen zu bleiben. Doch die Henne wird stutzig und fliegt weg.

Ich bleibe zuversichtlich und gehe langsam den Bach entlang. Das Fernglas hängt nun schon um den Hals, aber noch ohne dieses suche ich mit bloßem Auge die Bachränder ab. Mit Erfolg. An der Stelle, wo das vom Naturschutzbund erworbene Gelände endet und wieder mal ein Hochmoorabschnitt mit Sand zugeschoben wird, erblicke ich zwei Hähne und mehrere Hennen des Birkwildes. Sie scheinen Stellen zu bevorzugen, wo Naturland in Kulturland übergeht. Aus-

schlaggebend sind offenbar die Wassergräben. In diese können sie sich drücken sind dann so perfekt getarnt, dass man auf wenige Schritte an ihnen vorbeigehen könnte, ohne sie zu bemerken. Und am Rande dieser künstlichen Wassergräben findet man den unter Naturschutz stehenden, fleischfressenden Sonnentau. Man sollte das Kultivieren der Moore auch nicht verteufeln. Wichtig ist nur, dass die kultivierten mit streng geschützten Abschnitten durchsetzt bleiben.

Dies waren nicht die letzten Birkhühner, die ich beobachten konnte. Bei einer Wanderung nach Sahrendorf, sah ich von einem Acker, der an eine Straße grenzte, mehrere Vögel auffliegen. Ich griff zum Fernglas und erkannte am Rande eines Roggenackers zunächst nicht mehr als dunkle Punkte. Ob nun braun oder schwarz, es musste sich um Birkhühner handeln. Zu meinem Vorteil zog sich ein Gebüsch den Acker entlang und ich kann mich so gedeckt näher heranwagen.

Ich setze mich schließlich hinter einen Wacholderbusch und zähle ein Dutzend Vögel, die sich an den Resten des abgeernteten Roggenfeldes gütlich tun. Einzeln kann ich sie nun nacheinander betrachten. Es ist fabelhaft, dass es diese großen Vögel noch in freier Wildbahn gibt! Sie brauchen besondere Reviere. Hier in der Nähe gibt es neben Heideflächen auch angrenzende Fichtenwäldchen. Die Birkhühner brauchen Futterflächen, Deckung und Schlafbäume. Auf diesen sind sie am frühen Morgen kaum zu entdecken. Nähert sich diesen ein Ahnungsloser, erschrickt er, wenn plötzlich mit knallendem Flügelschlag die Birkhühner abstreichen.

Einsamkeit genügt den meisten Heidetouristen aber nicht. Nicht nur die Kinder erwarten andere Attraktionen. Als ich nach früher Exkursion um die Mittagszeit nach Undeloh zurückkehre, finde ich die Straßen von Einheimischen und Touristen gesäumt. Seit 90 Jahren wird zum ersten Mal wieder eine Postkutsche vierspännig vorfahren. Wir hören das Posthorn schallen, und es sind gleich zwei schwarz-weiße Postkutschen, die vorfahren. Die Pferde mussten bei dem Trubel - und weil die Kutscher ein solch großes Gespann heute vielleicht nicht mehr sicher lenken können - noch zusätzlich von Knechten am Zaumzeug geführt werden. Die Kutschen und die Uniformen der Postillione stammen aus dem Hamburger Postmuseum. Die Kutschen sollen vorerst nicht ins Museum zurück, sondern alt gewordene Naturfreunde über die sandigen Heidewege fahren.

Als ich in der Jugendherberge von meinen Birkhahnbeobachtungen berichtete, hörten mir zwei Lehrer besonders aufmerksam zu. Die Studienräte Kirchner und Schaible waren mit Jungen und Mädchen aus Darmstadt-Eberstadt in die Heide gekommen. Sie gehören zu einer Vogelschutzgruppe, der in einem Naturschutzgebiet in den Rheinauen eine Blockhütte errichten durfte. Diese Verbindung von Lagerromantik und Naturbeobachtung lockt die Jugendlichen und so suchen sie mit ihren Lehrern auch nach selten gewordener Orchideen. Dass man diese nicht pflückt, sondern bestenfalls photographiert und sich auf ein Wiedersehen im kommenden Jahr freut, ist dann selbstverständlich.

Mit Herrn Decker, dem Photographen, der auch zu dieser Gruppe gehörte, wanderte ich nach dem sonntäglichen Auftritt der Postkutschen hinaus in die Heide, um auch mal mit einem Heidschnucken-Schäfer zu sprechen und ihn bei der Arbeit zu begleiten. Dieser bärtige Naturbursche war gut gelaunt, jedenfalls erleichtert, den Sonntag mit dem Postkutschenrummel hinter sich zu haben. Nun konnte er wieder an seiner Pfeife mit dem langen S-förmigen Stiel saugen. Um Heidebrände zu vermeiden, deckt den Pfeifenkopf ein verchromter Deckel. Überhaupt dürfen in der Heide nur Schäfer und Imker rauchen.

Wir erkundigten uns auch nach der geschäftlichen Seite seines Unternehmens. Die Schnucken, welche man nun mal braucht, um den Heideblick frei zu halten, enden in einer Fleischfabrik in Lüneburg, wo sie zu einer bestimmten landestypischen Bockwurst verarbeitet werden. Ein Schaf wird für 60 DM verkauft. Die Böcke werden kastriert und zum Teil schon als halbwüchsige Lämmer verkauft; andere lässt der Schäfer bis zu drei Jahren alt werden, auf dass sie dann auch zu Bockwurst werden. Daneben hält der Schäfer vier Zuchtwidder, die ein schneckenförmiges Gehörn tragen. Sie sind sein ganzer Stolz und auch viel wert. Ein Zuchtwidder kostet 600 bis 1000 DM. Man bemüht sich um rassenreine Heidschnuckenherden. Ich zucke dann doch zusammen, wenn der angebliche Naturbursche, ganz unverblümt davon spricht, dass „entartete" Exemplare „ausgemerzt" würden. Die Heidschnucke stamme vom Mufflon ab, und die hiesigen Herden bildeten das einzige deutsche Vorkommen. Heidschnucken gebe es auch noch in Holland, Irland und Schottland. Die Schnucken bevorzugten die Glockenheide.

In Schottland würden die Schnucken aber nicht von einem Schäfer gehütet und es gebe auch nicht die hiesigen Heideschafställe. Die Schnucken blieben das ganze Jahr im Freien hinter hohen Gattern. Die Tiere könnten bis zu 1.50 Meter hoch springen.

Touristen sind dem Schäfer ein Graus. Als ihn Schüler mal fragten, wozu er denn die kleine Schippe am Ende der langen Stange brauche, habe er ihnen geantwortet: „Damit vergrabe ich das Papier und die Glasscherben, welche ihr Naturfreunde hinterlasst." Der Wink mit Schippe wurde verstanden und die Hinterlassenschaften wurden eingesammelt.

Das hiesige Naturschutzkonzept überzeugt mich. Mit dem Schutz kleiner Biotope, auf denen ein paar seltene Pflanzen oder Tiere zu finden sind, ist es nicht getan. Es geht um die Erhaltung und notfalls Renaturierung großer Flächen. Einige Millionäre, die mit weltweitem Handel viel Geld verdienen, haben den Naturschutz zu ihrem persönlichen Projekt gemacht und eine entsprechende Strategie entwickelt. Sie kaufen große Flächen auf, um sie als Naturschutzgebiete zu erhalten. Vorbildlich wirkt hier die Firma Steiff. Da werden eben nicht nur Plüschtiere mit dem Knopf im Ohr fabriziert. Herr Hähnle, der Chef dieser schwäbischen Firme, hilft dem Bund für Vogelschutz, die besten Kameraleute für Naturfilme zu gewinnen. Der Film ist das Medium, mit dem man den Großstädter für den Naturschutz und dann hoffentlich auch für das Wandern in der Natur und die eigene Tierbeobachtung begeistern kann.

In Undeloh machte Manfred auch die Bekanntschaft von gleichaltrigen Mitgliedern des Deutschen Jugendbunds für Naturbeobachtung. Es kann aber auch sein, dass diese schon zuvor mit ihm in Verbindung gekommen waren. Jedenfalls luden sie ihn zur Vogelbeobachtung auf die Insel Fehmarn ein, wo der DJN eine Station mit Übernachtungsmöglichkeit unterhielt. Doch Anfang Oktober musste Manfred wieder in der Schule sein, und so fuhr ich an seiner Stelle nach Hamburg und von dort weiter nach Fehmarn.

Verdient waren diese späten Ferien. Im August und September hatte ich intensiv gelesen, Englisch gelernt und meinen Eltern einen Urlaub im Lautertal auf der Schwäbischen Alb ermöglicht. Ich hatte sie in der Firma vertreten, angelieferte Waren – Batterien und Taschenlampen von Varta und Daimon – entgegen-

genommen und auch einzelne Kunden in Vororten Stuttgarts mit Heizlüftern beliefert.

Zur Abwechslung hatte ich es noch einmal im Altwasser des Neckars am Großingersheimer Rang mit dem Angeln versucht, aber außer einigen Döbeln und ein paar Rotaugen nichts gefangen. In Gedanken war ich bei meinem Bruder in der Lüneburger Heide gewesen und nun freute ich mich auf die Fahrt nach Fehmarn.

Reeperbahn und Herbertstraße

Ich wollte es meinem Bruder gleichtun und schrieb aus dem DJN-Lager in Orth auf Fehmarn in der zweiten Oktoberwoche einen ausführlichen Bericht. Dieser befasste sich aber zunächst weniger mit Vögeln als mit der Natur des Menschen – angesichts des Hamburger Vergnügungsviertels, der Wiederaufrüstung in den Hamburger Werften und der Zurschaustellung von Reichtum und Mildtätigkeit in der Hansestadt.

Anders als Manfred fand ich auf der Bahnfahrt in den Norden Deutschlands einen Sitzplatz, konnte diesen auch mit Anstand behalten und kam einigermaßen ausgeschlafen um 8 Uhr am Hamburger Hauptbahnhof an. Bereits eine halbe Stunde später konnte ich in der Jugendherberge am Stintfang mein Quartier beziehen, das heißt, meinen Rucksack abstellen und mir ein Bett reservieren lassen.

Das Wetter war diesig. Beim Bummel durch den Hafen und die Innenstadt begann es bald zu regnen, zwar nicht stark, doch anhaltend. Die Prunkbauten der Versicherungen und Reedereien und auch die Auslagen in den Schaufenstern waren mir herzlich gleichgültig. Nur die Arbeitskleidung der Seeleute interessierte mich. Strapazierfähige Baumwolle wie bei Jeans und dunkelblaue Wollpullover mit Rollkragen. Und die Norddeutschen? Ich denke, die Menschen sind hier nicht wesentlich anders als in Stuttgart. Ob da einer vor sich hin schiebt oder eine Dame „graziös“ schreitet, beide wissen anscheinen genau, worauf sie aus sind. So sieht es zumindest aus. Erreichen sie aber ihr Zwischenziel, kann es gut sein, dass sie enttäuscht sind und der nächsten Fata Morgana hinterher laufen. Doch solche Gedanken sind bei mir Stimmungssache – und es war nun mal schlechtes Wetter.

Ich erreichte den Jungfernstieg und die Binnenalster. Als angehender Ornithologe musste ich mich nach dem Wassergeflügel umschauen. Ein Schwan stand direkt vor mir. Der schien sich über nichts Sorgen zu machen. Seine Augen lachten in den (trüben) Tag hinein, als ob dieser nie zu Ende gehen würde. Und die Enten tuckerten wie kleine Barkassen vor sich hin, von Blatt zu Blatt, von einem Brotbrocken zum nächsten, unheimlich geschäftig, ohne das sorglose Lachen des Schwans.

Es begann dann stärker zu regnen, und ich verzog mich gerne in die Kunst-Halle. Der Besuch lohnte sich und ich war dem Regen dankbar, dass er mich hineingetrieben hatte. Meine Lieblingsmaler sind Philipp Otto Runge und Caspar David Friedrich.

Kurz vor 15.30 Uhr kaufte ich beim Deutschen Theater, das dem Museum fast gegenüber liegt, eine Karte für die Nachmittagsvorstellung von Goethes „Egmont“. Die Verkäuferin meinte, mein Platz habe „etwas Säule“. „Etwas“ war untertrieben. Trotz aller Verrenkungen konnte man die Bühne nie ganz überbli-

cken. Glücklicherweise wurden aber zwei Plätze nicht eingenommen und ich konnte nach dem ersten Akt umsiedeln.

Klassisches Theater klassisch gespielt, so wie ich es mag, aber das will ich jetzt nicht besprechen. Mir fehlte zum Hamburger Lokalprogramm noch die Reeperbahn. Auch Käutners „Große Freiheit Nr. 7“ und Hans Albers ersetzen die eigene Anschauung nicht. Doch fast hätte ich darauf verzichtet, nicht aus moralischen Gründen, sondern weil der Regen nun richtig prasselte und weil ich beim Abendessen in der Jugendherberge mit einer Berliner Graphikerin ins Gespräch gekommen war.

Doch der Regen ließ nach und ich löste mich aus dem Gespräch. Vielleicht war dies ein Fehler. War ich zu schüchtern, war ich zu hochnäsig? Mir war so gar nicht nach Flirten zumute. Da fehlt mir die Erfahrung, und welchen Sinn kann es schon haben, vor Vogelexkursionen auf einer Insel mit einer Frau anzubandeln, die wahrscheinlich etwas ganz anderes im Sinn hat als ich und fünf Jahre älter ist. Ich fand sie auch ein bisschen stämmig. Doch sie konnte munter plaudern von ihren Entwürfen für die Prospekte eines Drogeriemarktes. Doch interessierte mich dies? Eigentlich nicht.

Gleich am Anfang der Reeperbahn sprach mich ein blutjunger Fliegersoldat an. Nun gut, er war ein oder zwei Jahre jünger als ich. Er trug keine Uniform, sondern legeres Zivil. Darum hatte ich auf seine Frage, ob ich dem Bundesheer angehöre, geantwortet: Ich sei heilfroh, kein Mitglied dieses Vereins zu sein. Dafür wollte er Gründe hören. Ich machte ihm meinen Standpunkt klar, vermied aber eine breite Diskussion. Ich dachte, es hat keinen Sinn, sich hier den Mund fusselig zu reden. Überzeugen lässt er sich nicht. Doch wir blieben zusammen. Er wollte offenbar das Gelände auch lieber in Begleitung erkunden – und sei es mit der eines Pazifisten.

Die Reeperbahn ist langweilig, besonders wenn einem der Regen das Genick hinunterläuft: eine Menge Varietees, Kinos mit Nacktfilmen und Cafes mit Tischtelefonen. Für all dies hatte ich sowieso kein Geld. Man sieht fast keine Matrosen, aber umso mehr Touristen, die truppweise aus Omnibussen steigen. Mein Begleiter erkundigte sich bei einem Bierfahrer nach den Puffstraßen. Es gibt nur eine, die Herbertstraße. Dieser Herbert ist oder war aber kein berühmter Hamburger oder auch berüchtigter Zuhälter; es ist nur ein Vorname und der steht hier für Otto Normalvögler.

Die Straße der anonymen Herberts ist ein schmales, gepflastertes Gässchen. Rechts und links sitzen hinter Schaufenstern die Damen in Abendkleidern - oder was man so darunter trägt beziehungsweise weglässt - und warten auf Kundschaft. Es kommt aber auch vor, dass sie durch ein Sprechfenster – wie bei Eisenbahnschaltern – ihr Circenkünste direktemang vortragen. Ich hielt mich mehr in der Mitte des Gässchens. Dicht vor die Scheiben zu treten und die Ware unter den verschiedensten Gesichtspunkten zu prüfen, wäre mir peinlich gewesen. Die Frauen trugen ihre Masken vollendet. Doch das Geschäft ging schlecht. Der kalte Regen löschte die Brunst und nur ab und an flüchtete sich einer ins Trockene. Ich mich schließlich auch. Ich hatte ja von der Nachtfahrt noch reichlich Schlafreste.

Am anderen Morgen setzte ich mich auf die Aussichtsplatte vor der Jugendherberge, schlug meinen Kragen hoch und ließ mich auch von dem „steifen“ Wind nicht davon abbringen, eine Stunde lang dem Geschippere im Hafen zuzusehen.

Auf eine Hafenrundfahrt und die Besteigung des Hamburger Michels verzichtete ich. Dieses Programm hatte ich bereits vor zwei Jahren absolviert. Und Manfred hatte im August im Anschluss an seine Wanderungen durch die Lüneburger Heide gerade beides mitgemacht und mir seine Eindrücke geschildert. Ich zitiere ein weiteres Stück seines Briefes, weil seine Sichtweise der meinen ziemlich nahe gekommen sein dürfte und weil er sich mal nicht zur Naturbeobachtung, sondern en passant auch zur politischen Lage äußert.

Mit dem Jugendwerk machte ich eine Stadtrundfahrt. Zuerst fuhren wir mit einer Barkasse durch den Hafen und bis zum Freihafen, vorbei an Docks und Tankern. Und immer wurde betont: Hamburg sei eine Stadt des Geldes. Ein Schiff für den Erztransport zu bauen, koste 10 Millionen und mehr. Beschämend fand ich, dass Bloom & Voss im Auftrag des Bundeswehrbeschaffungsamts demnächst drei Kreuzer auf Kiel legen wird. Jeder darf 90 Millionen kosten. Insgesamt sollen für Kriegsschiffe 4,5 Milliarden ausgegeben werden. Davon gingen bereits Aufträge für 2,8 Milliarden ins Ausland. Die Inhaber von Bloom & Voss waren nach 1945 eingesperrt worden. Im Übrigen hatten die Engländer von den Werften demontiert, was ihre Bomben noch übrig gelassen hatten. Reste gesprengten Stahlbetons sind noch zu sehen.

Der Barkassenführer rechnete wohl auf Zustimmung mit seiner Bemerkung zur kurzfristigen Internierung von Hitlers Zulieferern: „Das nächste Mal wollen wir dann mal sehen, wer da wen einsperrt.“ Im Blick auf die Schiffe, die unter fremder Flagge fuhren, meinte er: „Manchmal schlägt man sich eben den Schädel ein, aber dann macht man auch wieder gute Geschäfte miteinander.“ Solch saudumme Kraftmeierei gilt hier wohl als „Humor von der Waterkant“. Etwas mehr Sprachwitz hatte die Bemerkung des Autobuslotsen angesichts des Hamburger Michel. „Von der oberen Plattform können die Herrschaften vier Meere sehen – vorausgesetzt Sie sind 430 Stufen hinaufgestiegen: das Außenmeer, bei Nacht das Lichtermeer und meistens das Nebelmeer und manchmal sieht man viertens auch fast gar nichts Meer.“ Ich bin hinaufgestiegen und oben erklärte uns dann ein charmantes Hamburger Deern, so nennt man hier die Mädle,[9] das Panorama der Stadt und sprach dann bei der Stadtrundfahrt pausenlos ins Mikrophon. Am Rathaus entließ sie uns. Dieses selbst ist ein Zeugnis des Reichtums der alten Hansestadt. 1850 begann man es zu bauen. Allein der Rohbau kostete bereits 11 Millionen Goldmark. Und im Innern wurde dann ein Saal noch kostbarer ausgestattet als der andere: glänzendes Leder und Wildleder mit Goldprägung, Mahagoni, Schmiedearbeiten und Guss in Eisen, Bronze und Aluminium – Stiftungen der Hamburger Kaufleute.

Von einem Zimmer aus Nussbaum wird berichtet, dass 80 Waisenknaben im Alter zwischen 8 und 14 Jahren daran geschnitzt hätten. 48, die noch lebten, sind vor einem Jahr zu einem Essen ins Rathaus eingeladen worden.

Da habe ich dann auch Hunger gespürt und habe in einer Fischbratstube in der Spitaler Straße eine Portion heißer Frikadellen gegessen. Das kostete mit Kartoffelsalat 85 Pfennig. Goldbarsch war mit DM 1.50 am teuersten. Doch frittierter Fisch ist in Hamburg immer noch das billigste Essen.

---

[9] Een **Deern** (pl. **Deerns**), ook Dirn un Dern schreewen, is een lütten Fruunsperson, de noch nich full opwassen is.

Unter Ornithologen auf Fehmarn

Auf solche Genüsse verzichtete ich bei meinem zweiten Besuch Hamburgs und fuhr über Lübeck nach Orth auf Fehmarn, wo ich um 16.30 Uhr mit meinem hoch bepackten Rucksack eintraf.

Die DJNer hausen in einem alten Mühlspeicher. Unten ein großen Gemeinschaftsraum und eine Behelfsküche. Man schläft im ersten Stock auf Strohsäcken und schaut durch einen breiten Laden, dessen Flügel sich nach rechts und links aufschlagen lassen. Als der Speicher noch einem Müller diente, hievte man die Säcke vom gepflasterten Hof nach oben. Auf diesem Hof standen wir zu siebt um zwei große Töpfe und schälten Kartoffeln - mit viel zu großen Messern, wie ich fand. Ich war herzlich aufgenommen und von Uschi, die Manfred von Undeloh kennt, in die Küche mitgenommen und dort gefüttert worden.

Dann war„bunter Abend“ angesagt. Man improvisierte. Wie zu erwarten: vor allem Vogelstorys. Ich griff zurück auf Manfreds Begegnungen mit Birkhühnern. Die Songs von Gert Oetken, dem Lagerleiter, hielten alles zusammen und uns bei Stimmung. Doch dann spürte ich wieder und immer noch meine Schlafreste von der Nachtfahrt und ich verzog mich nach oben auf den Speicher. Ich habe tief geschlafen und auf meinem Strohsack kein bisschen gefroren.

Anderntags ging es gleich nach dem Frühstück auf Exkursion. In Fünfergruppen radelte man los. Ohne vorherige Absprache gab mir dann Uwe, ein 24jähriger Volksschullehrer und Leiter des Sauerland-Lagers, einen Wink. Wir scherten aus der großen Gruppe aus. Er fuhr Moped, und ich hielt mich an seiner Schulter fest. Das war eine halsbrecherische Fahrt über die Deichkrone. Brackwasserseen, die durch schmale Sandstreifen vom Meer getrennt sind, waren unser Ziel. Zuerst aber liefen wir zum Strand, wateten ein paar Meter hinaus und ließen die Wellengischt an unseren schwarzen Stiefeln empor schäumen. Und dann habe ich natürlich noch den Zeigefinger eingetaucht und probiert, ob das Wasser auch wirklich salzig schmeckt.

Und jetzt Manfred: Ich kann Dir beim besten Willen nicht alles aufzählen, was ich gesehen habe und was von Uwe auch „bestimmt“ wurde: Rot- und Grünschenkel, Kiebitzschwärme, vielerlei Möwen und sechserlei Enten, undsoweiter und undsofort. Und dann noch die Flora: das dornige Salzkraut, die blauen Büsche der Strandaster und die dunkelgrauen Hügel des angeschwemmten Seegrases, vermengt mit Miesmuscheln und fein geformten Herzmuscheln. Einen ganzen herrlichen Tag watete ich durch seichte Buchten, stakte durch Sumpf und pirschte durchs Schilf. Durchs Fernglas beobachtete ich die Vögel bei der Futtersuche, sah ihre Züge über dem Meer entschwinden und hörte ihre schrillen Rufe verklingen. Nur schade, dass Uwe am nächsten Tag wieder ins Sauerland zurückreisen musste. Mit ihm habe ich mich sehr gut verstanden.

Am Abend des 10. Oktober

Heute habe ich eine „Einzelexkursion“ unternommen. Als angehender DJNer selbstverständlich mit Bestimmungsbuch. Und wenn ich nach diesem Brief noch dazu kommen sollte, werde ich mit allem Drum und Dran einen regelrechten Exkursionsbericht schreiben. Dass mein Interesse neben dem Meerkohl und der Stranddistel zunächst einmal den Brombeeren und den Hagebutten galt, wird darin aber nicht vermerkt werden. Ich wanderte den Strand entlang zum Flüg-

ger Leuchtturm. Ich kenne mich mit den diversen Möwen nicht aus und so amüsierte ich mich damit, Kaninchen zu beobachten. Fast hinter jedem Strandhaferbusch oder Stein, den einst ein Gletscher hierher geschleppt hat, flitzte eines dieser Karnickel hervor. Einem konnte ich mich bis auf zweieinhalb Meter nähern. Auf dem Heimweg kam ich an einem riesigen Karpfenzuchtgebiet vorbei. Es wird mit einer Pumpe bewässert und belüftet, und diese wird von einem Windrad angetrieben.

Zum Abendessen gab es Griesbrei mit Saft aus selbst gepflückten Holunderbeeren. Das war für den ersten Hunger. Danach zogen wir zusammen in die Aalräucherei „Seegarten", um etwas Nachhaltigeres zu essen und dabei zu erörtern, welche Gesichtspunkte bei einem Exkursionsbericht beachtet werden sollten. Dabei wurden wir aber von einem Haufen Bundeswehrmatrosen empfindlich gestört. Sie grölten abscheulich. Im Geplärre unseres „Heimatschutzes" konnten wir das eigene Wort nicht mehr verstehen. Das war doppelt ärgerlich, weil es in dem Gespräch auch darum gehen sollte, mich darauf vorzubereiten, für den DJN in Stuttgart und Umgebung Exkursionen anzubieten.

Am folgenden Tag schützte dichter Nebel die Vögel und die Karnickel vor uns Beobachtern. Ich setzte in der Küche das im „Seegarten" gestörte Gespräch mit Gert Oetken und Uschi fort. Beide hofften, dass Manfred und ich in Stuttgart eine Ortsgruppe des DJN aufbauen könnten. Wir waren auch willens, zu Exkursionen einzuladen.

Aus der Korrespondenz mit dem DJN geht hervor, dass wir es in mehreren Anläufen versuchten. Einem gewissen Lopi teilte ich am 27. Oktober mit, dass wir am Morgen dieses Tages mit ein paar Schülern aus dem Eberhard-Ludwigs-Gymnasium durch den Kräherwald gezogen seien und Antworten auf drei Leitfragen gesucht hätten:

1. *Wie weit ist die Entlaubung bei den einzelnen Sträuchern und Bäumen fortgeschritten?*
2. *Welche Pflanzen blühen noch?*
3. *Welche Vögel sind anzutreffen?*

Die Pilze wollten wir uns noch von Dr. Haas, einem weit bekannten Pilzspezialisten am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium, bestimmen lassen und ihn um Hinweise auf weitere Interessenten an unserer Gruppenbildung bitten.

Na ja, die Exkursion brachte keine spektakulären Beobachtungen: *Ein paar Meisen, mehrere Eichelhäher und zwei Mäusebussarde. Die Buntspechte fand ich nicht an den mir vertrauten Futterplätzen, einigen Kiefern mit morschen Stämmen.*

Auch die nächsten drei Exkursionen im November und Dezember erwiesen sich als wenig attraktiv. Ich versuchte es mit einer Differenzierung der Leitfragen: *Welche Beeren tragenden Sträucher werden angetroffen? Wie steht es mit Nistgelegenheiten? Unterholz? Quirlige Hecken? Alte Bäume für Nisthöhlen?*

Wir starteten an der Doggenburg um 8.30 Uhr, wanderten uns warm und beendeten unsere Exkursion um die Mittagszeit in Botnang, nachdem wir an der Stroheiche und der ehemaligen Burg Dischingen vorbeigezogen waren.

Je kälter es wurde, desto weniger Schüler hatten Lust auf Naturbeobachtung. Am 24. November waren wir dann nur noch zu dritt. Der Jahreszeit entsprechend suchten wir nach *„Tierleben in der Waldstreu"* und fragten nach den *„Gallen und ihren Urhebern"*. Auch diverse Moose galt es zu bestimmen.

Für den zweiten Weihnachtsfeiertag luden wir einige Interessenten in die Wohnung unserer Eltern ein. Doch Manfred dämpfte im Voraus die Erwartungen der Freunde im DJN: *„Wir halten hier keinen Winterschlaf, aber wir konnten bisher kaum Vögel beobachten. Die Zugvögel sind weg. Wir mussten uns auf die Botanik verlegen. Doch diese verlangt mehr Kenntnisse, als Theo und ich besitzen. Und nur was kriecht und krabbelt und bei der Annäherung davon prescht, in den Zweigen flötet oder vor einem Raubvogel flüchtet, reizt die Neulinge unter den Naturbeobachtern. Sie erwarten, auf Exkursionen erleben zu können, was sie in den spannenden Tiergeschichten gelesen haben.“*

Mir blieb nichts anderes übrig als nach einem vierten und letzten Versuch in dasselbe Horn zu blasen. An unseren Lopi schrieb ich:

Ihr müsst faszinierende Erlebnisse beim Entenzählen gehabt haben. Doch mit Polartauchern können wir Stuttgarter nicht aufwarten. Wir bestimmen bereifte Bäume an Hand ihrer Knospen und freuen uns, wenn mal ein Kohlmeislein vorbei schaut.

Die „Vollversammlung“ am zweiten Weihnachtsfeiertag zwang uns zu der Erkenntnis, dass wir bis auf weiteres die Gründung einer Stuttgarter DJN-Gruppe aufgeben müssten. Wir verabschiedeten uns von den Freunden in der Lüneburger Heide und auf Fehmarn mit einem herzlichen Hoy! Hoy!, diesem für uns Süddeutsche doch ziemlich kuriosen Gruß des DJN.

Es dauerte fast zwei Jahrzehnte, bis ich durch mein Engagement in der Ökologiebewegung wieder in engeren Kontakt mit Naturschützern kam. Ich hielt am Otto-Suhr-Institut eine Vorlesung über die Ökologiebewegung und schilderte unter anderem den Kampf der Amerikanerin Rachel Carson gegen die Chemiefabriken, die Baumschädlinge im Stile der Kriegführung in Vietnam aus der Luft mit Sprühmitteln zu bekämpfen vorgaben. Ein „stummer Frühling“, so der Titel von Carsons bewegendem Buch, drohte zwar in Deutschland noch nicht unmittelbar, aber der Club of Rome und Dennis Meadows hatten mit „Die Grenzen des Wachstums“ und Herbert Gruhl mit „Ein Planet wird geplündert“ uns Atomwaffengegnern klar gemacht, dass wir auch ohne einen Dritten Weltkrieg unsere Erde ruinieren könnten. Meine Schwiegermutter Ilse Kamplade war seit den 70er Jahren aus Freude am Wandern auch zum Mitglied im Bund Naturschutz in Bayern geworden. So kam auch ich dazu, regelmäßig dessen Mitteilungsblatt zu lesen und ich ermunterte Ernst Hoplitschek, einen Studenten der Politologie und der Biologie, seine Dissertation über die Entwicklung dieser traditionellen Naturschutzorganisation zu einem modernen, ökologisch orientieren Verband zu schreiben. Auch meine Bereitschaft, mich für den Widerstand gegen die atomaren Anlagen im Kaiserstuhl, und im Wendland und gegen das Bombodrom in der Kyritz-Ruppiner Heide zu engagieren, lässt sich auf die frühen, freundschaftlichen Begegnungen mit den Naturschützern im DJN zurückführen.

Doch es dauerte einundfünfzig Jahre, bis ich dann auch Gert Oetken als Vertreter der Naturschutzgesellschaft Schutzstation Wattenmeer e.V. im Internet wieder „begegnet“ bin. Ich erfuhr aus einem Artikel von Martin Schöb in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 30. Juni 2004, dass Anfang 1963 die Naturschutzgesellschaft Schutzstation Wattenmehr e. V. mit der geringstmöglichen Zahl an Mitgliedern beim Amtsgericht Rendsburg in das Vereinsregister eingetragen worden war.

Die Entscheidung für die mittelholsteinische Stadt hatte ganz pragmatische Gründe. Gert Qetken, treibende Kraft bei der Gründung des Vereins und bis

heute dessen Vorsitzender, verfügte in seiner Zahnarztpraxis über den Luxus zweier Wartezimmer, wovon eines kurzerhand zur ersten Geschäftsstelle der Wattenmeerschützer umfunktioniert wurde.

Und weiter erfuhr ich aus dem Internet, dass Gert Oetken im Juni 1999 als einem der „Erfinder und Väter des sanften Tourismus“ das Bundesverdienstkreuz verliehen worden war, „auf eigenen Wunsch in kleinstem Kreis in der Rendsburger Geschäftsstelle“, aber immerhin vom Umweltminister des Landes Schleswig-Holstein.

Doch was war aus Uschi geworden? Das hätte mich schon auch noch interessiert. Und siehe da, auch hier wurde ich im Internet fündig. Als Gert Oetken im Mai des Jahre 2007 die „Goldene Ringelgansfeder“, gewissermaßen das ökologische Verdienstkreuz erster Klasse, verliehen wurde, gab es auch eine „Kleine Goldene Ringelgansfeder“ für seine Frau Uschi. Bingo! In der Laudatio auf den Träger und die Trägerin der großen und der kleinen Ringelgansfeder wurde daran erinnert, dass Gert und Uschi Oetken schon in den 60er Jahren junge Lehrer als Multiplikatoren auf Hallig Hooge für den Lebensraum Wattenmeer begeisterten. Und den Artikel in den „Nationalpark Nachrichten“ ergänzte sogar ein Photo des bescheidenen Paars und ein Zitat von Gert: „Naturschutz muss auch Spaß machen“ und eine Erinnerung an seine mittlerweile „legendären Ukulele“ Auftritte.

4. Kapitel:
Auf der Suche nach Orientierung.
Das Wintersemester in Tübingen 1957/58

Das Streben nach Strohberghitze

Im Wintersemester 1957/58 war ich nach Tübingen zurückgekehrt in der Vorstellung, in dieser urschwäbischen Universitätsstadt – nach einigen weiteren auswärtigen Semestern - schließlich mein Examen zu machen, um dann Lehrer für die Fächer Geschichte, Deutsch und Englisch zu werden. Den eher vagen Plan, parallel auch noch Psychologie zu studieren, hatte ich aufgegeben, weil das hier zu Leistende mit den Anforderungen meiner anderen drei Fächer nicht zu vereinbaren war. Hinzu kam, dass sich das Lehrangebot der Psychologen fast ausschließlich auf das Verhalten von Individuen bezog, während ich mich mehr für das Verhalten von Gruppen und Massen interessierte, wie es mir in der Geschichte und der aktuellen Politik begegnete. Ich las dazu Schriften von Gustave Le Bon, von Sigmund Freud und später von dem Ehepaar Alexander und Margarete Mitscherlich und auch neuere Arbeiten zur Gruppendynamik, welche den herkömmlichen Begriff der Masse in Frage stellten. Bei dieser Lektüre gewann ich den Eindruck, dass ich mir die politisch relevanten Kenntnisse auch aneignen könnte, ohne all das zu lernen, was die Berufspsychologen lernen müssen, um als Psychotherapeuten tätig werden zu können, was ich doch gar nicht vorhatte.

Die andere Überlegung, dass ich eventuell Schriftsteller werden könnte, schien vorläufig keine Entscheidung von mir zu fordern. Meine drei Studienfächer Geschichte, Deutsch und Englisch boten genug anregenden Lesestoff. Da schien es mir – for the time being - zu genügen, in meinen Briefen etwas anschaulicher zu berichten, als dies Studenten gemeinhin tun, wenn sie ihren Verwandten oder Freunden schreiben.

Schon in München war mir klar gewesen, dass ich im Sommersemester 1958 in London studieren sollte. Die Englischkenntnisse, die ich am humanistischen Gymnasium erworben hatte, waren trotz einiger selbständiger Lektüre ziemlich mager. Mir fehlte der lebendige Umgang mit der englischen Sprache. Ich hatte noch nie mit einem Engländer oder Amerikaner auch nur fünf Minuten geredet. Gemessen an diesem mir bevorstehenden Abenteuer der Englandreise bedeutete die Rückkehr nach Tübingen im Wintersemester 1957/58 bereits das Eintauchen in die Routine. Die Berichte aus Tübingen fielen darum auch spärlicher aus als die umfangreichen Episteln aus München, zumal der kalte Winter nicht dazu angetan war, mich ins Freie und auf Touren zu locken. Ich war in diesem Wintersemester ein ordentlicher Student, der solide sein Pensum absolvierte und vor Weihnachten auch wieder nach Kräften in der Firma der Eltern aushalf.

Gewitzt durch die Erfahrungen des ersten Tübinger Semesters hatte ich dieses Mal rechtzeitig ein Zimmer gesucht und bei meinen geringen Ansprüchen auch noch etwas gefunden, das andere Studenten vielleicht verschmäht hatten. Mein Souterrainzimmer in der Zwehrenbühlstraße 20 bei Familie Schreiner lag am unteren Rande eines Weinbergs und war sogar ziemlich hübsch, hatte aber den Nachteil, dass es nur elektrisch oder mit Holz zu heizen war. Darum befasste sich auch mein erster Brief aus Tübingen (mit Datum vom 14. November) vor allem mit dem Problem, in diesem Zimmer zu einer erträglichen Raumtemperatur zu gelangen. Das Verrückte ist, dass dieser Brief recht hoch gestochen anhebt. Wahrscheinlich war dies ein Niederschlag des Einflusses von Irene Keller, einer Freundin meiner Mutter, von deren Meditationszirkel ich im Folgenden noch etwas eingehender erzählen muss.

So vieles, was einen Studenten weiterbringen könnte, heischt Aufmerksamkeit, viel mehr als man im längsten Menschenleben aufnehmen und verarbeiten kann.

Wir wollen aber dabei bleiben: Immer das anstreben, was der Geist jetzt noch nicht zu fassen vermag, das dem Großen seine Größe gibt und dem Wahren den Hauch der Schönheit. Doch ein Stechen, das die Schläfe durchzuckt, mahnt mich, den Bogen, dessen Pfeile die Hüllen unserer Wortbilder, durchdringen sollen, langsamer zu spannen.

Mir ist heute schleierhaft, was ich mir bei diesen Sätzen gedacht habe, aber es passt vielleicht dazu, dass ich mich im Wintersemester bei der Vorbereitung auf das Philosophikum mit einigen Denkern befasste, bei denen die Übergänge zwischen Mystik, theologischer Reflexion und Erkenntnisphilosophie verschwimmen, jedenfalls bei mir nicht immer zu hinreichend klaren Formulierungen geführt haben. Das war mir wohl auch bewusst, denn ich versicherte der Mutter:

Ich will vom Abstrakten zurück zum Konkreten, ja geradewegs zum Handgreiflichen und zwar zum Holzsammeln.

Heute morgen. 7 Uhr. Es ist frostig kalt und noch fast dunkel. Auf dem Tisch zeigen sich die Konturen meiner aufgeschlagenen Bücher im Dämmerlicht. Ja, ich weiß, ich müsste demnächst anfangen, in ihnen zu lesen. Aber wie? Auswattiert wie ein mongolischer Ritter und dennoch bibbern?! Im aussichtslosen Kampf mit dem Zwischenzähler, der unerbittlich anzeigt, wie der Heizlüfter mir Zehnerle um Zehnerle aus der Tasche zieht. Wie schön wäre es doch, auf dem Plüschsofa zu sitzen und zu schmökern, umhüllt von wabernder Wärme und die Nase umschmeichelt vom Duft der auf dem Ofen brutzelnden Äpfel.

Im Hochgenuss dieses Gedankens ziehe ich mir die Decke über die Ohren. Als ich den Kopf wieder hervorstrecke, blicken sogar schon die dickleibigen Wälzer aus der dunklen Ecke des Bücherbretts recht deutlich zu mir herüber. Bloß wärmer geworden ist es nicht, wie mir mein Nasenspitzenthermometer anzeigt.

Dann heize ich eben mal von innen mit Karokaffee, Quark und Vollkornbrot! Und dann gehe ich schwimmen!? Brrr!!! Doch da kommt mir ein erwärmender Gedanke. Der Frühsport besteht heute aus Holzsammeln. Rucksack, Sportbeutel her! Und da noch das Sprungseil für die dickeren Prügel.

Holzsammeln ist schon halb geheizt, so warm wird es einem dabei. Ich schwinge einen dicken Ast, den ich aus einem Schlehengebüsch gezerrt habe, über den Kopf und lasse ihn gegen eine Eiche krachen. Einmal, zweimal, dann zerbirst das morsche Holz zu Fetzen. Von Kiefern und Eichen breche ich dürres Geäst. Hell klingt das Knacken durch den hohen Kiefernwald.

Dann reinstopfen, aufpacken und heim mit der wärmenden Last, hinab über die glitschigen Weinbergstaffeln. Und dann: Jetzt! Warm! Wärmer!! Und schließlich Strohberghitze!

Diese letzte Steigerung bedarf bei Nichtkennern meiner Familiengeschichte einer Erläuterung. Wenn mein Vater in den fünf Jahren, in denen er um meine wirklich noch sehr junge, gerade mal 16 Jahre alte Mutter warb, diese und ihre Schwester Maria zur Winterzeit in der Wohnung ihrer Mutter und ihres Onkels Wilhelm Eberhardt in der Strohbergstraße besuchte, herrschte dort eine enorme Hitze, die mein Vater in seinen Erinnerungen an diese Zeit immer wieder mal beschwor, weil sie sich von den mäßigen Temperaturen im eigenen Elternhaus so auffällig unterschied. Ihm wurde im Strohberg sehr warm ums Herz. So pflegte er von „Strohberghitze“ zu sprechen. Doch eigentlich war die Hitze gar nicht so lustig, sondern ein Notbehelf, weil meine an multipel Sklerose erkrankte Oma, die zwei Jahre vor meiner Geburt starb, so leicht fror und bettlägerig, wie sie war, auch nicht schwer zugedeckt sein wollte. Mein Vater beteiligte sich

schon bald am Wenden der Kranken, damit sich an den Auflagestellen keine offenen Wunden bildeten. Doch so ganz hat es sich nicht vermeiden lassen. Ja, die Strohberghitze!

Bei mir knackt das Holz leise im Ofen. Ich habe mir die nach Eichenmoder riechenden Hände gewaschen und reibe sie nun über den heißen Ofenringen, auf denen die Äpfel zu zischen beginnen. Mein zweites Frühstück! Und nun Schluss mit dem Brief und her mit den Annalen des Tacitus: „Die Stadt wurde anfangs von Königen beherrscht. L. Brutus brachte die Freiheit und schuf das Konsulat.“

Es lag mir viel daran, meine Familie in Stuttgart an meinem Studentenleben teilhaben zu lassen. Die Brüder sollten wissen, dass es sich lohnt, das Gymnasium zu besuchen und das Abitur zu gewinnen. In unserer Familie galt dieses Abitur, das ich als erster im weiten Verwandtenkreis geschafft hatte, nun mal als das Tor zum besseren und schöneren Leben – ganz im Sinne des platonischen Ideals von kalós k’ agathós, der Verbindung des Schönen und Guten. Ich teilte, ja ich förderte diese Einschätzung und war meinen Eltern sehr dankbar, dass sie die Bedeutung dieses Schlüssels zum beruflichen Aufstieg und zu höheren Erkenntnissen begriffen und es als ihre oberste Pflicht erachtet hatten, ihren Kindern dieses Abitur, soweit es erforderlich schien, sogar aufzunötigen. Mit ihm in der Tasche sollten und konnten wir dann machen, was wir wollten. Doch das Abitur war die enge Pforte, durch die wir erst einmal hindurch mussten. Ich habe das Abitur leichter und ohne wirkliche Mühe und ohne empfindliche Rückschläge geschafft, anders als meine Brüder, von denen zwei eine Klasse wiederholen mussten. Doch dass sie dies durften, ja mussten, war von vornherein klar.

Rückblickend habe ich mich Jahre später gelegentlich gefragt, ob der Druck unserer Mutter – der Vater hielt sich heraus - nicht manchmal zu groß war, zumal sie bei den Hausaufgaben nicht wirklich helfen konnte, weil ihr das fachliche Wissen fehlte. Das einzige Zugeständnis, das sie nach den Erfahrungen mit dem elitären Anspruch des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums bei meinen wesentlich jüngeren Brüdern machte, war, dass Hans-Martin (geb. 1948) und Ulrich (geb. 1953) das nahe gelegene Dillmann-Gymnasium besuchen sollten. Bis zur Aufnahmeprüfung nach der 4. Grundschulklasse waren aber beide unter der strengen Aufsicht der Mutter, und sie verstand es, mich auf ihre harte Linie einzuschwören. Im Dillmann-Gymnasium blieb Hans-Martin und Ulrich wenigstens das Erlernen des Griechischen erspart und auch die Anforderungen beim Latein waren bedeutend geringer. Da war meine Mutter realistisch: Ihr ging es nicht um ein humanistisches Ideal, sondern um das Abitur, egal wie, egal wo.

Ich teilte diese Einstellung meiner Mutter, hatte aber nach neun Jahren Eberhard-Ludwigs-Gymnasium die humanistischen Bildungskonzepte doch soweit verinnerlicht, dass ich mir - wie in den vorangegangenen drei Semestern – auch für das Wintersemester 1957/58 ein dichtes Programm zusammenstellte – mit mancherlei humanistischen Anklängen.

Vom wirklichen Abstand zwischen der antiken Tragödie und unserem Familienleben in der Nachkriegszeit

Joseph Vogt befasste die Adepten der Alten Geschichte mit dem Prinzipat des Augustus und seiner Nachfolger, und ich las neben den „Annalen“ und „Historien“ des Tacitus auch die Cäsarenleben des Sueton und die römischen Heldenleben Plutarchs. Es war schon merkwürdig, dass die Antike mich gerade jetzt an-

zog, wo ich das lästige Pauken des Lateinischen und Griechischen hinter mir gelassen hatte. Insbesondere Tacitus faszinierte mich, weil er – anders als programmatisch verkündet – nicht sine, sondern cum ira et studio, also nicht ohne, sondern mit aller Leidenschaft und geprägt durch die bitteren Erfahrungen mit der Tyrannis des Domitian die Arbeit des Livius fortsetzte und uns Nachgeborene miterleben ließ, was es heißt, sich sein Leben lang auf die Politik einzulassen und um der Freiheit willen den Herrschenden mit rhetorischer Kunstfertigkeit den Spiegel vorzuhalten. Und mich schmerzte sogar der Verlust wichtiger Teile aus den „Historien“ und den „Annalen“. Wie konnte dies passieren? Unwiederbringlich sind sie verschwunden! Wenn man sie irgendwo entdecken könnte, ja dann würde sich noch heute das Erlernen des Lateinischen und das Dekonstruieren der Abbreviaturen des Tacitus lohnen!

An meinen Kommilitonen Hans-Georg Meja schrieb ich am 11. Januar nach London: *Beim Studium der „Annalen“ des Tacitus ist mir – anders als im ersten Semester, als ich zu Alexander dem Großen nur moderne Darstellungen las – zum ersten Mal aufgegangen, dass man die Geschichte einer solch fernen Zeit nicht begreifen kann, ohne selbst ad fontes, zu den Texten der Altvorderen, zu gehen. Bei Tacitus ist die Geschichte nicht mehr eine Reihe von Haupt- und Staatsaktionen, die weit, weit zurückliegen und deren Gegenwartsbezug nur recht künstlich aufgezeigt werden kann. Wenn du Tacitus liest, bist du mitten im Geschehen. Du spürst: Vor 2000 Jahren lebten Menschen wie du und ich. Das klingt banal, aber für mich war dies eine echte Überraschung: Wie ähnlich die Menschen von damals und heute sich doch sind - in ihren Hoffnungen, in ihrer Verzweiflung und in ihrer Grausamkeit! Frank Weidauer hatte uns ja schon erzählt, wie brisant die Tacitus-Lektüre im Dritten Reich war. Sie hatte einen aufklärenden Charakter. Das habe ich jetzt selbst erlebt.*

Der Anlass dieses Briefes an den Kommilitonen und früheren Mitschüler am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium war aber nicht, ihn post festum – sprich Abitur - noch für eine breit angelegte Tacitus-Lektüre zu begeistern. Nur Tacitus’ Biographie des römischen Statthalters Agricola gehörte wegen der Beschreibung Britanniens zum Pflichtprogramm eines Hauptfachanglisten. Ich hoffte auf Hans-Georg Mejas Hilfe bei meinem Bemühen, im Sommersemester 1958 gleich ihm am Queen Mary College im Londoner East End studieren zu können. Und ich wollte ihn kompensatorisch über die Tübinger Entwicklungen auf dem Laufenden halten.

Wahrscheinlich hoffte ich auch, dass er zurück aus England und dank seiner humanistischen Bildung mich in Tübingen beim Besuch einschlägiger Veranstaltungen begleiten könnte. So berichtete ich ihm auch von einer Aufführung der „Elektra“, dieser Tragödie des Sophokles. Der Tübinger Professor Wolfgang Schadewaldt hatte sie neu übersetzt und mit einer speziellen Vorlesung die Aufführung vorbereitet.

Ich schrieb Hans-Georg auf Englisch, um ihm zu beweisen, dass ich Fortschritte mache. Doch diese will ich hier dem Leser nicht im Originalton demonstrieren. Ich übersetze zurück. Dabei geht nichts verloren, war ich doch gar nicht in der Lage, wie ein Brite auf Englisch zu denken. Ich übersetzte wortwörtlich vom Deutschen ins Englische. Natürlich weiß ich heute nicht mehr, was ich damals auf Deutsch hätte sagen können oder wollen. Es blieb in der englischen Epistel bei simplen Aussagen, die nur ahnen lassen, dass der antike Stoff

mich – mittels Sprachgewalt – zwar einerseits erschüttert hat, mir aber andererseits auch sehr fremd geblieben war.

Ich möchte sagen: Gott sei Dank! Nach der Rückkehr meines Vaters aus Krieg, Lazarett und Gefangenschaft hatte unsere Familie eine Menge Schwierigkeiten, aber beileibe nicht diejenigen einer Klytemnästra oder Elektra. Meine Mutter hatte sechs Jahre lang in Treue gewartet und gebangt und war glücklich, als mein Vater abgemagert und - einer Beinamputation knapp entgangen - wieder bei uns auftauchte. Doch er brauchte nach den traumatischen Eindrücken der russischen Front zwei ruhige Jahre mit der Familie in einer bescheidenen Souterrain-Wohnung mit Ofenabzug durchs Fenster und selbst gezimmerten Möbeln, bis er sich nach der Währungsreform wieder an seine Arbeit als Elektrokaufmann machen konnte.

Die neuen Berufschancen, die meine Mutter für einen vom Nationalsozialismus Unbelasteten in der städtischen Bürokratie – zum Beispiel im Finanzamt - sah, konnte und wollte er nicht nutzen. Er wollte selbstständig bleiben und keine Vorgesetzten haben. „Sechs Jahre lang habe ich Arschlöchern gehorchen müssen. Das reicht für's ganze Leben.“ Als dann im März des Jahres 1948 und immer noch in der winzigen Behelfswohnung mein Bruder Hans-Martin auf die Welt kam, war die Begeisterung meiner Mutter über diesen Familienzuwachs nicht groß, zumal mein Vater wenig unternahm, um unsere Lage entscheidend zu verbessern. Zu leben und sich in Lehrbücher der Elektrotechnik zu vertiefen, war ihm genug. Manfred und ich hatten es genossen, mit ihm im Kräherwald Pilze zu sammeln und mit ihm die Großeltern in Beihingen am Neckar bei der Kaninchen- und Hühnerzucht zu unterstützen.

Es war nur der Initiative meiner Mutter, ihrem geschickten Nutzen einer einzigen Beziehung zu den oberen Zehntausend und ihrer Überredungskunst zu verdanken gewesen, dass wir schließlich die Souterrainwohnung verlassen konnten, und dass uns in der Johannesstraße 67 eine große Altbauwohnung zugewiesen wurde, von der aus sich auch das Geschäft meines Vaters betreiben ließ. Diese „Beziehung“ hatte aus der Freundschaft zu einer Gleichaltrigen bestanden, die sie in einem Kurs für das Weißnähen, also für die Tisch- und Bettwäsche der sogenannten Aussteuer, kennen gelernt hatte. Diese junge Frau hatte den späteren Direktor einer Lackwarenfabrik und einflussreichen CDU-Politiker geheiratet und diese Freundin hat meiner Mutter dann auch geraten, mich – wie ihren eigenen, gleichaltrigen Sohn – im Eberhard-Ludwigs-Gymnasium zur Aufnahmeprüfung anzumelden. Meine Mutter hatte nur gefragt: „Wohin schickst Du Deinen Eberhard? Und ist das die beste Schule in Stuttgart?“

Ich denke, dieser Rat war gut, und ich bin mit diesem Eberhard, der dann neun Jahre lang mein Klassenkamerad war, bis heute befreundet. Ich bin der Frage nicht systematisch nachgegangen, aber ich nehme an, dass alle meine Klassenkameraden aus Elternhäusern von Akademikern stammten. Das war so selbstverständlich, dass es in unserer Klasse kein Thema war. Dabei war der familiäre Hintergrund möglicherweise ausschlaggebend für das Durchhaltevermögen eines Zehnjährigen, der sich plötzlich mit einer alten Sprache konfrontiert sieht, über deren Verwendung sich in seiner Verwandtschaft noch nie jemand Gedanken gemacht hat.

Mein Vater war auch ein begabter Junge gewesen. Da jedoch seine ältere Schwester Hedwig in der Oberschule gerade bei den Sprachen größte Schwierigkeiten hatte und aufgeben musste, hatten die Eltern es bei dem zwei Jahre

jüngeren Arthur erst gar nicht mehr versucht. Er hat dies rückblickend bedauert und die Bemühungen meiner Mutter, ihre vier Söhne in die Oberschule zu schicken und das Abitur machen zu lassen, hingenommen, und gegenüber seiner Mutter, die unsere Mutter „größenwahnsinnig“ nannte, als unserem Fortkommen dienlich gerechtfertigt, solange es gut ging. Doch um den schulischen Alltag hat er sich im Detail nicht gekümmert.

Angesichts unseres eigenen Familienlebens war mein Verhältnis zu „Elektra“ und zur antiken Tragödie im Jahre 1957 ein sehr akademisches und es bestand keine Gefahr, dass ich mich in den antiken Stoffen, die das humanistische Gymnasium mir nolens volens nun mal vermittelt hatte, wirklich einnisten würde. Ich sträubte mich – in dieser Hinsicht ein Tacitus-Schüler – gegen alles großatmige Getöse und begegnete auch dem berühmten Schadewaldt, der in seiner weißen Mähne wie eine antike Statue ex cathedra dozierte, mit Skepsis. Ich glaubte nun mal nicht daran, „dass eine letzte Gewalttat eine große Reinigung und dann die Freiheit“ bringen würde. Anscheinend hat Schadewaldt in seiner Vorlesung gesagt – und das ist nun meine Rückübersetzung von der englischen Notiz ins Deutsche: „Diese Tragödie gleicht einem Gewitter. Du kannst ein solches nicht nach seiner Bedeutung fragen. Ein Gewittersturm bricht los und wirft alles nieder, doch er reinigt die Atmosphäre.“

Mir widerstrebten solches Pathos und auch der Vergleich. Mich erinnerte es an Propagandasprüche von der Art „Nun Volk steh auf und Sturm brich los!“ Natürliche Gewitter hatte ich schon des Öfteren erlebt; die machten mir keine Angst. Wenn Angst, dann vor dem von Menschen mittels Phosphor veranstalteten Feuersturm über Stuttgart und Dresden oder vor einem atomaren Inferno wie in Hiroshima und Nagasaki. Ob Schadewaldt sich des Unzeitgemäßen einiger seiner antiken Vokabeln und Bilder bewusst war? „Furcht und Mitleid“ sollen Tragödien auslösen. Aber wodurch? Welches waren die Tragödien unserer Tage?

Ich hatte damals auf solche Fragen noch keine Antwort. Ich hatte wahrscheinlich noch nicht einmal die Fragen. Ich misstraute nur den wohl tönenden Angeboten solcher Mittler antiken Gedankenguts. Das geht aus dem Brief, den ich Hans-Georg nach London schrieb, einigermaßen klar hervor. Mich beeindruckte im Jahr 1957 eine ganz andere Art, sich als Wissenschaftler öffentlich zu äußern. 18 weltweit bekannte Göttinger Physiker hatten sich gegen die atomare Bewaffnung der Bundesrepublik ausgesprochen und unter der Federführung Carl Friedrich von Weizsäckers erklärt, dass „keiner der Unterzeichneten bereit sei, sich an der Herstellung, der Erprobung oder dem Einsatz von Atomaffen in irgendeiner Weise zu beteiligen.“

Ich suche einen anderen Klang und halte mich darum - wie schon im Philosophieunterricht des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums - an René Descartes. Ich besuche das Proseminar über den „Discours de la méthode“ und die Vorlesung des neu berufenen Professors Karl Ulmer. Keine Stelzen, keine Pose. Er benimmt sich gewissermaßen „cartesianisch“. Das Gebot des clare et distincte percipere liegt auch seinem Auftreten zugrunde, seiner Aussprache, seinem Satzbau und seinen Handbewegungen. Einerseits wirkt er sehr selbstbewusst, andererseits nimmt er sich immer wieder an die Kandare, vermeidet jede Rhetorik. Das fordert Respekt. Und doch weiß ich nicht, wie ich ihn einschätzen soll. Er argumentiert so vorsichtig, dass ich nicht einmal ahne, worauf seine Gedanken hinauslaufen werden. Doch ich hoffe, er verfügt über den ehrlichen Willen und den Mut, das heutzutage – im konstruktiven Sinne - Mögliche herauszufin-

den und zu benennen. Wenn die Großmächte auf den atomaren Untergang der Menschheit losrüsten und dieser oberschlaue Adenauer die Atomwaffen als eine Fortentwicklung der Artillerie verniedlicht, dann genügt es doch nicht, peu à peu und von Kopernikus über Galilei bis zu Kant noch einmal Schritt für Schritt über das Gewinnen eines Standpunkts im Weltall nachzudenken. Dann gehört es doch zur Sache der Philosophie, sich zu den Atomwaffen zu äußern.

Es tut mir leid, es auszusprechen, doch Karl Ulmer ist so gar nicht beeindruckend. Er breitet nur die Instrumente des Denkens aus. Er operiert nicht. Er fügt einen Satz an den anderen, als ob er sich des Wahrheitsgehaltes eines jeden zu hundert Prozent sicher sein müsste. Die Studenten scheinen dies nicht zu mögen. Jedenfalls wird die Zahl der Hörer in seiner Vorlesung „Die Wahrheit in der Geschichte des europäischen Geistes" von Mal zu Mal kleiner. Ich werde durchhalten und auch seine Freiburger Antrittsvorlesung „Die Sache der Philosophie" studieren. Wenn ich aus England zurückkomme, will ich bei ihm das Philosophikum ablegen. Das könnte sich als Fehler erweisen. Walter Schulz ist mir sympathischer, aber vielleicht brauche ich gerade die strenge Denkschule eines Karl Ulmer.

Unter Christdemokraten auf Burg Liebenzell

Am politischen Leben Tübingens und Münchens hatte ich in den ersten drei Studiensemestern nicht teilgenommen. Im Wintersemester 1957/58 schien es mir jedoch an der Zeit zu sein, mich politisch zu orientieren und eventuell auch im pazifistischen Sinne zu engagieren. Auf der so genannten „akademischen Rennbahn" zwischen Universität und Mensa passierte man die Schaukästen der Jungsozialisten und des Rings Christlich Demokratischer Studenten (RCDS). Wechselseitige Beschimpfungen dominierten. Um diesen zu begegnen, wurden immer wieder die Scheiben dieser Schaukästen eingeschlagen. Das lockte mich nicht, die Argumente solch schlagkräftigen Politikernachwuchses kennen zu lernen. Und auch in der Tübinger Lokalpolitik war ich nicht auf dem Laufenden, weil ich höchstens mal ein paar Seiten des „Schwäbischen Tagblatts" im Schaukasten dieser Zeitung las.

Im Übrigen wartete ich darauf, in Stuttgart am Wochenende die von meinen Eltern abonnierte „Stuttgarter Zeitung" durchzublättern. Das war zu wenig, und ich war mir meines Mankos auch bewusst. Darum folgte ich der Anregung meines früheren Klassenkameraden Peter Graupe, am Rande des Schwarzwalds auf Burg Liebenzell ein Wochenendseminar des RCDS zu besuchen. Das Thema „Die Strategie der nach-stalinistischen Sowjetunion" versprach wichtige Informationen in übersichtlicher Form. Daneben erhoffte ich auch noch eine Erweiterung meiner Menschenkenntnis und meiner Geschicklichkeit im Umgang mit Menschen, von denen ich annehmen musste, dass sie meine politischen Überzeugungen nicht teilen würden.

Schon der „Chef" der Burg Liebenzell, CDU-MdB Gustav-Adolf Gedat[10] – als „Burgherrn" mochte ich diesen ölig-glatten Popularpolitiker nicht titulieren – war mir in seiner unfeinen, lauten Art widerlich. Groß und fett, mit einem kah-

---

[10] ▲

len Mongolenschädel und einem wulstigen Stiernacken, ein Volksvertreter und Schirmherr der Jugend, der bei mir nur Grausen und Abscheu erregen konnte. Doch Burg Liebenzell war dank reichlich geflossener Staats- oder Parteigelder gemütlich eingerichtet. In den alten Rittersälen und in Ledersesseln ließ sich über die psychologische Verteidigung gegen den Kommunismus und die wirtschaftliche Hilfe, die man unterentwickelten Ländern angedeihen lassen sollte, gar trefflich parlieren.

Ich muss zugeben: Ich begann mich auf der Burg wohl zu fühlen, zumal es MdB Gedat[11] bei einer Begrüßungsrede belassen und dann zunächst Carl Gustav Ströhm[12], ein Osteuropakenner aus der Redaktion der Wochenzeitung „Christ und Welt“ es übernommen hatte, seine Informationen und Einschätzungen vorzutragen. Meines Erachtens zeigte dieser umsichtige Journalist gesunden Menschenverstand und wusste auch die positiven Veränderungen in der Zeit nach Stalin konstruktiv einzuschätzen. Erst als Achminow, ein fanatischer, pessimis-

---

[11] Aus Wikepedia: **Gustav-Adolf Gedat** (10. Februar 1903 in Potsdam - 6. April 1971 in Bad Liebenzell) war ein deutscher Politiker der CDU. Nach dem Abitur in *Ostpreußen* studierte Gedat, der *evangelischen* Glaubens war, Pädagogik an verschiedenen Universitäten in Deutschland und im Ausland. Bereits seit 1918 war er ehrenamtlich für die freideutsche Jugendbewegung tätig, für die er später auch hauptamtlich arbeitete. In den *1930er* Jahren wurde er Reichssekretär des *CVJM*. Er erhielt 1938 Rede- und Tätigkeitsverbot durch die *Nationalsozialisten* und arbeitete fortan bis 1944 als Hoteldirektor in *Danzig*. Von 1945 bis 1952 war Gedat Generalsekretär des CVJM und Mitglied des YMCA-Weltrates in *Genf*. Er war stellvertretender Vorsitzender des *Christlichen Jugenddorfwerkes in Deutschland* und Geschäftsführender Präsident des deutschen Zweiges der „International Christian Leadership“ sowie Vizepräsident des International Council for Christian Leadership in *Washington (D.C.)*. Weiterhin war er 1952 Gründer und bis zu seinem Tode Vorsitzender der Gesellschaft zur Förderung überkonfessioneller, überparteilicher und übernationaler Zusammenarbeit in *Bad Liebenzell*. Gedat trat 1953, kurz vor seiner Aufstellung als Bundestagskandidat, der CDU bei. Gedat gehörte dem *Deutschen Bundestag* von *1953* bis *1965* an. Er vertrat den Wahlkreis *Reutlingen* im Parlament. Gedat wurde 1954 Ehrenritter des *Johanniterordens*. 1963 verlieh ihm das New York College die juristische Ehrendoktorwürde und 1964 erhielt wurde er zum Commendatore dell'Ordine al Merito delle Republica Italiana ernannt. 1965 wurde er in den *Pegnesischen Blumenorden* aufgenommen. **Veröffentlichungen**: Ein Christ erlebt die Probleme der Welt, 1933 Auch das nennt man Leben, 1934 Christentum für Minderwertige, 1936 Wunderwege durch ein Wunderland, 1938 Was wird aus diesem Afrika?, Band I 1938, Band II 1952 Sie bauten für die Ewigkeit, 1951

[12] *Nach Wikipedia:* **Carl Gustaf Ströhm** (1930 in Tallinn - 14. Mai 2004 in Wien) war ein konservativer deutscher Journalist. Der Sohn einer Russin und eines Baltendeutschen studierte Geschichte und Slawistik und promovierte in Tübingen. Seine Reportertätigkeit begann mit dem Aufstand in Ungarn 1956. Von 1966 bis 1972 bei der Rundfunkanstalt Deutsche Welle, von 1972 bis 1999 bei der Tageszeitung Die Welt und bis an sein Lebensende bei der Berliner Wochenzeitung Junge Freiheit arbeitete Ströhm als Korrespondent für Osteuropa. Ströhm galt seit den 1970er Jahren als kenntnisreicher Kritiker und Analytiker der politischen Verhältnisse hinter dem "Eisernen Vorhang". Er verzichtete während seiner journalistischen Tätigkeit auf Gesprächstermine mit den kommunistischen Machthabern. Sein Interesse an einfachen Menschen und oppositionellen Intellektuellen im Ostblock und seine Kontakte zu ihnen führten dazu, dass er frühzeitig vom Zusammenbruch der sozialistischen Staaten, insbesondere Jugoslawiens, überzeugt war.

Er zeichnete verantwortlich für die Kolumne "Blick nach Osten" in der "Jungen Freiheit" unter dem Blickwinkel der Auswirkungen der EU-Osterweiterung für die Völker in Osteuropa. Jenseits der Verlautbarungen der jeweiligen Staatsregierungen blickte er auf die Verhältnisse in den osteuropäischen Staaten und hinterfragte kritisch, was die EU-Osterweiterung jenseits der offiziellen Meinung für die Völker in Osteuropa bedeute. Kritiker weisen darauf hin, dass Ströhm mit verschiedenen rechten Gruppierungen Kontakt hielt. So war er Kuratoriumsmitglied im Studienzentrum Weikersheim, Mitarbeiter in Kurt Ziesels "Deutschland Magazin" und "Criticón" und referierte bei der in Hamburg ansässigen Staats- und Wirtschaftspolitischen Gesellschaft.

tisch-militaristisch gesinnter Exilrusse und Paul Leverkuehn[13], der Vorsitzende des Bundestagsausschusses „für entwicklungsfähige Länder“ (so habe ich mir die Bezeichnung damals notiert) zu Prognosen und zum Vortrag politischer Strategien im Stile von „Wenn der Westen will…“ übergingen, wurde meine Situation brenzlig.

Ich war hierher gekommen, um die Argumente der politisch anders Denkenden kennen zu lernen. Ich hätte schweigend verharren können. Ich hatte jedoch

---

13 *Aus Wikipedia:* **Paul Leverkuehn** (* 31. Juli 1893 in Lübeck; † 1. März 1960 in Hamburg) war ein deutscher Rechtsanwalt und Politiker der CDU. Leverkuehn, der evangelischen Glaubens war, studierte nach dem Abitur auf dem Katharineum zu Lübeck an den Universitäten von Edinburgh, Freiburg im Breisgau, München, Berlin, Königsberg und Göttingen Rechtswissenschaften. Im ersten Weltkrieg arbeitete er 1915/16 im Auftrag des Auswärtigen Amtes als Mitglied der Geheimdelegation unter Max Erwin von Scheubner-Richter im türkisch-persischen Grenzgebiet, um anschließend sein Studium fortzusetzen. Nach Kriegsende absolvierte er den Referendardienst in seiner Heimatstadt Lübeck und wurde 1922 zum Dr. der Rechte promoviert. Anschließend war er zunächst für ein Jahr Referent beim deutsch-englischen Schiedsgericht und bei der „Amerikastelle“ des Auswärtigen Amtes. Von 1923 bis 1925 war er in Washington (D.C.) Referent der deutsch-amerikanischen gemischten Kommission, ehe er bis 1928 in New York City als Bankier tätig war. 1928 wechselte er zur deutschen Botschaft in Washington (D.C.), wo er sich als Reichskommissar um die Freigabe beschlagnahmten deutschen Vermögens kümmerte. 1930 kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich als Rechtsanwalt in Berlin nieder.1939 wurde er kurzzeitig zur Wehrmacht einberufen, aber schon ein Jahr später vom Auswärtigen Amt als Konsul in Täbris (Persien) eingesetzt. Von 1941 bis 1944 war Leverkuehn, der über den deutschen Abwehrchef Wilhelm Canaris Kontakte zum Widerstand hatte, dann Chef der deutschen Abwehr in Istanbul. Als er 1942 vom gegnerischen MI 6 wegen Verhaftungen von deutschen V-Leuten bloßgestellt und damit praktisch der ganze deutsche Nachrichtendienst in der Türkei zerschlagen war, wurde ohne sein Wissen Herbert Rittlinger sein Nachfolger. Leverkuehn blieb aber offiziell noch Chef der deutschen Abwehr, um die Tarnung seines Nachfolgers Rittlinger nicht zu gefährden. Angeblich soll Leverkuehn davon nie gewusst haben.[1] Nach dem er 1944 abberufen wurde, war er bis Kriegsende Vorstandsbevollmächtigter der *Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken AG*.Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete Leverkuehn als Rechtsanwalt in Hamburg, wechselte aber bereits 1946 für ein Jahr zur Reichsbankleitstelle Hamburg. 1948/49 war er als Strafverteidiger im Prozess Oberkommando der Wehrmacht und im Manstein-Prozess tätig. 1951 bis 1953 gehörte er der deutschen Delegation der Londoner Schuldenregulierungskonferenz an. Anfang Mai 1954 wurde er zum Präsidenten der Europa-Union Deutschland gewählt, trat allerdings bereits im September wieder vom Amt zurück, nachdem er einen schweren Autounfall erlitten hatte.[2] Von 1957 bis zu seinem Tode war er als Präsident des Instituts für Asienkunde in Hamburg tätig.Leverkuehn gehörte dem Deutschen Bundestag von 1953 bis zu seinem Tode an. Gleichzeitig war er auch Mitglied der Beratenden Versammlung des Europarates. Bei den Haushaltsberatungen für 1956 gelang es ihm im Bundestag, gemeinsam mit dem SPD-Abgeordneten Hellmuth Kalbitzer, den Haushaltsansatz zur „Förderung wirtschaftlich unterentwickelter Länder“ von 3,5 auf 50 Millionen DM zu erhöhen. Vom 27. Februar 1958 bis zum 4. November 1959 war er auch Mitglied des Europaparlaments. Er war dort 1959 Vorsitzender des Geschäftsordnungsausschusses.Von 1949 bis 1954 war Leverkuehn Landesvorsitzender der Europa-Union in Hamburg. Ebenfalls 1949 wurde er bis zu seinem Tode Vorsitzender der „Studiengesellschaft für privatrechtliche Auslandsinteressen“.**Veröffentlichungen:** *Posten auf Ewiger Wache. Aus dem abenteuerlichen Leben des* Max von Scheubner-Richter, Essen, 1938 (Redaktion Erik Reger). *Der geheime Nachrichtendienst der deutschen Wehrmacht im Kriege*, Frankfurt am Main, 1947. *Geschichte der Vereinigten Staaten*, 1948. *Wirtschaftliche Bestimmungen in Friedensverträgen*, 1948. *Kommentar zum Militärgesetz*, 1952. *Deutscher Heeresnachrichtendienst*, London / New York, 1954. **Literatur:** Burkhard Jähnicke: *Rechtsanwalt, Politiker, Geheimdienstoffizier: Paul Leverkuehn in der Türkei, 1915-16 und 1941-44.* in: Journal of Intelligence History, Nr. 2, 2002

das Gefühl: Du musst bei aller Aufgeschlossenheit und auch bei weitgehender Bereitschaft, die bösartigen Erfahrungen anderer zu respektieren, doch deine Haltung bewahren, sonst kann es passieren, dass du - ohne es richtig zu merken – die Grenze überschreitest, die dich vom Verrat an deinen bisher vertretenen Ideen trennt.

Als das Weichwerden der Amerikaner gegenüber Chruschtschows Politik des Lächelns in Bausch und Bogen verurteilt wurde, hielt ich mich noch zurück. Ich dachte mir nur: Wenn die Kommunisten sich nach Außen menschlich zeigen, dann behindert dies auf kurz oder lang auch die antiwestliche Hetze im Innern der Sowjetunion. Man sagt: Die Übereinstimmung elementarer Interessen – und dazu gehört nun mal das Überleben der Menschheit – sei eine vernünftiger Diplomatie zugrunde liegende Annahme. Und warum sollte es nicht auch zwischen der UdSSR und den USA zu einer Abstimmung der Interessen kommen? Und in Gedanken ging ich sogar noch weiter: Wenn es eine Hypothese der Diplomatie ist, dass es eigentlich keine unüberwindlichen Interessengegensätze gibt, sondern nur Missverständnisse, dann durfte man doch auch annehmen, dass eine sowjetische Politik des Lächelns der Überwindung von Missverständnissen dienlicher sein würde als verschärfte Propaganda des eigenen Standpunkts. Doch dies alles formulierte ich nur probeweise in Gedanken, verschwiegen, tief in meinem Ledersessel sitzend.

Erst als nun die Kalten Krieger in die Vollen gingen und die These vertraten, die UdSSR müsse innerhalb von zwanzig Jahren am Atlantik stehen oder das bolschewistische System zerbreche an inneren Widersprüchen, und Diktaturen könnten sich bekanntlich nur durch außenpolitische Erfolge an der Macht halten, entschloss ich mich, in die Diskussion bzw. in dieses Einhämmern von Kerngedanken des Kalten Krieges einzugreifen.

Ich tat es mit der einigermaßen westlich-solidarisch klingenden Frage, ob die UdSSR denn wirklich daran interessiert sei, sich ganz West-Europa einzuverleiben. Ob denn nicht schon zwei Millionen Westberliner mit ihrer westlich-dekadenten Weltanschauung und ihren kapitalistischen Gepflogenheiten einen schwer verdaubaren Brocken darstellten? Wie Ungarn zeige, bereite den Herren im Kreml doch bereits jetzt das aufmüpfige Verhalten in einigen Satellitenstaaten allerhand Kopfzerbrechen. Dass Herrschaftsbereiche überdehnt würden, komme zwar immer wieder vor. Doch wie wenig es Österreich-Ungarn bekommen sei, habe die Donaumonarchie 1914 in Sarajewo erfahren.

Das sollte moderat, beinahe schüchtern klingen, fast als wollte ich die Altvorderen nur um Aufklärung bitten. Und die ließen sich nicht lange bitten. Sie hielten mit ihren Einschätzungen nicht hinterm Berge. Diese christdemokratischen Ritter auf Burg Liebenzell belehrten den angehenden Lehrer: Hitler konnte nur militärisch besiegt werden. Das Pflichtbewusstsein des deutschen Beamten würde im Falle eines Vorrückens der Sowjets sofort in Gehorsam umschlagen. Achminow wusste Bescheid mit der Nomenklatura: Und sei die Ideologie der Kommunisten auch noch so hohl, der Apparat laufe weiter. Vor einer Überdehnung ihres Imperiums sei den Herren im Kreml nicht bange; schließlich sei die Weltrevolution das Gesetz, nach dem sie angetreten.

Ich begriff: Diese Kremlkenner trauten uns jungen Deutschen nichts Rechtes zu. Die halten uns dreizehn Jahre nach dem Ende des Dritten Reiches und trotz demokratischer Verfassung im Testfall immer noch für Kriecher, die sich einschüchtern lassen. Und ihre Konsequenz: Konfrontiert mit einer totalitären Ideo-

logie und einem terroristischen Staatsapparat kann man letzten Endes nur auf die Amerikaner, auf die militärische Stärke und die atomare Abschreckung bauen.

Und mich ärgerte solcher Paternalismus. Für wen halten die uns? Wenn ein Mensch sich seines Wertes und seiner Rechte nicht bewusst ist, was will er dann schon verteidigen? Und dabei verlangt die atomare Abschreckung, um glaubwürdig zu sein, dass wir unsere Existenz als Volk riskieren.

Dass wir Deutschen den Hitlerismus nicht von innen besiegt haben, lastet auf uns als Hypothek; doch darf man daraus schließen, dass wir uns sofort und auf Dauer sowjetischer Herrschaft unterwerfen würden? Hat Talleyrand nicht recht mit seiner Bemerkung, dass man mit Bajonetten alles machen könne, nur nicht darauf sitzen?

Als meine eigene Frage nahm ich von Bad Liebenzell zurück nach Tübingen: Gibt es diese expansionistische Dynamik im sowjetischen System tatsächlich oder ist das ein mittlerweile überholtes Feindbild? Folgt aus der frühen Entscheidung Stalins, dem „Aufbau des Sozialismus in einem Lande“, d.h. im eigenen Großrussland den Vorrang vor Trotzkis Glauben an die Weltrevolution zu geben, nicht mittelfristig die Bereitschaft, sich mit dem Westen bei der Aufteilung der Interessenssphären zu arrangieren? Man hat die Frage, aber entscheiden kann man dies als Student ja nicht, man kann diese – wie auch andere Fragen – nur mit sich auf den weiteren Studienweg nehmen.

De docta ignorantia (Von der wissenden Unwissenheit)

Während des Tübinger Wintersemesters gab es kein Thema, das mich völlig absorbiert hätte, und ich begegnete (einmal abgesehen von den Hochschullehrern) auch keiner Person oder Gruppe, auf die sich mein Interesse hätte konzentrieren können. Mit niemand traf ich mich regelmäßig. Mal ein Gespräch mit einem früheren Klassenkameraden wie Peter Graupe, der gleichfalls Germanistik und Anglistik studierte, oder mit dem fünf Jahre älteren Günther Silcher, einem Boxkameraden, den ich beim Training kennen gelernt und den ich dann im Lesesaal der Universität beim Studium juristischer Texte wieder getroffen hatte. Mehr Gespräche gab es nicht und schon gar keine tief schürfenden Erörterungen.

Meist verließ ich die Vorlesungen, ohne mit jemand zu sprechen, verfertigte nur im Lesesaal der Bibliothek aus meinen Notizen ein plausibles Skript und las weitere Texte zum Gehörten. Doch ich hatte keinen Plan und gestand mir: Du verfügst über keine Weltanschauung. Dir fehlt ein passender Rahmen zur Ordnung deiner Gedanken. Was du von Platon, Schopenhauer und Nietzsche – oder auch von Schiller und Goethe – gelesen hast, lässt sich vermutlich verwenden, aber du musst klären, was diese Gedanken anderer mit dir persönlich zu tun haben. Stoff zu pauken genügt nicht. Ja, wozu ist dieses Studium – bei kritischer Betrachtung - überhaupt gut? Und welchen Sinn hat eigentlich dein Leben? Sollte man sich darauf nicht zunächst einmal einen Vers machen?

Doch mit wem darüber sprechen? Mit jemand, der sich zufällig in der Philosophievorlesung neben dich setzt? Womöglich mit einem Mädchen? Das lenkt nur ab. Dann lieber alleine weiter lesen.

In meinem Bekanntenkreis gab es nur eine einzige Person, bei der ich annehmen konnte, dass sie bereit war, sich meine Fragen und Überlegungen anzuhören und meine Briefe aufmerksam zu lesen und - anders als Studentinnen - rein bei der Sache zu bleiben. Meine Mutter besuchte seit einigen Jahren einen Ge-

sprächskreis in einer Villa auf einer der Weinberghöhen Stuttgarts. Dort residierte mit Blick auf Stuttgart Irene Doris Keller in der so genannten Sonnenburg. Ihr Mann hatte in den USA ein Vermögen gemacht mit dem Kopieren geschnitzter gotischer Eichenmöbel. Er war aber schon vor mehr als einem Jahrzehnt gestorben. Nachdem seine Witwe unbeschwert vom Vermögen gezehrt hatte, war ihr schließlich nur noch die Villa geblieben, die sie aber auch bereits mit Hypotheken belastet hatte. Ich erwähne letzteres, weil meine Eltern sie schließlich finanziell beraten und ihr zum vorteilhaften Verkauf einiger dieser geschnitzten Möbel verholfen hatten. Darunter waren ein gewaltiger, ovaler Konferenztisch und ein Dutzend imposanter Stühle mit hohen Rücken- und breiten Armlehnen gewesen.

Irene Keller war eine schlanke, groß gewachsene, weißhaarige Frau, elegant und weit gereist. Um ihr Budget etwas zu verbessern, hatte sie es schließlich auch mit einem englischen Konversationskreis versucht. Zu diesem war ich schon während meiner Schulzeit gestoßen – gewissermaßen als der Benjamin unter lauter Frauen mittleren Alters, von denen ich besonders eine, die von den anderen Frauen zärtlich „Fischlein“ genannt wurde, als recht attraktiv empfand. Irene Keller übertrug die Zuneigung zu meiner Mutter auch auf mich. Nachdem ich Englisch als Studienfach gewählt hatte, korrespondierten wir weiterhin auf Englisch, aber auch auf Deutsch, wenn uns bei philosophischen Überlegungen die sprachlichen Nuancen wichtig waren.

Irene und ich unterschieden uns in der Denkweise radikal. Ich tendierte zu einem strengen Rationalismus, wohingegen sie die Sprache der Mystiker und auch so große Worte wie „Ewigkeit“ und „Sehnsucht“ schätzte. Wenn sie in ihrem hohen gotischen Lehnstuhl saß und solche Glanzstücke mystischer und romantischer Sprachkunst vortrug, blickte ein Kreis von einem guten Dutzend vornehmer Damen dankbar zu ihr auf. Ich traute dem Wohlklang einiger Formulierungen nicht so recht, hielt Irene aber immer zugute, dass sie dank ihrer klassischen Bildung und einem sicheren Gespür für sprachlichen Ausdruck zwischen mystischer Erfahrung und esoterischem Geschwafel zu unterscheiden wusste. Während meines Tübinger Wintersemesters las sie in diesem Gesprächs- und Meditationskreis mit den anderen Damen Texte von Meister Eckhart, die im November 1956 in der Fischer-Bücherei als Taschenbuch erschienen waren, ausgewählt und eingeleitet von dem Wiener Kulturhistoriker Friedrich Heer. Und ich hatte dieses Bändchen meiner Mutter zum Weihnachtsfest des Jahres 1956 geschenkt.

Trotz meines Hangs zum clare et distincte percipere in der Art René Descartes wusste ich also auch Mystiker zu schätzen, wenn sie sich der allgemein verständlichen Kanzelrede befleißigten. Ich sah Berührungspunkte zwischen der Lektüre des Keller-Kreises und der Vorlesung meines Tübinger Lehrers Walter Schulz über die religiösen Denker der späten Antike und des Mittelalters – von Augustin bis Martin Luther. Am meisten beeindruckte mich Nikolaus von Cues, dem ich an der Schwelle zur Reformationszeit nachhaltigen Erfolg gewünscht hätte. Um Irene Keller zum Weihnachtsfest des Jahres 1957 eine Freude zu machen, exzerpierte ich aus fünf Schriften des Nikolaus von Cues zehn Schreibmaschinenseiten, von denen ich annahm, dass man sie in ihrem Kreise vorlesen könnte.

Was mich an dem weit gereisten und dabei immer eifrig schreibenden und studierenden Cusanus (1401-1464) besonders anzog, war sein Versuch, die Wertschätzung anderer Religionen, die jeweils eine eigene Sicht Gottes und un-

terschiedliche Bräuche aufweisen, theologisch beziehungsweise philosophisch zu begründen. Das überraschte bei einem Kurienkardinal, der nicht nur die Fähigkeit, sondern auch das Renommee aufzuweisen hatte, zum Papst gewählt zu werden. Möglicherweise wären der Welt Religionskriege und auch die konfessionellen Spaltungen der Reformationszeit erspart geblieben, wenn dieser aus Cochem an der Mosel stammende Philosoph, Theologe und Naturwissenschaftler in dieses höchste Amt gelangt wäre.

Und obgleich ich darum wusste, dass wirtschaftliche Interessen und das Streben nach Macht bei historischen Entwicklungen häufig den Ausschlag geben und die religiösen Begründungen von Konflikten dem ideologischen Überbau zuzuordnen sind, zog mich dennoch ein nur knapp 70 Seiten umfassender Text von Cusanus fast magisch an. Es war die nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 verfasste Schrift „Über den Frieden des Glaubens“ (De pace fidei). Das in dieser Schrift von Cusanus entworfene Szenarium beflügelte meine Phantasie.

Das Abendland war durch die Gräuelberichte von der Eroberung der Kaiserstadt am Bosperus erschüttert, und die Päpste Kalixt III und Pius II betrieben die geistliche und die weltliche Aufrüstung gegen die Türken. Umso erstaunlicher, dass Cusanus, der 1437 an der Seite des päpstlichen Legaten Konstantinopel besucht hatte, also die dortigen Verhältnisse kannte und den Schaden realistisch einzuschätzen wusste, ganz andere, in der Perspektive versöhnliche Töne anschlug. Mich erinnerten sein Szenarium und die ins Auge gefasste Lösung des Konflikts – wenn ich von dem sprachlichen Gestus des frommen Denkers absah – eben doch an die Ringparabel in Lessings „Nathan, der Weise“.

Die Schrift „Über den Frieden im Glauben“ beginnt: „Die Nachrichten von den Grausamkeiten, die der türkische Sultan in letzter Zeit in Konstantinopel verübt hat, haben einen Mann, der jene Stätten aus eigenem Augenschein kennen gelernt hat, mit solchem Gotteseifer erfüllt, dass er unter vielen Seufzern den Schöpfer des Weltalls anflehte, er möchte doch der Verfolgung, die wegen der unterschiedlichen Pflege der Religionen über alle Maßen wüte, in seiner Güte Einhalt gebieten. Da geschah es, dass nach einigen Tagen diesem geisterfüllten Menschen unter seinem dauernden Sinnen von ungefähr eine Vision zuteil wurde, die ihn zur Erkenntnis brachte, es könnte durch die Übereinkunft einiger einsichtiger Leute, die mit allen Verschiedenheiten der Religionen auf der ganzen Erde vertraut wären, eine leicht zu schaffende Übereinstimmung gefunden und auf diesem Wege durch ein geeignetes, auf Wahrheit gegründetes Mittel ein dauernder Religionsfrieden geschaffen werden. Damit nun diese Vision zur Kenntnis derer gelange, die bei solchen wichtigen Angelegenheiten das entscheidende Wort zu führen haben, hat er sein Erlebnis, so gut seine Erinnerung es ihm wiedergab, in Nachstehendem niedergeschrieben.“

In der Vision des „geisterfüllten Menschen“ (zelosus) erscheinen vor Gottes Thron Boten aus allen Teilen der Erde. Besorgt wendet sich Gott ihnen zu. „Zu mir dringen Klagen. Die Menschen bekriegen und ermorden sich um des Glaubens willen. Viele werden gezwungen, ihrem jeweiligen Glauben abzuschwören.“ Einer der Abgesandten, bestätigt dies. „Diese Kämpfe toben tatsächlich, obwohl doch Gott Einer ist.“

Ein anderer Abgesandter pflichtet ihm bei: „Du bist der Spender des Seins und des Lebens. Du wirst in den verschiedenen Religionen in verschiedener Weise gesucht und mit verschiedenen Namen genannt, weil Du in Deinem wah-

ren Wesen unbekannt und unaussprechlich bist. So verbirg Dich nicht länger, o Herr, und zeige Dein Antlitz!“

Cusanus unternimmt nun keinen Versuch, etwas Vernünftiges – allen Religionen Gemeinsames - zu konstruieren. Es bleibt dabei: Gott zeigt sein Antlitz nicht. Die Verschiedenheit der Religionen ist notwendig und positiv zu bewerten. Die Menschen und Völker sind verschieden und die Religionen sind verschieden, weil Gott seinem Wesen nach verborgen ist. Diese Verschiedenheit zu überwinden und abzustreifen, ist kein sinnvolles Ziel.

„Das Antlitz Gottes, das die Wahrheit aller Antlitze ist, ist nicht so und so groß und hat kein Mehr und kein Weniger, noch ist es irgendeinem gleich, weil es über alle Größe erhaben ist. So begreife ich denn, o Herr, dass Dein Antlitz vor jedem sichtbaren Antlitz vorhergeht, dass es Wahrheit und Urbild aller Antlitze ist. Jedes Gesicht, das in das Deine sieht, sieht daher nichts von sich selbst Verschiedenes.“

Diese Sicht des Cusanus war geeignet, vor doktrinärer Überheblichkeit und jedem Alleinvertretungsanspruch zu warnen. Die Verschiedenheit der Religionen ist keine Konsequenz einer echten Gegensätzlichkeit der Religionen, denn alle haben die Aufgabe, den Einen Gott zu verehren. Jede Religion beruht darauf, „dass die Menschen in der Hoffnung leben, einmal die Seligkeit, d. i. ihre Vereinigung in Gott zu erlangen. Eine Täuschung kann es hierin nicht geben, weil diese Hoffnung infolge eines angeborenen Verlangens allein gemeinsam ist.“ Verschieden sind nur die Bräuche bei der Verehrung des Einen Gottes. Cusanus hält es aber für möglich, dass die Vertreter der unterschiedlichen religiösen Bräuche sich auf dieses Verständnis einer einheitlichen Religion einigen und einen ewigen Frieden schließen. Sein Optimismus wurde getragen durch die ermutigenden Erfahrungen der Union mit Byzanz auf dem Konzil von Ferrara-Florenz (1438/39). „Die Überbrückung der Gegensätze zwischen den beiden Kirchen hat dazu beigetragen, ihn auch an eine Überwindung der Gegensätze zwischen ganz fremden Religionen denken zu lassen. Warum sollte es nicht möglich sein, eine Universalreligion zu schaffen, zumal der Gedanke schon früher geäußert worden war.“[14]

Diese Vorstellung lässt aber die Frage offen, was der einzelne Mensch bzw. die religiöse Gruppierung im Rahmen des sie verbindenden Brauchtums im gesellschaftlichen Leben konstruktiv unternehmen sollen. Es muss also jeder einzelne und jede Gruppe den eigenen Weg finden.

Ich näherte mich dieser Frage in einem Brief an Irene Keller, in dem ich ihr meine Schwierigkeiten mit der Mystik Meister Eckarts klar legte. Ich weiß nicht mehr, ob ich den Brief auch tatsächlich abgesandt habe. Vorgefunden habe ich nur noch einen Entwurf.

Das intuitive Verstehen der Texte Meiser Eckarts scheint meine Mutter und Dich zusammengeführt zu haben. Ich gehöre aber nicht zu den Glücklichen, die seiner unmittelbaren Schau des Göttlichen zu folgen vermögen. Ich spüre zwar, dass die paradoxen Aussagen, die wie in spiritueller Ekstase vorgetragen werden, auf ein tief-religiöses Fühlen hinweisen, aber ich kann ihnen keinen vernünftigen Sinn abgewinnen; ich vermag, das von ihm Formulierte nicht in meinen eigenen Worten weiterzugeben.

---

14 Einführung von Ludwig Mohler zu „Über den Frieden im Glauben“, Leipzig 1943, S. 63

Ein Schlüssel zu dieser mystischen Geheimsprache meine ich nun bei Nikolaus von Cues gefunden zu haben. Dieser macht verständlich, warum Gott nur in Paradoxen erklärt werden kann. Er macht es dem, der sich bisher nur am Leitfaden des Verstandes vorwärts tastete, möglich, den letzten, jetzt kleineren Sprung zur unmittelbaren Gottesschau zu wagen. Hier wird nicht verlangt, dass man vernunftwidrige Dinge einfach glaubt (ein Vorwurf, den ich aber Meister Eckart eigentlich nicht machen möchte) und hier wird auch nicht der wichtigste irdische Halt des Menschen, die Vernunft, lächerlich gemacht; erwiesen wird nur deren Begrenztheit, aber auch die Unsinnigkeit von Aussagen über Gott, die der Vernunft widersprechen. Mit einer Auswahl aus den Gedanken dies mit Meister Eckart geistig so verwandten Mannes, hoffe ich Dir eine Weihnachtsfreude machen zu können.

Schreiben und Schweigen

Dies war nicht der einzige Anlauf, mich Doris Keller verständlich zu machen. Uns beide verbanden neben ihrer Freundschaft zu meiner Mutter auch die englischen Konversationsübungen. Bei diesen durfte offen bleiben, ob das Formulierte nur ein Sprachspiel mit Versatzstücken war, die dem Adepten gerade zur Verfügung standen, oder ob es sich um einen ernst zu nehmender Versuch handelte, eine Position – gar eine existenzielle - einzunehmen.

Im Dienstag-Kreis war auf der Villa Sonnenburg darüber gesprochen worden, ob es eine Beziehung gebe zwischen den Konstellationen der Sterne und unserem persönlichen Schicksal. Ich hatte an dem Gespräch, das kontrovers verlief, nicht teilgenommen, aber über meine Mutter davon erfahren. Da die Zuordnung von Menschenleben und Sternbewegung aus meiner Sicht der empirischen Kontrolle entbehrt und darum ein bloßes Phantasieprodukt ist und die fehlende Empirie durch Hokuspokus ersetzt wird, hatte ich nur noch versucht, mir einen psychologischen Vers auf diese Spekulationen ehrenwerter Damen zu machen. In einem übungshalber englisch geschriebenen Brief hatte ich – rein spielerisch - die Frage aufgeworfen, wie die Menschen überhaupt dazu kommen, solch witzlose Fragen, auf die es gar keine Antwort geben kann, zu stellen. Meine Erklärung für das immer wiederkehrende Interesse an der Astrologie war, dass es für die Menschen tröstlich sei, in der Vorstellung zu leben, dass es eine Kraft gibt, die das Weltall zusammenhält und die Bahnen der Sterne steuert und dass diese Kraft sich auch auf unser persönliches Schicksal auswirkt. Wir würden uns einbilden, dass dieses Weltall ein sinnvolles Unternehmen sei und dass wir – als dieses Unternehmen betrachtende Wesen – auch dessen eigentliches Ziel seien. Doch zu beweisen sei dies nun mal nicht.

Und ich schrieb dann auf Deutsch: *„Das Faszinierende an den Sternen ist, dass eine Aura von Gesetzmäßigkeit und unerforschtem Geheimnis sie umgibt, und wir neigen dann dazu, sie angesichts ihrer Entfernung und Größe mit ehrfürchtigem Schauern zu betrachten.*“

Ich blieb jedoch dabei, dass es überhaupt keinen vernünftigen Anhaltspunkt für einen prädestinierten und erforschbaren Zusammenhang zwischen dem Lauf der Sterne und unserem persönlichen Schicksal gibt, es sei denn, dass der Einschlag eines Meteoriten, der vielleicht berechen-, aber nicht beeinflussbar sei, mein Leben oder das Leben anderer Menschen verändern oder vernichten sollte.

Ich hielt mir aber eine gedankliche Hintertür offen. *„Es gibt in der Physik ein Gesetz, das sich vielleicht auch auf die Metaphysik übertragen lässt: Wer an ei-*

ner Bewegung teilnimmt, kann sie nicht wahrnehmen. Also: die Erde bewegt sich, aber wir merken es nicht. Es kann darum etwas mehr geben, als wir bemerken können.“ Doch dies ändere nichts an dem Umstand, dass die Astrologie purer Aberglaube sei oder - um einen Lieblingsausdruck Schopenhauers zu gebrauchen - nichts anderes als Wischi-Waschi. *„In meinen Worten: Du kannst dein Schicksal aus dem Lauf der Sterne nicht besser ablesen als aus der Verteilung der Löcher im Schweizer Käse.“*

Irene ließ sich diesen Brief gefallen – und ließ vor allem das gelten, was ich als die „Kraft“ bezeichnet hatte, welche das Unternehmen zusammen- bzw. in Bewegung hält. Der Kosmos sei „ein Wesen“ (One Being) und sie zitierte Jaspers, demzufolge das Staunen nun mal der Anfang der Weisheit sei. Und typisch für ihren, der Mystik verpflichteten Ansatz war nun, dass sie auf Deutsch und auf einem besonderen Blatt unter dem Titel „my answer“ Folgendes aufschrieb: *„Unsere Welt ist von der ewigen Welt des Geistes durchdrungen wie ein Schwamm, der im Meer wächst, vom Wasser des Meeres durchdrungen ist.“* Wahrscheinlich wollte sie damit meine Überlegung aufgreifen, dass wer an einer Bewegung teilnimmt, diese nicht bemerkt – genauso wenig wie der Schwamm das Wasser als sein Lebenselixier zu bemerken vermag.

Ermutigend war, dass sie mein Englisch – trotz einiger von ihr korrigierter Fehler - lobte, den Brief als solchen zurück erbat und mir versicherte, dass sie sich auf weitere Fragen freue und diese zu beantworten suchen werde.

Da meinte ich, noch einen Schritt weiter gehen zu können und ihr auch einiges zu meinen philosophischen Überlegungen und nun von vornherein auf Deutsch mitteilen zu sollen. Darin wurde ich jedoch von meiner Mutter gebremst, als ich ihr den langen Brief, den ich am 15. Januar 1958 geschrieben hatte, im Voraus zu lesen gab. Ich knickte ein und schrieb meiner Mutter am 23. Januar aus Tübingen: *„Du hast Recht mit der Haltung, die Du bis jetzt gegenüber Irene eingenommen hast: Man will tapfere Menschen zu Freunden, nicht solche, die einem das Herz ausschütten. Ich bin noch nicht so weit. Ich schildere nur meine Situation, statt klar und deutlich Stellung zu beziehen.“*

Ob meine Mutter richtig handelte, als sie mich anhielt, statt zu reden, ein gefestigtes Image zu präsentieren? Muss man gerade unter Freunden schweigen, bis man sich über alles klar ist und sich entschieden hat? Oder gehört zur Freundschaft das sondierende Gespräch mit seinen experimentellen Überlegungen zu möglichen Entscheidungen? Rückblickend empfinde ich diesen zurück gehaltenen Brief, an dem ich lange geschrieben und welchen ich dann doch nur abgelegt habe, als das aufschlussreichste Zeugnis aus dieser Zeit der Suche nach einer weltanschaulichen Orientierung.

Tübingen, den 15. Januar 1958

Liebe Irene,

ich danke Dir für die Übersetzung meines Bewerbungsschreibens an das Queen Mary College. Es klingt nun so typically English, dass man mich dort mit offenen Armen aufnehmen sollte. Doch ich darf nicht bluffen. Wenn ich im Frühjahr vor Ort auftauche, müssen die Engländer mich zumindest verstehen können. Mir fehlt das Umgangsenglisch. Und da ist mir nun Dein kleines Philipps-Radio in dem dunkelbraunen Bagalit-Gehäuse ein wunderbarer Helfer. Jeden

Morgen, noch im Bett, schalte ich es schon ein. Warmes Licht fällt durch die Schall- und Belüftungslöcher auf der Rückseite und zeichnet sich in ovalen Flecken auf der Wand ab. Nachdem das Radio sich noch etwas in Stimmung gebrummt hat, posaunt die marktschreierische Stimme des AFN-Sprechers los, während ich mich gymnastisch verrenke, mein Frühstücksei koche und in meinem Kanonenofen Glut aus dem letzten, in der Nacht mit Zeitungspapier umwickelten Brikett hervorstochere: „And now the story behind the story. Stories unusual but true." Und dann folgt „Today is the day". Das sind kurze Hinweise auf berühmte Männer, die an diesem Tag geboren wurden oder auch gestorben sind. Dazwischen die unvermeidlichen Songs. Sweet bis zum Überdruss, die Sehnsucht hohl.

Doch auch bedeutende Vorträge, antike und moderne Dramen habe ich im Radio gehört. So verbringe ich die Abende jetzt noch häufiger auf meinem Zimmer als früher. Vor einer Woche besuchte ich zwar eine Vorstellung von „Figaros Hochzeit", aber meist bin ich ein Eremit. Nur Bücher wie die Annalen des Tacitus führen mich ins Leben, und ich bilde mir ein: Hier lässt sich mehr Erfahrung gewinnen als im Wirbel des üblichen studentischen Allotria. Auf meinem Bücherbord stehen allerdings nicht nur die Werke von Tacitus, Plutarch und Sueton, sondern auch die mir lieben Bändchen mit den Schriften des Nikolaus von Kues, von Giordano Bruno und René Descartes.

Was ich Dir zu Weihnachten aus Cusanus „Die Kunst der Vermutung" schickte, war ja nur eine knappe Auswahl aus Auswahl. Es ist allerdings mühsam, in diese Texte, welche zwischen Mittelalter und Neuzeit stehen, einzudringen. Schau die Porträtbüste an, deren Fotografie der Textauswahl des Cusanus vorangestellt ist. Man findet sie in Rom, in der Kirche S. Pietro in Vincoli. Wenn nicht die zum Gebet aneinander gelegten und wie bei Dürer nach oben weisenden Hände wären, könnte man an das Porträt eines römischen Patriziers aus der Zeit Ciceros denken, also kein spätgotischer Charakterkopf wie auf einem Altar Tilman Riemenschneiders, sondern ein feinsinniger und doch robuster Renaissancetyp mit einer kräftigen Nase, einem energischen Kinn und weichen, schmalen Lippen. Bei diesem Nikolaus von Kues lassen sich noch manche Kostbarkeiten entdecken. Doch einlassen muss man sich schon auf seine grundsolide und bisweilen umständliche Art der Argumentation. Besonders die Schrift „Der Laie und die Weisheit" hat es mir angetan. Du wirst Dich an das Gleichnis vom unermesslichen Schatz, mit welcher die Weisheit verglichen wird, erinnern. Gerade, dass der Schatz so unzählbar und unwägbar ist, macht ihn so liebenswert. Doch manchmal – und ich meine sogar meistens – schwindet die Begreiflichkeit des Unbegreiflichen so weit weg und es bleibt einem nur noch die Sehnsucht, von der Cusanus schreibt: „Erfüllt von der Sehnsucht nach einem unsterblichen Leben in ewigem Glück, empfindest du in dir schon den Vorgeschmack der ewigen Weisheit selbst. Denn nichts, was wir ganz und gar nicht kennen, vermag unser Begehren zu wecken."

Doch dann wird auch dieser Vorgeschmack bitter. All die eben noch mit Andacht gelesenen Worte scheinen sich mir unversehens in abstrakte Begriffsspielereien zu verwandeln. Ich sehe nur noch meinen mit Bleistiften und Notizpapier bedeckten Tisch, die kahle Wand mit dem hellen Viereck, das Überbleibsel des Kunstdrucks oder der Fotografie, die mein Vorgänger hier auf den Putz gepinnt hatte, und ich sehe die mit einem ockerfarbenen Muster bedruckten Vorhänge und vor dem Fenster kahle Pfirsichbäume. Die Gegenständlichkeit überfällt

mich und so sitze ich über den alten Texten, von denen einer im Faksimile aus dem Jahre 1452 und in der Handschrift des Cusanus in meinem Lieblingsbuch abgebildet ist: Coniectura de ultimis diebus (Vermutung über das Ende der Zeiten).

Ist das nicht alles nur Begriffsgerümpel, dem man einen Fußtritt geben sollte? Hinterlistige Worte! Was habt ihr schon für eine Daseinsberechtigung? Ohne klare Grenzen, ohne feste Bedeutung seid ihr nur Irrlichter, die uns an der Nase herumführen. Unendlichkeit? Was soll das schon sein? Der Schlimmste unter den Brüdern! Hinaus an die frische Luft mit ihm!

Doch seltsam ist's mit diesen Worten: Einmal ausgesprochen gewinnen sie ein selbständiges Dasein, als ob sie eine Macht darstellten. Will man zur Wahrheit durchdringen, sie zur Seite räumen, behaupten sie ‚eigensinnig' ihren Platz.

Endlichkeit und Unendlichkeit. Von nichts können wir mit Sicherheit behaupten, dass es endlich oder unendlich ist. Der eine Begriff ist lediglich das Gegenteil des anderen. Descartes geht in seinem methodischen Zweifel bestimmt sehr weit, aber er findet doch letzte Gewissheiten und nicht nur Relationen und Dualitäten. In seines „Meditationes de prima philosophia" schreibt er: „Demnach bleibt allein die Idee Gottes übrig als die einzige, die in Erwägung kommt: ob sie etwas enthält, das aus meinem Wesen nicht hat hervorgehen können?

Unter dem Namen Gottes begreife ich ein selbständiges Wesen, unendlich, unabhängig, allwissend, allmächtig, von dem ich und überhaupt alles, was existiert, geschaffen ist. Dieser Begriff ist ein solcher, dass, je genauer ich ihn ins Auge fasse, ich umso deutlicher sehe, er habe von mir allein nicht können hervorgebracht werden.

Und so erhellt aus dem oben Gesagten: Gott existiert notwendig. Obgleich nämlich die Idee der Substanz in mir ist, weil ich ja selbst Substanz bin, so würde doch, da ich ein endliches Wesen bin, die Idee einer unendlichen Substanz nur aus einer in Wirklichkeit unendlichen Substanz hervorgehen können. Auch darf ich nicht meinen, dass ich das Unendliche nicht durch eine positive Idee, sondern durch Verneinung des Endlichen wahrnehme, wie etwa Ruhe und Dunkel durch die Verneinung der Bewegung und des Lichts. Im Gegenteil, ich begreife ja ganz deutlich, dass in der unendlichen Substanz mehr Realität enthalten ist als in der endlichen, und dass mithin der Begriff des Endlichen vorhergeht und zu Grunde liegt, d. h. dass der Begriff Gottes ursprünglicher ist als der Begriff meines eigenen Selbst. Denn wie sollte ich es erklären, dass ich zweifle, begehre, d. h. dass mir etwas fehlt, dass ich nicht ganz vollkommen bin, wenn nicht in mir die Idee einer höheren Vollkommenheit wäre, im Vergleich mit welcher ich meine Mängel erkenne?"

Doch was Descartes klar und deutlich erkennt, das ist mir eben nicht allgegenwärtig. Da ist nur ein dämonischer Zweifel und dieser lässt sich durch Vernunft genau so wenig widerlegen wie der Glaube an Gott.

Versuche die Unendlichkeit zu Ende zu denken! Vorbei ist es mit der Begrenzung der Möglichkeiten. Könnte auch unsere Erde x-mal existieren und ebenso auch Theodor Eberts?

Ich fühle dann nicht einmal die Kraft, solch abstrusen Irrsinn zu leugnen. Ich bin nur leer und tot. Oder gibt es eine principium individuationis? Und was zählt das Gefühl: Du, Theo bist wirklich, bist einmalig und das Besondere an dir und dein Trost ist gerade, dass du endlich bist?

Nach solchem Hin und Her zwischen Verzweiflung und Gewissheit, wende ich mich dann ab von dieser Spielerei mit Begriffen. Brecht lässt Galilei behaupten, dass das Denken das größte Vergnügen der Menschheit sei. Es kann dich aber auch anöden.

Aus mir soll wohl kein Philosoph werden. Den vollen Einsatz fordert das praktische Leben – und ich kann es zwar nicht begründen, aber mir scheint, dass das Leben doch sinnvoll ist. Ich höre Vorlesungen über Öffentliches Recht und an der Geschichte der römischen Kaiserzeit fesseln mich die wirtschaftlichen und sozialen Fragen. Wie unabhängig vom Charakter der jeweiligen Cäsaren hat doch das Geld mit Eigenmacht und Eigendynamik das Schicksal des römischen Weltreichs bestimmt.

Da spüre ich, wie meine eigentliche Begabung mich zu Volkswirtschaft und Politik drängt und meine Verliebtheit in die Philosophie erscheint in einem erbärmlichen Licht. Das Geigengekratze von Grillparzers armem Spielmann höhnt mir dann in den Ohren und das Gesicht des dem Kunstgenuss hingegebenen Bettelmusikanten verzerrt sich und dann bin ich es, der verzückt-stupide auf die Notenblätter starrt. Der Violinschlüssel zeigt einen sich ins Unendliche verlängernden Schnörkelschwanz und die Noten rotten sich einmal als Ideen zusammen und schon kehren andere ihre Spieße gegen sie und schwingen die Fähnchen über den Köpfen und alles wuselt schwarz und kreuz und quer durcheinander.

Doch auch im praktischen Leben werde ich wenig auszurichten vermögen. Mir fehlt das naive Draufgängertum. Der Umgang mit philosophischen Fragen wirkt nach, entfaltet eine lähmende Wirkung. Zu Machiavellis politischem Ideal „conservare il stato“ kann ich mich nicht bekennen. Er will die Macht des Staates nach innen und außen um jeden Preis erhalten. Doch der Staat – auch als Demokratie – ist für mich kein Selbstzweck. Ich frage dann immer wieder zurück nach der Rolle des Individuums und nach dessen Bestimmung. Ich nehme an: Es müsste eine solche geben. Und für solche Fragen die Rahmenbedingungen zu schaffen und zu erhalten, ist die vornehmste Legitimation der Politik.

Jedenfalls habe ich diese Vorstellung aus einer Erfahrung abgeleitet, die Machiavelli machte, als ihm – kurioserweise – ein politischer Machtwechsel zu politischer Untätigkeit verurteilte und er damit die Muße fand, über das politische Handeln nachzudenken.

Auf ein kleines Landgut verbannt, schildert er seine neue Lage folgendermaßen: „Aus dem Gehölze gehe ich an eine Quelle, und von da an meinen Vogelherd, ein Buch in der Tasche, entweder den Dante oder Petrarca, oder einen der kleineren Dichter, wie Tibull, Ovid oder solche. Ich lese von ihrer Liebespein, von ihren Liebeshändeln, erinnere mich der meinigen und ergötze mich eine Weile mit diesen Gedanken. Dann begebe ich mich ins Wirtshaus an der Straße, spreche mit den Durchreisenden, frage um Neuigkeiten aus ihrer Heimat, höre verschiedene Dinge und merke mir den verschiedenen Geschmack und die mannigfaltigen Phantasien der Menschen. Unterdessen kommt die Essenszeit heran. Ich verzehre mit meiner Familie die Speisen, die mein armes Landgut und mein geringes Vermögen erlauben. Nach Tische kehre ich ins Wirtshaus zurück. Dort finde ich gewöhnlich neben dem Wirt einen Fleischer, einen Müller und zwei Ziegelbrenner. Mit ihnen vertiefe ich mich für den Rest des Tages ins Criccaspiel oder ins Tricktrack. Es entstehen tausend Streitigkeiten, und der Ärger entlädt sich in tausenderlei Schimpfreden. Meistens wird um einen Quattrino gestritten.

Nichtsdestoweniger hört man uns bis San Casciano schreien. So mache ich mich gemein mit den Gemeinen, und doch hebe ich den Kopf aus dem Modder und spotte meines tückischen Geschicks. Es ist mir eine bittere Genugtuung, dass es gerade mich so trifft, will ich doch sehen, ob das Geschick sich dessen, was es mir antut, nicht schämt.

Wenn der Abend kommt, kehre ich nach Hause zurück und gehe in mein Schreibzimmer. An der Schwelle werfe ich die Bauerntracht ab – mit all dem Schmutz und dem Kot. Ich lege prächtige Hofgewänder an und so angemessen gekleidet begebe ich mich in die Säulenhallen der großen Alten. Freundlich von ihnen aufgenommen, nähre ich mich da mit der Speise, die allein die meinige ist, für die ich geboren ward. Da hält mich die Scham nicht zurück, mit ihnen zu sprechen, sie um den Grund ihrer Handlungen zu fragen, und herablassend antworten sie mir. Vier Stunden lang fühle ich keinen Kummer, vergesse alle Leiden, fürchte nicht die Armut, es schreckt mich nicht der Tod; ganz versetze ich mich in sie…"

Dieser Niccolo Machiavelli könnte mir zum Vorbild dienen. Ich begreife nur nicht, warum er so viel Zeit im Wirtshaus und beim sicher wenig ergiebigen Vogelfang vergeudet und sich nicht sogleich in die Bibliothek begeben hat. Was hinderte ihn? Wollte er die Verbindung zum gemeinen Leben, das Gespür für die Banalitäten nicht verlieren?

Und was wird mir schließlich anderes übrig bleiben, als mein Leben zwischen praktischer Tätigkeit und dem Nachdenken auszupendeln? Ich meine zu ahnen, dass sich mir schon noch ein mir bestimmter Weg öffnen wird. Dafür gilt es dann bereit zu sein. Bis dahin sei die Losung: Tapfer durchhalten!

Und die Unendlichkeit? Diese werde ich zunächst doch noch nicht ad acta legen können, Abteilung Wortspiele. Ich werde mir ein Stück aus der Unendlichkeit aneignen müssen. Ein Glied der unendlichen Kette muss dein werden! Das ist dann meine selbst gesetzte Aufgabe und ist dann doch mehr als bloß in den Tag hinein leben. Leben bedeutet ja schon, dass du und alles Leben um dich eingegrenzt sind zwischen Geburt und Tod. Doch mit dem individuellen Leben ist der Unendlichkeit etwas abgewonnen in Raum und Zeit. Nur, dies genügt uns noch nicht. Das Individuum ist so immer noch einsam und verloren.

Man muss sich in diesen Grenzen eine Heimat schaffen – unter der Voraussetzung, dass man in sie hinein geboren beziehungsweise in ihr aufgenommen wurde. Aus einer solchen Heimat kann man dann auch hinausblicken in die Unendlichkeit. Ich habe hier den Holzschnitt vor Augen, der zwar 80 Jahre später als die meisten Schriften des Nikolaus von Kues, also ungefähr im Jahre 1530 entstanden ist. Er zeigt einen Menschen, der den endlichen Kosmos des Mittelalters durchbricht, gewissermaßen den Kopf und eine Hand durch die kosmische Schale steckt und hinausblickt ins unendliche Sternengetriebe.

Doch welches sind die Orte und welches sind die Menschen, bei denen du dich so akzeptiert, so geborgen, ja geliebt siehst, dass es dir in deinem begrenzten Leben nicht nur schaudert? Ich bin hier noch auf der Suche, kann mich vorläufig nur wie ein Machiavelli an die Bücher der Altvorderen und an die Familie halten, aber ich darf doch hinzufügen, dass mir auch der Kreis der Menschen, der sich um Dich gesammelt hat, wichtig geworden ist und dass ich mich darauf freue, bald mal wieder dabei sein zu können, denn hier in Tübingen fühle ich mich doch oft recht einsam.

Es grüßt Dich herzlich
Dein Theo

Ein Brief, der nicht abgesandt wird, kann auch nicht beantwortet werden. Es blieb dabei, mir fehlte ein Gesprächspartner. Und ob Irene sich dazu geeignet hätte? Wohl kaum. Sie war nicht nur 45 Jahre älter als ich, sie hatte auch einen Hang, sich für eine Art der Begriffslyrik zu begeistern, die ein wenig nach Goethe klang, deren Suggestionen ich mich aber lieber entzog. Und doch hatte Irene ein feines Gespür für die Überlegungen, die mich umtrieben, und so hat sie am 27. Februar 1958, also schon nach dem Ende des Wintersemesters und kurz vor meiner Abreise nach England, mir zum Abschied und ohne meinen oben zitierten Briefentwurf zu kennen, ganz aus eigenem Antrieb, doch möglicherweise aufgrund einer Andeutung meiner Mutter doch noch einen Brief gesandt. *„Bindungen, die im Herzen gegründet sind, stehen über Raum und Zeit, werden durch räumliche Trennung gar of vertieft.“* Sie versprach mir ein frohes Wiedersehen in der Heimat und schrieb mir zur Erinnerung noch ihre „Schöpfungshymne“ auf ein besonderes Blatt. Ich hatte diesen Text schon mehrfach gehört. Sie pflegte mit ihm als meditativem Einstieg ihre Dienstagabende auf der Sonnenburg zu eröffnen und dann auch mit einer gebetsförmigen Sentenz zu beschließen.

Ich weiß bis heute nicht, ob sie diese Hymne irgendwo gefunden und sich angeeignet hat oder ob sie diesen Text selbst verfasst hat. In ihrer religiösen, mystischen Begrifflichkeit entspricht diese Hymne so sehr ihrem Wesen, dass ich zu letzterem tendiere. Ich zitiere diese Hymne hier, weil sie das Fühlen und Denken Irene Kellers offenbart, mir aber in der Erinnerung auch deutlich macht, dass ich mit diesen Begriffsenthusiasmus in christlicher Tradition, so kostbar die einzelnen Worte und ihre Kombinationen auch klingen mochten, bei aller Sympathie für die Vortragende auf gotischem Thron nichts anzufangen wusste.

Schöpfungshymne

Dank Dir Vater
Deinem Sohn
Dank dem Geiste –
Eins seid Ihr!
Wirkt das Wunder
Eurer Schöpfung
Wirkt es, bitte
Auch in mir.

Froh füllt Ahnung
Meine Seele
Ahnung von der
Schöpfung Gang:
Durch Aeonen
Sonnen-Welten
Offenbart sich
Ihr Gesang.

Und es kommt mir
Die Erkenntnis
Die das Herz mir
Fast zersprengt:
Von dem großen
Werk der Schöpfung
Von dem Werden
Ohne End!

„Nicht Sein“ dünkt mir
Nicht Erlösung
Und Nirwana
Nicht das Land
Wo des Geistes
Heißes Sehnen
Sich erfüllt
In Gottes Hand.

Nicht Nirwanas
Schlaf – dem tiefen
Neue Schöpfungs-
Welle hebt
Empor zu
Weit'rem Wachstum
Sehnsucht – Geist
Nie stille steht.

Ew'ger Christus –
Ew'ge Liebe
Ist das Tor zu
Diesem Land.
Vater = Schöpfer
Sohn = die Liebe
Geist = der Sehnsucht
Starkes Band.

Schluss

Dank dem Vater
Seiner Liebe
Dank dem Geiste
Eins sind wir:
Wirkt das Wunder
Eurer Schöpfung
Wirkt es, bitte
Auch in mir!

Familiäre Belastungen

Dafür, dass ich mich im Winter 1957/58 nicht im Spekulativen verloren habe, sorgten – wie bei Machiavelli die Wirtshausgäste – bei mir über das ganze Semester die Mitteilungen aus der Stuttgarter Familie. Die Großeltern erkrankten, mit dem Ableben des Großvaters wurde täglich gerechnet, bis er sich dann überraschend doch wieder erholte. Das eine wie das andere konnte bei einem über 80jährigen als der Lauf des Lebens gelten. Wirkliche Sorgen machten mir zwei meiner Geschwister. Mein zwei Jahre jüngerer Bruder Manfred stand vor dem Abitur und zeigte ein uns so unerklärliches, wie immer wieder Entsetzen erregendes Verhalten. Und der elf Jahre jüngere Hans-Martin hatte im Aufsatzschreiben zwar erkleckliche Fortschritte gemacht, aber wie bei Manfred die Abschluss-, so stand bei Hans-Martin die Aufnahmeprüfung für das Dillmann-Gymnasium nun unmittelbar bevor.

Das Erfreuliche zuerst. Als in der Grundschule das Prüfungsdiktat des Vorjahres als Text wiederholt wurde, hatte Hans-Martin nur einen Fehler gemacht, und auch seine Handschrift war als gut befunden worden. Im Übrigen hatte unsere Mutter mit dem Aufnahmeprüfungskandidaten wie schon während meiner Münchener Zeit das freie Erzählen geübt und ihm beigebracht, wie man anschaulich, präzise und mit persönlicher Anteilnahme berichtet. Vermutlich war ihr stilistischer Lehrmeister dabei Peter Roseggers „Als ich noch der Waldbauernbub war“, nur dass sie dessen Ton auf das großstädtische Milieu der Johannesstraße, wo wir seit einigen Jahren wohnten, übertragen hat. Wer sich als Auswärtiger ein Bild dieser Johannesstraße machen oder sich als nachgeborener Stuttgarter heute an ihr Aussehen in den 50er Jahren erinnern wollte, könnte sich dem schwäbischen Flaneur Hermann Lenz anschließen. Er könnte wie dieser seinen Spaziergang nahe unserem Haus bei den Muschelkalksäulen der Genossenschaftlichen Zentralbank beginnen und dann gemächlich vorbei an einigen Sandsteinbauten, welche die Bombenangriffe überstanden hatten, unter alten und neu gepflanzten Linden die Straße hinab bis zum Feuersee schlendern. In der Zeitschrift „Stuttgarter Leben“ hat Lenz neben Stuttgarter Brunnen und Plätzen auch ein Bild der Johannesstraße gezeichnet. „Lindenbäume verzweigen sich vor Häusern der Jahrhundertwende wie in Paris oder Wien, und sie ist wieder da, diese Erinnerung ans Ringstraßen- und Boulevard-Michel-Gefühl mit ihrem Hauch von ehemals und dem Anblick hinunter zur Johanneskirche, deren Turm gotisch anmutet und dunstig verschwimmt. Im Krieg ist seine Spitze abgebrochen, denn Bomben haben für architektonische Feinheiten kein Gefühl; weshalb er aussieht, als wäre er nicht ganz fertig geworden wie der Stiftskirchenturm.“[15] Obgleich es Hans-Martin und meiner Mutter nicht nach flanieren zu Mute war, hatten sie in der Johannesstraße doch etwas Besonderes im Auge, das Hermann Lenz, diesem feinsinnigen Beobachter entgangen war. Und so hatte ich meine echte Freude an Hans-Martins Geschichte, bzw. an dem, was meine Mutter ihm schließlich in die Feder diktiert hatte:

Mein Lieblingsladen

---

15 Hermann Lenz: Stuttgart. Aus zwölf Jahren Stuttgarter Leben, hrsg. v. Günter Beysiegel. Stuttgart – Zürich: Belser, 1983. S. 391

Unsere Familie wohnt in der Johannesstraße 67. Zwei Häuser weiter ist das Kuglerlädle. Wir nennen es so nach seinem Besitzer, einem kleinen, alten Herrn, der immer einen blau-grauen Kittel trägt. Dieses Schreib- und Spielwarengeschäft verfügt nur über ein Schaufenster, nicht breiter als ein Zimmerfenster, was es ursprünglich sicher auch war. Und um diese knappe Ausstellungsfläche zu erweitern, hängen rechts und links noch zwei Schaukästen.

Herr Kugler bietet im Kleinen sehr viel und auch vielerlei: Bilderbücher und Arztromane, bunte Gummibälle in allen Größen, Holzfiguren und all die Schreibwaren, die Schüler brauchen, Rechenhefte und Tintenfässer, Einkaufstaschen und eine große Auswahl an Gratulations- und Trauerkarten. Am meisten interessieren mich aber Schuco-Autos, die man mit einem Schlüssel aufziehen und durch das Wohnzimmer rasen lassen könnte.

Vor dem Schaufenster ist ein breiter Sims aus Sandstein. Man kann sich bequem darauf setzen und die Schuco-Modelle betrachten. Ein roter Sportwagen mit cremefarbenen Sitzen ist mein Traum. Ich kann ihn (noch) nicht kaufen, aber ich freue mich darauf, in den Laden zu gehen, wenn ich ein Schulheft, Bleistifte oder einen Radiergummi brauche. Ich kaufe nicht alles auf einmal, sondern verteile die Einkäufe auf mehrere Besuche.

Wenn ich drei Stufen hinab gestiegen bin und die Tür öffne, klingelt es. Was in diesen winzigen Laden nicht alles hineinpasst! Was ich auch wünsche, Herr Kugler findet es sofort in den Regalen, die vom Boden bis zur Decke reichen. Den Bleistiftspitzer und auch die Reißzwecken. Ich habe mir auch das Schuco-Auto zeigen lassen. Bevor Herr Kugler es auf den Ladentisch stellte, staubt er es noch mit dem Ärmel seines Kittels ab. „Vielleicht bringt es der Osterhase?“, meinte er.

Ich war mit meinen Eltern auch schon mal am Wilhelmsbau in einem Kaufhaus mit einer Rolltreppe. Doch wohler fühle ich mich drei Treppen tief bei dem kleinen Herrn Kugler. Tante Irene, die viele Jahre in Amerika gelebt hat, meint, solch ein kleines Lädle gebe es nur in Deutschland und man wisse nicht, wie lange noch.

Nun hofften Hans-Martin und unsere Mutter, dass bei der Aufnahmeprüfung ein vergleichbares Thema gestellt würde. Ich hoffte mit ihnen und ich pflichtete ihnen bei: Ja, es sei immer vorteilhaft, einer Geschichte mit anschaulichen Details, den sogenannten Requisiten, so etwas wie Atmosphäre zu verleihen. In solchen Dingen war unsere Mutter patent, und das Formulieren machte ihr Freude. Dass Hans-Martin an solchem Schreibtraining gleichfalls seinen Spaß hatte, glaubte ich weniger.

Das pure Missvergnügen bereiteten allen Beteiligten jedoch die Mühen um Manfreds Abitur. Dieser lernte Griechisch und Latein zwar eifriger als ich es getan hatte, las Thukydides kapitelweise und suchte nur zwischendurch Entspannung beim Hören von Kunstliedern, die er auf Platten sammelte oder auch im Radio hörte. Soweit so gut, aber dann kam es unvermittelt und ohne triftigen Grund zu cholerischen Ausbrüchen, die von Schimpfkanonaden begleitet wurden, die allen, die sie mit anhören mussten, unerklärlich blieben. Das Elternhaus bezeichnete er als einen „verdammten Saustall“. Meine Mutter klagte mir in einem Brief vom 10. Januar 1958 ihr Leid. *„Ich schäme mich, dass ich einen solch ungezogenen Sohn habe und die Verantwortung für die Kleinen* [Hans-

Martin 9 Jahre und Ulrich 4 Jahre] *drückt mich sehr…. Wie und wo wird er es lernen, sich selbst zu beherrschen und sich in andere einzufühlen?"*

Sie erwartete, dass ich auf Manfred dämpfend einwirke. Diese Hoffnung war insofern nahe liegend, als Manfred und ich uns all die Jahre gut verstanden hatten, in vielem – wie zum Beispiel der Naturbeobachtung und der Verehrung Albert Schweitzers – harmonierten und im Alltag statt zu Eifersüchteleien zu pragmatischen Lösungen neigten. In der stattlichen Vierzimmerwohnung im dritten Stock der Johannesstraße 67 gab es zwar zwei repräsentative, von Sonnenlicht durchflutete Wohn- und Geschäftsräume und eine große verglaste Veranda mit Blick auf die Gärten der Nachbarn, aber eigentlich kein Kinderzimmer, denn der dritte Raum diente der Elektrogroßhandlung als Lager und Aktendepot. Nur neben der geräumigen Küche mit einem Ess- und Arbeitstisch gab es einen vier bis fünf Quadratmeter großes Kabuff, das Manfred und mir als Schlafzimmer und abwechselnd als Studierzimmer diente, sofern wir es in der warmen Jahreszeit nicht vorzogen, in der Glasveranda zwischen unseren Blumenkästen und den Goldhamstern zu lesen und zu schreiben. Platz hatte in unserem winzigen gemeinsamen Raum neben einem kleinen Tisch, einem Stuhl und einer kurzen Kommode nur noch ein Stockbett. Doch wer sollte das attraktivere obere Bett erhalten, in dem sich besser lesen ließ? Ohne große Diskussion hatten wir uns ruck-zuck – und ich weiß nicht mehr, von wem der probate Vorschlag gekommen war - darauf geeinigt, dass jeweils zum Monatsersten die Betten und die Bezüge gewechselt werden sollten. Das funktionierte über die Jahre reibungslos, und da wir beide ab meinem 17. Lebensjahr dieselbe Figur hatten, weil ich den Speck beim Waldlauf abtrainiert hatte, trugen wir auch die Kleider nach Gelegenheit und Bedarf.

Doch mit dem Versuch, Manfred von seinen cholerischen Ausbrüchen abzuhalten, scheiterte ich. Erst im Rückblick auf die sich Jahrzehnte hinziehende Krankengeschichte ist mir jetzt bei der Lektüre meines verständnislosen Briefes an Manfred klar geworden, dass wir alle die frühen Anzeichen einer manisch-depressiven Erkrankung nicht zu erkennen vermochten. Hätte ich mein Psychologiestudium fortgesetzt, hätte ich seine cholerischen Ausbrüche vielleicht als eine zu behandelnde psychische Erkrankung erkannt. Sein Verhalten blieb uns unerklärlich, bis es dann nach dem 60. Geburtstag Manfreds – im Zusammenhang mit einem Herzinfarkt und unverkennbar depressiven Zuständen - schließlich von Fachleuten in der Reha-Klinik richtig diagnostiziert wurde. Da war es aber für eine Heilbehandlung bereits zu spät, zumal er zu keiner Einsicht in seine Erkrankung fähig schien.

Die Jahrzehnte anhaltende Zuwendung der Familie und die Geduld seiner späteren Frau und die immer wieder aufbrechende und dann eben manische Schaffenskraft meines Bruders und das jahrelange Ausbleiben von schweren Depressionen haben zwar verhindert, dass es zu einem Suizid kam, aber es betrübt mich, wenn ich heute einen Brief an meinen Bruder lese, in dem ich – ohne irgendetwas zu verstehen und ohne auf den Gedanken zu kommen, dass hier ein Psychiater konsultiert werden müsste – nur von einem konventionellen Standpunkt aus moralisiere und ihm „vernünftige" Ratschläge gebe, die seinem Temperament nicht gemäß waren. Wenn Manfred sich später immer wieder – ich würde heute sagen „wahnhaft" - in irgendeine „rettende" Idee verbohrte und sich als Erfinder betätigte, hat man immer wieder seine handwerklichen Fähig-

keiten anerkannt, vernünftig auf ihn eingeredet und das Beste aus seinen - in Selbstüberschätzung geäußerten Vorstellungen - zu machen gesucht.

Dabei hätte uns auffallen müssen, dass er Vorhaben, die er mit einer Ausschließlichkeit und einem Fanatismus sondergleichen betrieben und seinen Mitmenschen ununterbrochen eingeredet hatte, dann auch ganz unvermittelt wieder fallen ließ und für die Nichtrealisierung Schuldige suchte, die er dann in den unflätigsten Tönen beschimpfte.

Der erste Schub hatte sich in scheinbar harmloser, wie es schien pubertärer Form gezeigt. Manfred hatte als etwa 14jähriger unbedingt und sofort Mitglied des MTV, des Stuttgarter Männerturnvereins, werden wollen. Da er in der Schule Schwierigkeiten hatte und die Versetzung mal wieder gefährdet war, versuchte die Familie es ihm auszureden, ein intensives Turntraining aufzunehmen. Doch er war zweifellos eine Sportskanone, erzielte bei den Bundesjugendspielen beste Ergebnisse, und so gab die Familie schließlich nach. Kaum war er Mitglied des MTV, verlor er das Interesse am Geräteturnen. Erleichtert dachte die Familie: Nun ist er wieder vernünftig geworden. Doch diese Phase der Beruhigung, die im Übrigen zu keinen depressiven, lethargischen Zuständen führte, dauerte nur bis zur nächsten, genau so wahnhaften Verfolgung einer Idee. Manche dieser manischen Schübe waren so harmlos wie die Suche nach den Birkhühnern in der Lüneburger Heide, aber Manfred nervte die Familie mit dieser höchst intensiven Verfolgung seiner Ideen und seiner immer wahnhafteren Überschätzung der eigenen Rolle in einem vielleicht sogar richtig erkannten sozialen Prozess. Er war in vielen sozialen Fragen bewandert und hatte überdurchschnittliche Kenntnisse der Weltprobleme und später war er dann einer der ersten Grünen in Baden-Württemberg. Das Schwierige war, dass man nie genau wusste, ob er sich selbst überschätzte, oder ob ihm seine Umgebung nur das Beanspruchte nicht zuerkannte. Das amüsanteste Beispiel dieser Art ereignete sich beim Sportunterricht. Ballweitwurf stand an und geworfen wurde über die Rennstrecke des Schulhofes, an dessen Ende aus Platzmangel zwei behelfsmäßige Schulräume in einem Container eingerichtet worden waren. Manfred warnte den Sportlehrer: Wenn er jetzt werfe, würde der Baseball durch die Scheibe knallen. Der Lehrer hielt dies für Angeberei. Und so kam es zu dem in der Geschichte des Gymnasiums einmaligen Fall, dass ein Schüler auf Anweisung eines Lehrers die humanistische Bildung durch das Einwerfen einer Fensterscheibe unterbrochen hat.

Manfred brachte immer wieder Erstaunliches fertig, so dass wir zwischen Manie und energischem Anpacken nicht zu unterscheiden lernten, bis es dann für eine Behandlung zu spät war, zumal er zu einer selbstkritischen Haltung immer weniger in der Lage war.

Ich nehme hier eine tragische Entwicklung vorweg, weil ich in meinen Unterlagen zum Wintersemester 1957/58 die Durchschrift eines Briefes an Manfred gefunden habe, der meine Ahnungslosigkeit und Unfähigkeit, diese psychische Erkrankung zu erkennen, dokumentiert.

Ich zitiere hier das eigene Versagen, weil ich über viele Jahre von der Hochachtung für das Handeln meiner Eltern und insbesondere meiner Mutter geprägt war und mir erst im Alter von 55 Jahren allmählich und dann immer erschreckender deutlich wurde, dass mein Idealbild der Herkunftsfamilie zwar manchen Belastungen stand gehalten hatte, aber sich letztlich dann doch als brüchig erwies. Ich selbst bin dann der Katastrophe in Form eines schweren Herzinfarkts, die ich als Folge meiner späten, offenen Rebellion gegen die mütterlich Dom-

inanz zur verstehen lernte, nur knapp entgangen. Das stimmt mich rückblickend kritisch gegenüber den eigenen Aufzeichnungen – so auch gegenüber dem folgenden Brief.

Tübingen, den 12. Januar 1958

Lieber Manfred!

Bittere und verzweifelte Worte – und nur solche fand ich in dem Brief von Zuhause, wohin mich liebe Erinnerungen und mögen sie auch lange zurück liegen, immer wieder ziehen. Ich mag das nur Zugetragene nicht wiederholen. Es ist beschämend. Da stellt sich eine Mutter schützend und bewahrend vor ihre Kinder, die verständnislos Deinem Geschrei preis gegeben sind. „Brutal“, um Dein Leitwort zu gebrauchen, reißt Du das Gehege ein und der brüllende Aufschrei dämonischer Gewalten beißt sich in ihrem Gedächtnis fest.

„Pathetisch! Einfach lächerlich!“ Ich tue Dir natürlich unrecht wie alle Menschen. Es ist ja nicht mehr als recht und billig, sich in einem „verdammten Saustall“ gegen eine „Giftmischerin“ zu wehren, „brutal“, wenn es denn sein muss. „Denn gegen den gefährlichen und schwer heilbaren und überhaupt ganz unheilbaren Frevelmut der anderen kann man sich nicht anders schützen als durch Kampf und siegreiche Abwehr und durch unerbittliche Strafe; das aber zu leisten, ist nur eine Seele im Stande, die von edlem Zorn erfüllt ist.“ (Platon, Gesetze)

„Also Theo, was willst Du denn: Wieder einmal Einklang zwischen dem Handeln des Alltags und meinem philosophischen Streben!“

Im Ernst, mir vergeht die Lust an ironischen Dialogen. Ich muss Dir ein paar direkte Fragen stellen. Gegen was oder gegen wen kämpfst Du eigentlich? Für was kämpfst Du? Sind das alles nur spontane Affekthandlungen oder richtest Du Dich an einer bestimmbaren Zukunft aus?

Ich weiß: Wir vermögen nur in bescheidenem Maße zu planen und zu erkennen, was gut tut, meist erst im Rückblick. Aber Du könntest ja versuchen, Dir vorzustellen, dass Du eines Tages – vielleicht am Ende Deines Lebens – auf Dein jetziges Verhalten zurückblickst. Was wiegt dann schwerer, dass Du über dem Ruf zum gemeinsamen Abendessen einen Vortrag über ein erhebendes Thema im Radio versäumt hast oder dass Du aus lauter Wut über das Versäumte, Deinen kleinen Brüdern ein Schauspiel geboten hast, das diese in all seiner Hässlichkeit nie mehr vergessen können?

Stecke Deine Ziele hoch! Je mehr Du Dir vornimmst, desto leichter wird es Dir fallen, im täglichen Leben und besonders in der Familie das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Desto kostbarer wird Dir auch Deine Zeit werden. Das Schwierigste ist aber nicht, sich nach oben zu arbeiten und sich dem Gipfel zu nähern. Du musst Dich des Zieles würdig erweisen. Sonst quält Dich die Erinnerung an Deine hässlichen Verhaltensweisen und Du musst erkennen: Ich bin es gar nicht wert, den Gipfel zu erreichen. Kämpfen ja, doch der Zorn muss im entscheidenden Augenblick ein edler sein, keine schäumende Wut auf alle diejenigen, die Dich enttäuscht haben.

Es grüßt Dich herzlich
Dein Bruder Theo

Ich erinnere mich nicht, dass der Brief etwas bewirkt hätte, aber er hat auch zu keiner Verstimmung zwischen uns Brüdern geführt. Wahrscheinlich spürte auch ich den Dirigismus meiner Mutter, nur konnte ich mich diesem besser entziehen, weil die Schulzeit glücklicherweise hinter mir lag und ich mich an die Universität oder gar ins Ausland absetzen konnte.

Im Übrigen war das Ende des Wintersemesters in Tübingen erfüllt von dem Bestreben, wie in den vorhergehenden Semestern auch jetzt wieder die Prüfungen abzulegen, die zum Erlass des Hörgelds und zum Erlangen des Stipendiums der Stadt Stuttgart erforderlich waren.

Am leichtesten fiel mir dies in der Philosophie, weil ich an der Vorlesung von Walter Schulz den stärksten inneren Anteil genommen und die Texte nicht nur gelesen, sondern zum Teil abgeschrieben und mich auf diese Weise mit dem Vokabular besser vertraut gemacht hatte, als dies beim bloßen Lesen oder Hören eines Vortrags der Fall gewesen wäre. Schulz fragte mich bei der Dekanatsprüfung neben anderem auch nach den Gottesbeweisen bei René Descartes, und besonders über diese hatte ich im Zusammenhang mit der Cusanus-Lektüre intensiv nachgedacht, sie im Brief an Irene Keller auch noch zitiert und so wusste ich sie nun auch zu referieren.

Mühsamer waren wieder die Vorbereitungen auf die schriftliche Klausur bei Joseph Vogt, der eine große Vorlesung über das Prinzipat des Augustus und über die Herrschaft weiterer römischer Cäsaren gehalten hatte. In seinen Forschungen konzentrierte er sich auf die Sklaverei im Altertum – auch im Bestreben, dieses Phänomen anders als die marxistische Geschichtsbetrachtung nicht nur zu skandalisieren und klassenkämpferisch einzuordnen, sondern differenziert und kulturgeschichtlich zu verstehen. Das war für Vogt auch ein indirekter Versuch, die ideologische Abwehr des Westens zu stärken und die eigene Haltung bzw. Anpassung im Dritten Reich zu rechtfertigen. Ich wusste zwar Vogts umsichtige Erforschung der Quellen und sein kundiges Interesse an ökonomischen und kulturgeschichtlichen Faktoren zu schätzen, aber meine Sympathie galt – wie in der Schulzeit den Indianern - nun im Studium den Sklaven und insbesondere dem aufständischen Spartakus, angeleitet von Arthur Koestlers historischem Roman „Die Gladiatoren“, in dem mich vor allem die politologischen Überlegungen zum „Gesetz des Umwegs“ beschäftigten. Koestler war einer der Wegbereiter meiner späteren Entscheidung für die ausschließlich gewaltfreien Methoden. Doch dies war mir noch nicht klar, als ich - wie zum Ende des ersten Semesters den Bericht über das Leben von Sokrates - nun ein ähnliches Papier über „Augustus’ Weg zum Prinzipat und die Grundlagen seiner Macht“ schrieb, nicht als Seminararbeit, sondern als Versuch, mir selbst, meiner Mutter und Manfred klar zu machen, wie im alten Rom Politik gemacht und wie hinter der republikanischen Fassade die Alleinherrschaft des schließlich vergöttlichten Cäsars aufgebaut wurde. Das war keine Mitschrift der Vorlesung Vogts, sondern mein erstes selbständiges politologisches Papier, noch bevor ich daran dachte, Politik als Fach zu studieren.

Am 13. Februar schrieb ich auf einer der wöchentlichen Postkarten nach Stuttgart an die Familie: *Nun habe ich mich durch die Geschichte der römischen Kaiserzeit durchgefressen. 200 Seiten habe ich im Kollegheft mit Aufzeichnungen der Vorlesung Vogts und mit Auszügen aus der Fachliteratur voll geschrieben. Mir brummt der Kopf von den Namen der Legionslager, der Senatoren, der Barbarenstämme und von den Versuchen der Historiker, die römische Außen-*

und Innenpolitik zu charakterisieren. Und für all die Begriffsbildungen immer auch noch Beispiele und passende Vergleiche! Falls Ihr mich am Sonntag besucht, verspreche ich Euch eine Vorlesung nicht nur über Augustus, sondern auch über die wirtschaftlichen Gründe für den Untergang des römischen Reiches.“

Ich lebte nur noch in den Prüfungsvorbereitungen. Am 20. Februar schrieb ich meinen Eltern:

„Das ausdauernde Büffeln ist auch meiner Wirtin nicht entgangen. Ihr entglitt die Bemerkung: „Studenten, welche die Gaben eben nicht so haben, müssen sich halt arg plagen.“

Wie dem auch sei, gestern Abend geriet ich in ein Stimmungstief. Eigentlich grundlos verfiel ich in Trübsal und am Dasein verzweifelnd hing ich in meinem Stuhl. Ich las zwar immer noch weiter in den Skripten, aber ich war unfähig, etwas aufzunehmen. Ich war auf dem Punkt angelangt, den man beim Übertraining im Sport „das Sauer-Sein“ nennt.

Glücklicherweise sind über Nacht die Lebensgeister wieder erwacht. Als ich vor der Prüfung bei Walter Schulz mir noch einmal die Antworten auf die Fragen, die ich ihm suggerieren wollte, zurechtlegte, klappte alles wie am Schnürchen, so dass ich innerlich sicher ins Prüfungszimmer trat. Prof. Schulz war die Freundlichkeit in Person, und es zeigte sich, dass ich mich nicht umsonst „geplagt“ hatte und die Gaben zumindest andeutungsweise vorhanden waren. Schulz gab mir zu verstehen, dass ich auch auf Fragen, zu denen meinen Vorgängern nichts Rechtes eingefallen war, zu antworten wusste.

Zu den Prüfungen des Wintersemesters gehörte für die künftigen Deutschlehrer auch der Nachweis, dass sie Hochdeutsch sprechen können. Die Übung leitete eine Dame, der ich nach Goethes Schwester den Vornamen Cornelia andichtete, weil ich nicht begreifen wollte, warum ein so feinsinniges Wesen, das unter dem ortsüblichen Honoratiorenschwäbisch sichtbarlich litt, mit einem so unglücklichen, wie abstoßenden Namen ein Fach unterrichten musste, über das die Betroffenen in ihrem Grimm ob dieser norddeutsche Zumutung nur die Nase rümpfen konnten. Ich deklamierte also bei „Cornelia“ Muff-Stenz ein wenig Prosa aus Hermann Hesses „Unterm Rad“, „Am Meeresstrand“ von Theodor Storm und den „Säerspruch“ von Conrad Ferdinand Meyer. Diese Tübinger Hohepriesterin des reinen Deutsch bewertete streng und für ein „Befriedigend“ musste ich etwas Hochdeutscheres bieten als Papa Heuss in seinen launigen Ansprachen an Schwaben und andere werte Deutsche. Dabei hatte ich eigentlich gar keine Lust, mir die schwäbische Klangfarbe abzugewöhnen, schon gar nicht beim Lesen von Hermann Hesse:

„Ein Schulmeister hat lieber zehn notorische Esel als ein Genie in seiner Klasse, und genau betrachtet hat er ja recht, denn seine Aufgabe ist es nicht, extravagante Geister heranzubilden, sondern gute Lateiner, Rechner und Biedermänner. Wer aber mehr und Schwereres vom anderen leidet, der Lehrer vom Knaben oder umgekehrt, wer von beiden mehr Tyrann, mehr Quälgeist ist, und wer von beiden es ist, der dem anderen Teile seiner Seele und seines Lebens verdirbt und schändet, das kann man nicht untersuchen, ohne bitter zu werden.“

Mir war in dieser Artikulationslehre, als ob ich meinen Charakter verändern müsste und ich habe diese Hürde - bei meinem noch nicht einmal honoratiorenschwäbischen, sondern eher handwerkerschwäbischen Familienhintergrund - schließlich und mit einem anständigen Rest proletarischen Selbstbewusstseins

nur genommen, weil ich – auf Zureden meiner Mutter, die Frau Schmid, eine ihr aus der Kirchengemeinde vertraute Sängerin befragt hatte – nun meinerseits und zusätzlich bei Frau Mönch, einer Stuttgarter Sprechlehrerin, die in der Nähe des Bismarckturms und des Hauses von Theodor Heuss wohnte und auch Schauspieler und professionelle Sprecher ausbildete, Privatunterricht genommen und zungenbrecherische Sprechübungen absolviert hatte.

Während ich im ersten Semester noch ganz erleichtert, den Breitbandstress der Abiturprüfung hinter mir zu haben, mich auf die erneute Paukerei zu den selbst gewählten Themen der Hörgeldprüfung bereitwillig eingelassen hatte, kamen mir im vierten Semester schon wieder Zweifel am Memorieren von Fakten, die man sich nur kurzfristig einprägen kann, um sie alsbald wieder zu vergessen. Zum letzten Mal – und ohne die Aussicht, erneut mit einer Exkursion zu einer Ausgrabungsstätte belohnt zu werden – hatte ich mich auf eine Prüfung bei Joseph Vogt eingelassen. Ich schrieb Hans-Georg nach London: „Wieder einmal hat sich Vogt durch Abfragerei, statt durch Fragen zum Verständnis des politischen Wandels unter Augustus hervorgetan: An welchem Ort starb Trajan, und wann starb Drusus? Nenne die Legionslager am Rhein! Das wusste ich noch. Doch dann ließ er noch eine lateinische Inschrift interpretieren, die fast nur aus Abkürzungen bestand. Da hörte dann auch bei mir die humanistische Gemütlichkeit auf. Ich bekam die erforderliche Note, aber jetzt weiß ich: Römische Geschichte à la Vogt ist nicht mein Ding. Das Entziffern solcher Inschriften wurde in der Vorlesung nicht behandelt. Wo sollte ich gelernt haben, mehr als SPQR[16] zu entziffern? Wir hatten doch keine Übung in der Lektüre römischer Grabsteine. Das hätte nur Spaß gemacht, wenn wir nach Köln ins Museum gefahren wären oder gar am Limes – und sei es übungshalber in einem archäologischen Geländespiel - einen solchen Stein ausgebuddelt hätten.“

Doch es gab andere Übungen, bei denen sich selbständig einiges entdecken ließ. Dr. Manfred Metzger, mein früherer Englisch-Lehrer am Ebelu, bot einen Lektürekurs an zu „Look Homeward, Angel“ von Thomas Wolfe. Wahrscheinlich hat Wolfe, der zur Olympiade nach Berlin gekommen war, zur aufwühlenden Lektüre von Metzgers Studentenzeit gehört. Durch eine rasche Übersetzung war Wolfe in den 30er Jahren in Deutschland bekannter als in den USA.

Metzger redete nicht über seine frühen Erfahrungen mit Wolfe; er hielt sich an den Text, aber meine Untersuchung der romantischen Elemente in diesem Roman sprach ihn so sehr an, dass er mich bat, am Ende des Semesters, als er die Teilnehmer seiner Übung zu Wein und Butterbrezeln einlud, aus dieser Arbeit vorzulesen. Ich habe sie jetzt wieder gelesen und fand sie gar nicht sonderlich gelungen und wunderte mich ein wenig über die Auszeichnung, die sie erfahren hatte. Hederers Romantik-Vorlesung in München war mir zustatten gekommen, und ich bot einiges Fachliche zum Einfluss von Colridge und Wordsworth. Die einzig anrührenden Sätze waren nicht mit englischen Zitaten gespickt, sondern verrieten einiges über mein Verständnis der Annäherung des Dichters an seine Umwelt:

„So realistisch die einzelnen Szenen in Wolfes Roman auch gestaltet sind, so ist er doch in seiner gesamten Anlage romantisch zu nennen, ja könnte kaum romantischer gedacht werden. Es ist eine Selbstdarstellung des Autors, und das Romantische an diesem Roman ist, dass von diesem Ich aus die gesamte Umwelt

---

[16] Den Nichtlateinern sei’s verraten: Senatus Populusque Romanus, das heißt “Senat und Volk von Rom“.

gestaltet und gedeutet wird. Eugen tritt nicht in eine bereits einigermaßen fest gefügte Welt, um in ihr ein bestimmtes Plätzchen einzunehmen. Er versteht sich als Zentrum dieser Welt, die sich nur um ihn dreht. Von seiner Person aus erfährt die Welt ihre Bestimmung; dem Autor verdankt sie ihr Sein. So heißt es auf Seite 509[17]: „Die Stadt existierte nicht einfach; sie verdankte ihre Bedeutung seiner Wahrnehmung, ja er wunderte sich, dass diese Stadt überhaupt gelebt hatte, bevor er in ihr auftauchte und dass sie leben könnte, nachdem er sie verlassen hätte."

Das gilt auch für die Natur. In ihr drücken sich seine Gefühle und seine Stimmungen aus. Selbst die Mitmenschen haben ihren Wert nur als Varianten seines eigenen Seelenlebens. Wolfe liebt nur einen Menschen, sich selbst, und wenn er jemand anderes zu lieben meint, dann liebt er an diesem Anderen nur das mit ihm Verwandte. In dem Roman wird niemand charakterisiert, ohne dass es zu verletzenden Bemerkungen kommt. Er findet für die Schwächen anderer nie ein liebendes Verzeihen. Gutmütigen Humor kennt er nicht. Seine enorme Subjektivität führt zu einer kalten Objektivität.

Diese Ichbezogenheit ist aber nicht materialistisch, sondern romantisch. Als solche entzieht sie sich den normalen ethischen Maßstäben, die im Miteinander der Menschen gegründet sind. Wolfe ist allein und er muss es auch sein.

Als Einzelgänger sucht er nicht den persönlichen Vorteil, sondern die romantische Erkenntnis der Welt. Das sinnlich erfassbare Nebeneinander ist für ihn nicht die ganze Wahrheit. Er strebt nach der universalen Schau. Das anmaßende Selbstgefühl wird zum Sendungsbewusstsein: Er will das noch unausgesprochene Wort über die gesamte Lebenserfahrung aussprechen und dadurch sich und die Menschheit erlösen: „Etwas in mir drängt danach, den Ring zu sprengen. Ich spüre es ständig, aber es will nicht gelingen. Es ist mir noch nicht gelungen. Oh Gott, wenn es mir nur gelingen würde!"(S. 461)

Doch dieses erlösende Wort kann er nicht draußen finden, sondern nur in sich. „In dieser Stadt meines Ichs, auf diesem Kontinent meiner Seele, werde ich die vergessene Sprache entdecken, die verlorene Welt und die Tür, durch die ich dann eintreten kann." (S. 625)

Das Besondere an Wolfe ist nun aber, dass er nicht vor der Welt flieht – wie die deutsche Romantik in eine märchenhafte Vergangenheit geflohen ist. Er versenkt sich in seine tatsächliche Umwelt. Er versucht die Welt in sich aufzunehmen und sie sich so zu Eigen zu machen. Und dafür gab es für Wolfe nur einen Weg und ein Mittel: Schreiben, Schreiben und noch mal Schreiben.

Das Schreiben war das ihm verliehene Werkzeug, um die Gestalten des Lebens in Sinnbildern zu begreifen. Für seine Umwelterfahrungen eine umfassende Formel, mit Eichendorff könnte man sagen, das Zauberwort zu finden, wurde bei ihm zur Besessenheit: Er musste schreiben und schreiben – endlos.

Er meinte, wenn er viel schreibe und so die Welt in sich hinein fresse – und dieser Riese von Mann war auch ein Fresssack bei seinen Mahlzeiten – dann würde, ja dann könnte Quantität in Qualität umschlagen. Doch Wolfe ahnte auch die Gefahren solchen exzessiven Schreibens. Im Vorwort zu „Look Homeward, Angel" schreibt er, und man könnte dieses Vorwort auch als selbstkritisches Nachwort deuten: „Dichten ist mehr als Faktenhuberei. Der Dichter wählt die Fakten aus und gibt ihnen gerade dadurch ihren Sinn."

---

[17] Thomas Wolfe: Look Homward, Angel. A Story of the Buried Life, New York: Grosset & Dunlap, 1957

Das Fatale an Wolfes Vorgehensweise war jedoch, dass er die – noch unverstandenen – Fakten durch sein Schreiben zu verstehen suchte. Dieses endlose Streben findet seinen Ausdruck in der weitgehenden Formlosigkeit seines gesamten Werks, in dem „Look Homeward, Angel" den einzigen einigermaßen abgeschlossenen Roman darstellt. Doch sein Schreibimpuls lebte von der Vorstellung, dass es wie durch ein Wunder und als Frucht des weniger fleißigen als verbissenen Schreibens gelingen könnte, zu einem Ziel zu gelangen. Der Schlüssel zu seinem Vorgehen ist der Satz: „Ich glaube, dass Schiffe letzten Endes ihre Häfen finden. (For I believe in harbors at the end." (S. 624)

Dieses Symposium mit halbtrockenem Trollinger war ein würdiges Ende dieses Wintersemesters und es ermutigte mich auch, zuversichtlich an die Reise nach London und das dortige Studium zu denken. Wie die Reise vonstatten gehen sollte, wo ich in London unterkommen und an welchem College ich studieren sollte, war jedoch noch nicht geklärt. Doch ich war optimistisch und ließ mich darum auch noch auf ein Abenteuer ein, für das eigentlich keine Notwendigkeit bestanden hatte und das – aus meiner Sicht – nur noch ein Nachtrag zu dem Vorsatz des zweiten Semesters war, mehr Standfestigkeit zu gewinnen und auch im Alltag Risiken nicht zu scheuen. Von diesem Abenteuer gibt es eine Eigenreportage, die wahrscheinlich entstanden ist, weil ich meinte, zum Ende des Wintersemesters mir auch mal eine schriftstellerische Extravaganz à la Hemingway leisten zu können. Ich hatte ja den Plan, Schriftsteller zu werden, nicht aufgegeben – und ich wollte mal sehen, wie es sich liest, wenn ich etwas Spannendes zu schreiben versuche.

Deutsche Hochschulmeisterschaft im Boxen (31. Januar 1958)

Ich trainiere am Sandsack. Die linke Gerade muss ich noch einschießen. Doch dieser Ledersack gibt nur ein bisschen nach und wackelt lahm aus der Ruhelage. Mit der letzten Puste schlage ich noch eine Serie von linken und rechten Geraden. Dann liegt die sechste Runde hinter mir. Der schwarze, innen flauschige Trainingsanzug pappt an den Gliedern.

„Theo, was trainierst du noch? Die Kämpfe sind doch schon morgen." Also vorverlegt. Das habe ich nicht erwartet. Ein Glück, dass ich mit dem „Austrocknen" schon begonnen habe. Seit zwei Tagen gab es keinen Frühstückskaffee.

Um 4 Uhr holt mich der Wecker aus dem unruhigen Schlaf. Das Frühstück, eine grüne Banane, die ich mit dem Messer schäle, eine Hand voll Haselnüsse, zwei Scheiben Vollkornbrot und ein paar Löffel Quark mit Honig.

Der Koffer ist schon gepackt, doch ich überprüfe noch einmal den Inhalt: Orangen, Mundschutz und Bandagen, die Agfa Silette mit Blitzlicht. Ja und auch hier, Thackeray „Vanity Fair" und Sueton „Römische Heldenleben". Ich kann doch nicht zwei Semestertage für ein paar Minuten Boxkampf drauf gehen lassen.

Ich radle zum Bahnhof. Der Dynamo schleift auf dem Reifen. Im Nebel wird mich keiner sehen. Mit einer Hand lenke ich, mit dem anderen stabilisiere ich den Koffer auf dem Gepäckständer.

Im Abteil setze ich mich etwas abseits, blättere in „Vanity Fair", beobachte aber dabei meine drei Begleiter. Kaum haben sie ein paar Worte gewechselt, da bauen sie schon einen Tisch aus zwei Koffern und beginnen Skat zu spielen.

Ihlein, unser Betreuer, gewinnt meistens. Ein alt-erfahrener Boxer, vor sechs Jahren noch deutscher Meister im Mittelgewicht. Inzwischen hat er geheiratet und ist in die Breite gegangen. Gutmütige Augen schauen aus dem pausbäckigen Gesicht. Nur der eingedellte Nasenrücken und zwei Narben in den Augenbrauen erinnern an die harte Vergangenheit. Weich und versöhnlich klingt seine Stimme, wenn er seine Stiche einstreicht und sich danach mit der schwammigen Hand, an der er einen goldenen Ring mit einem breitflächigen, dunkelblauen Stein trägt, durch das schwarze, krause Haar fährt.

Umso kräftiger kommentiert Dahms, der Schwergewichtler, sein Spiel. Er wirft mit den abgedroschensten Kraftausdrücken der Skatsprache so lärmselig um sich, als ob sie ihm eben erst eingefallen wären. Die Karten klopft er mit solcher Wucht, dass der provisorische Tisch mehrmals Ihlein zukippt, der ihn aber sogleich gut gelaunt wieder aufrichtet. Macht Dahms dann auch mal einen Stich, dann strahlt der Triumph über sein ganzes breites, fleischiges Gesicht. Wegen einer beginnenden Glatze hat er seine Haare nach vorne gekämmt. Einer, der nicht weiß, dass man um Jura zu studieren, doch immerhin das Abitur gemacht haben muss, könnte bei dieser Physiognomie annehmen, dass unser Dahms sich als Schauspieler für „Dick und Doof" in einer Person bewerben könnte.

Am wenigsten spricht Fezer, der Mittelgewichtler. Seine dünnen Lippen bleiben geschlossen. Angespannt verfolgt er das Spiel. Über seinem scharf geschnittenen, etwas eingesunkenen Gesicht liegt ein leicht gekränkter Zug.

Zu ihm fühle ich den größten Abstand, ohne dass ich meinen Widerwillen begründen könnte.

Um 9.30 Uhr kommen wir in Karlsruhe an. Die Straßenbahn bringt uns zum Hochschulstadion. Ich bekommen keinen Sitzplatz und muss immer wieder in die Knie gehen, um etwas von der Stadt zu sehen, war dies doch einer der Gründe, mich für die Hochschulmeisterschaft zu melden. Ein ungastlicher Nebel verschleiert die Sicht. Wahrscheinlich ist Karlsruhe eine normale Großstadt. Ein Museum werde ich nicht besuchen können. An den Kaufhäusern hängen die knallbunten Reklamefahnen des Winterschlussverkaufs und in den platt getrampelten Anlagen wirken die kahlen Kastanienbäume doppelt trostlos.

Zuerst das Wiegen. Ich bringe – dank des Austrocknens – problemlos das Federgewicht. Dann werden die ersten Kämpfe ausgelost. Nur Fezer muss schon am Nachmittag boxen.

Vor dem Kampf wird er zusehends nervöser. Ihlein beruhigt seine Magennerven mit einem Massageapparat.

In den ersten Ausscheidungskämpfen gibt es nur k.o.-Niederlagen. Einem Marburger Studenten läuft das Blut in den dunkelblonden Vollbart. Im Allgemeinen wird unbeholfen und auch unsauber gekämpft. Manche kraulen wild und stur vor sich hin und Innenhandschläge klatschen durch die fast leere und ziemlich kalte Halle.

Fezer gewinnt. Sein Gegner gibt nach der zweiten Runde auf. Zurück in die Quartiere. Ich muss schlafen. Ich liege oben in dem zweistockigen Bett, liege auf dem Rücken, blicke zur Decke, schließe die Augen. Drückende Hitze umschwelt mich. Die Kampfszenen von eben durchschießen mein Gehirn – ins Groteske gesteigert. Rückwärts, sich zweimal überschlagend kippt einer, von dessen Stirnlocken das Blut tropft, über die Seile, fällt in den klaffenden Abgrund des Zuschauerraums. Zwei schwellende Muskelberge sind in einander verklammert.

Der eine klemmt den Schädel des anderen unter seinen Arm und drischt in dessen als rote Wunde klaffendes Gesicht. Immer wechseln die Bilder. Sie überstürzen sich. Meine Stirn ist heiß.

Ich öffne die Augen und blicke auf die Uhr. Dahms kommt mit dem Kampfprogramm des Abends. Noch 2 ½ Stunden. Dann bin ich dran. Ich habe den ersten Kampf nach der Pause.

In den Kabinen nebenan wird vom Boxen gesprochen, nur vom Boxen. Alte Namen fallen: Max Schmeling, Joe Louis, „Sugar" Ray Robinson, aber auch viele, mir unbekannte. Ich höre Ihleins warme Stimme. Er berichtet von seinen Kämpfen wie von launigen Kegelpartien. Dahms macht dumme Sprüche. Er gibt sich munter und kregel, klopft sich hörbar auf seinen mit Gulasch gefüllten Bauch. Mit einem „lausigen Bierchen" habe er alles hinabgeschwenkt. Ich halte geflissentlich Diät: Quark, Vollkornbrot, eine Orange.

Wieder schließe ich die Augen. Wieder überschlagen sich die Bilder. Allzu simple Lösungen schießen mir durch den Kopf. Vielleicht tritt mein Gegner nicht an. Oder gleich ein k.o.-Sieg. Rechter Haken zum Körper. Aus. Doch der Andere könnte jetzt dasselbe denken. Nein, jetzt, hier, gilt es zu gewinnen. Halte deine Gedanken im Zaum! Diese Zerreißprobe ist der Test. Darum bist du nach Karlsruhe gefahren. Nicht siegen, nur nicht versagen! Sich in den k.o. – Sieg hineinphantasieren; das ist schon Versagen. Und du darfst dem richtigen Kampf – auch in Gedanken – nicht ausweichen und du darfst nicht aufgeben!

Diese Zeit auf der Pritsche, das Schließen der Augen, das ist das Schlimmste. Am Abend ist man dann in das Ritual der Kampfvorbereitungen eingespannt. Kein Spekulieren, kein Phantasieren. Präzise wickle ich die Bandagen um die Knöchel. Rasch gehe ich durch die Reihen der Zuschauer und klettere in den von 4 Scheinwerfern erleuchteten Ring.

Ich will jetzt auch nicht viel vom Kampf berichten. Der Gong ertönt, und was nun folgt ist kaum mehr als eine Abfolge von Reflexen. Das Auge erfasst den Angriff des Gegners und automatisch erfolgt die Abwehrreaktion. Die Präzision der Reflexe entscheidet über Sieg oder Niederlage.

Das gilt im Defensivkampf, und auf diesen hatte ich mich eingestellt. Zwei Runden lang. Der gedrungene Karlsruher ist mir technisch weit überlegen. Vorwärtsstürmen hieße in einen knock-out-Schlag hineinlaufen. So sind meine Angriffe mit der linken Geraden, die ich ihm entschieden ins Gesicht zu stoßen versuche, nur taktische Manöver im strategischen Rückzug.

Ich muss viel einstecken. Die Nasenwurzel ist die offene Stelle in meiner Deckung, die kein instinktiv hoch zuckender Handschuh schützt. Durch Konzentration auf diesen Punkt will ich die Lücke schließen. Die Folge: Ein rechter Haken kracht gegen meine linke Schläfe. Kritischer Augenblick. Bin nahezu wehrlos. Nur mit Mühe kann ich noch beide Fäuste vors Gesicht halten. Die Beine sind steif und schwer. All dies stelle ich klar fest, kann mich aber nicht von der Stelle rühren. Der Ringrichter schaut auf meine Augen und beginnt vorsichtshalber zu zählen. Bei Acht habe ich mich wieder in der Gewalt. Mein Gegner stürzt aus der neutralen Ecke, wo er sich während des Zählens aufhalten musste, und greift wild an. Von unten Gebrüll. „Angreifen! Der kann nichts!" gellt eine Stimme aus den Bänken der Karlsruher. Mein Gegner sucht den Knockout zu erzwingen und schlägt weit hergeholte Schwinger. Abgefangen. Hart kommt meine kurze Gerade dagegen. Aber noch zwei schwere Brocken muss ich einstecken. Ich bin

wackelig, aber ... Durchhalten! Zurückschlagen! Kommt nicht endlich der Gong?

Ich wollte so ruhig, so nüchtern berichten. Doch nun bin ich wieder ganz in das Kampfgeschehen hinein gerissen worden. Dabei faszinieren mich die Kämpfe anderer nicht sonderlich. Mir graut vor wildem Schlagabtausch. Den Krakeelern würde ich gerne mal Handschuhe anziehen und mit dem Mundschutz das Maul stopfen. Die Begeisterung für Blut und krachende Haken würde ihnen vergehen, wenn sie durch die Seile steigen müssten.

Noch ist eine Runde zu bestehen. Ihlein wischt mir in der Ecke das Gesicht mit einem nassen Handtuch ab und verreibt eine Flüssigkeit auf meiner Stirn und dem Nasenansatz. Riecht wie Kölnisch Wasser, brennt in der leicht gesprungenen Haut.

Doch ich bin noch frisch. Täglich zehn Runden lang auf den Sandsack gedroschen, jetzt macht sich's bemerkbar. Ich will die reagierende Defensive abschütteln, es jedenfalls mal versuchen. „Wille und Kampfnerv sollen die letzte Runde bestimmen." Klingt wie aus dem Lehrbuch; ist aber was Autosuggestives. Doch einen Sieg traue ich mir eigentlich nicht zu. Doch ein Wunder bahnt sich an. Schon nach meinen ersten Schlagserien in Sandsackmanier geht meinem Gegner die Luft aus. Ich treibe ihn durch den Ring, ohne ihn allerdings entscheidend treffen zu können. Er muss bis Acht zu Boden. Der Schreier von vorhin ist verstummt. Dafür brüllen nun die Mainzer aus unserer Nachbarkabine. „Angreifen! Angreifen!" Komisch, mir liegt immer noch nichts am Sieg. Als gleich darauf der Gong ertönt, bin ich heilfroh.

Die Entscheidung der Punktrichter dauert etwas länger als gewöhnlich. Ohne Bitterkeit gratuliere ich dem Karlsruher. Wir werden noch gemeinsam fotografiert. Es ist das einzige Mal während des ganzen Wettkampfs, dass dies geschieht. Es sei der sauberste und fairste Kampf des Abends gewesen. Und nun doch erschöpft steige ich die Stufen des Rings hinab, werde mit Anerkennung überschüttet. Beleibte Herren in grauen Wollmänteln klopfen auf meine Schultern, während ich die Bandagen von den Händen wickle. So sehr mich das Lob freut, ich lächle in mich hinein: Wenn ihr wüsstet, für wen ich geboxt habe!

Danach hektische Ausgelassenheit in der Kabine. Wir sind noch einmal davongekommen! Fezer schüttelt sich vor Lachen. „Ich flirte mit der Einlasserin, der mit dem gelben Pullover. Da schwillt der Lärm in der Halle an. Gellen, Pfeifen, Lachen. Ich fahre herum und ..." Er presst, um seinen Lachkrampf zu bezwingen, das Kopfkissen vors Gesicht. „Ich sehe bloß noch einen Mann im Ring. Dieser Akropolis, dieser Grieche, hopft allein herum!" Und nun hemmungslos lachend wälzt er sich auf der Matratze. Ihlein schiebt seinen Wurstwecken zur Seite. „Der Dahms, der rutscht doch durch die Seile und kippt steif wie ein Brett über den Rand." Und ich ergänze von oben über mein Stockbett gebeugt: „Der Ringarzt sitzt direkt darunter, schnellt hoch und fängt ihn auf." Ihlein lacht munter: „Da ist er an den Richtigen gekommen." Dahms guckt sauertöpfisch aus dem Trikot, während Fezer schon gar keinen Laut mehr herausbringt. Nur sein hagerer Körper schnellt noch krampfhaft hoch und klappt dann wieder zusammen. „Ich patsch dem Dahms bloß noch das Handtuch ins Gesicht und ruf: Mach, dass du wieder rein kommst!" „Der Ringrichter hat richtig nach ihm ausgespäht, und mir kam das Sieben und Acht schon merklich gedehnter vor. So schnell habe ich den Walter noch nie hoch spritzen sehen. Wie der zurück durch die Seile flutschte", vollende ich Ihlein. Und dann unser närrisches, albernes,

erleichtertes, schließlich aufatmendes Lachen. Auch Walters Bass dröhnte nun mit. Wir haben es hinter uns!

Zurück in Stuttgart, bei der Familie wird's weniger lustig. Meine rote Stirn, die angeschwollene Nase. Meine Mutter ist entrüstet. Boxen sei kein Sport, das sei Prostitution. „Es ist abscheulich, auf dem Körper eines anderen einzudreschen oder auch auf seinen eigenen Körper einschlagen zu lassen." Und sie betont immer wieder „Körper".

5. Kapitel:

Englandreise
oder
Wie man Freunde gewinnt und wieder aus den Augen verliert

„Ja mach nur einen Plan…“

Bei aller Freiheit in der Wahl der Lehrveranstaltungen war ich in den ersten vier Semestern doch immer darauf angewiesen gewesen, am Ende jedes Semesters zu einigen wenigen Vorlesungen oder Seminaren die schriftlichen oder mündlichen Prüfungen zu absolvieren, die zum Erlass des Hörgeldes und zur Förderung meines Studiums durch die Stadt Stuttgart berechtigten. Das fand ich akzeptabel. Da mich die zu memorierenden Stoffe interessierten und mir daneben noch ausreichend Zeit blieb für selbständige Lektüre und allerlei Bildungsveranstaltungen, Ausflüge und sportliches Allotria, fühlte ich mich als Student an den Universitäten von Tübingen und München wohl. Ich hatte den Eindruck, dass ich Wichtiges lernte und dass es noch viel zu untersuchen gab.

Im Sommersemester 1958 wollte ich nun in London studieren. Ich stand vor einer neuen Situation. Angenehm war: Ich musste keine Leistungszeugnisse nach Hause bringen. Die Immatrikulationsbescheinigung und ein Studienbericht würden genügen. Meine einzige Aufgabe bestand darin, vor Ort die Kenntnisse der englischen Sprache und Literatur so zu verbessern, dass ich letztlich das Staatsexamen in diesem Nebenfach bestehen würde und mir Schüler beim Erlernen des Englischen anvertraut werden konnten. Von diesem Ziel war ich allerdings noch sehr weit entfernt, und es gab niemand, der mich an die Hand nehmen und mir sagen würde, wie ich vorgehen sollte. Ich war ahnungslos, aber - wie ich mir einbildete – auch für alle Erfahrungen offen und nur gespannt, wie es mir ergehen würde, wenn ich Engländer im Alltag und an der Universität verstehen müsste und mit ihnen sprechen würde.

Es gab also für das geplante einsemestrige Studium in London – im akademischen Sinne - kein fest umrissenes Programm, jedenfalls keinen Studienplan. Unter der Voraussetzung, dass es mir überhaupt gelingen würde, mich an einem College der Universität London zu immatrikulieren, musste ich keine bestimmten Kurse absolvieren. Die für das Staatsexamen erforderlichen Seminarscheine wollte ich nach meiner Rückkehr an einer deutschen Universität erwerben – oder aber zu einem späteren Zeitpunkt an eine englische Universität zurückkehren, um dort regelrecht wie ein englischer Student zu studieren. Im Sommer 1958 wäre ich gar nicht in der Lage gewesen, in meinen Studienfächern fachbezogene Texte zu schreiben. Das hierzu erforderliche Englisch musste ich erst einmal lernen. Wieweit mir dies in wenigen Sommermonaten gelingen würde, war mir nicht klar. Frei vom Druck irgendwelcher Leistungsnachweise galt es, bei allen sich bietenden Gelegenheiten an der Universität und bei möglichst vielen Begegnungen und kulturellen Veranstaltungen die Landessprache zu hören und immer besser sprechen und schreiben zu lernen. Ich war sehr neugierig auf all die mir jetzt noch unbekannten Menschen, denen ich begegnen würde. Und ich hatte eigentlich nur ein Programm: Triff englisch sprechende Menschen und lass Dir von Ihnen erzählen, was auch immer sie Dir mitteilen wollen!

Mein Handicap beim bevorstehenden Englandabenteuer war: Die schriftliche Bewerbung um einen Studienplatz am Queen Mary College, wo mein Schulkamerad Hans-Georg Meja im Department für Englische Literatur studierte, war

abschlägig beschieden worden. Da hatte auch die Formulierungshilfe Irene Kellers, die meine erheblichen sprachlichen Schwächen zu kaschieren wusste, nicht geholfen. Und doch hoffte ich, im persönlichen Gespräch respektive Gestammel in London mehr erreichen zu können als auf schriftlichem Wege. Hans-Georg hatte mich dazu ermutigt. Bei etwas gutem Willen müsse eine Immatrikulation möglich sein. Das nicht gerade hoch renommierte Queen Mary College im Londoner East End, einem traditionell proletarischen Stadtteil, war nicht überlaufen, und ich benötigte eigentlich nicht mehr als einen Stempel im Studienbuch.

Falls ich beim persönlichen Antrittsbesuch scheitern sollte, blieb mir immer noch offen, unverrichteter Dinge wieder nach Hause zu fahren und schon im Sommersemester in Tübingen weiter zu studieren, was eigentlich erst im Wintersemester 1958/59 vorgesehen war. Dass ich dieses Sprachlernsemester in London absolvieren wollte, lag zum einen am hilfreichen Kontakt zu Hans-Georg Meja und zum anderen an den kulturellen Angeboten dieser Weltstadt. Die Londoner Theater und Museen lockten mich mehr als alles andere. Der Schulfreund würde mich an Victoria Station abholen, und ich würde ein Quartier finden im Studentenheim der britischen Dependance des Deutschen Vereins Christlicher Junger Männer.

Die Überfahrt

In der Nacht vom 19. auf den 20. März 1958, also von Freitag auf Samstag, ging ich auf große Fahrt. Die ganze Familie begleitete mich zum Stuttgarter Bahnhof. Ich hatte den Matchsack umgehängt. Der Vater verfrachtete den großen Koffer ins Gepäcknetz, die Mutter weinte, die Brüder winkten. Ich schob das Fenster nach oben, setzte mich erleichtert. Sich jetzt noch gegen die Reise zu sträuben, wäre sinnlos gewesen. Die Kraft des in die Nacht stürmenden Zuges riss mich fort.

Bei der wilden Erregung meiner Lebensgeister kam ich wie von selbst mit einer gegenüber sitzenden jungen Frau ins Gespräch. Eine Südafrikanerin, wohl eine richtige Weltenbummlerin. Mein Schulenglisch war holprig und steif. Sie zeigte mir kurzerhand ihren Pass. Commonwealth. Ein Visum nach dem anderen und die Stempel der Zollstationen. Ich war beeindruckt. So viel Erfahrung! Dagegen mein Pass, jungfräulich, grasgrün.

Zuletzt war Lou Ann Segal[18] mit Freunden im Camping Bus durch Spanien, Frankreich und Deutschland gereist. Ob man einem Menschen nach einer solchen Tour – von außen – die Abenteuer ansieht? Laut Pass war sie so alt wie ich, doch sie kam mir erwachsener vor. Keine Studentin. Hatte sie in Südafrika einen bürgerlichen Beruf? Ich fragte nicht. Jetzt war sie eben unterwegs. Ein paar Ersparnisse? Einkünfte über Gelegenheitsjobs?

Und wie sah sie aus? Braune Naturlocken, ein sonnengebräuntes, ebenmäßiges, man konnte schon sagen sehr hübsches Gesicht. Ein voller, großer Mund und kühn geschwungene Augenbrauen. Alles natürlich, nicht zurechtgemacht.

Dass es im Englischen in der Anrede nur das Du gibt, war mir angenehm. Dass ich mich am Verspeisen ihrer Schokoladentafel beteiligte, war so selbstverständlich. Help yourself! Greif zu! Ihre Gesten hatten etwas Frisches, Verständiges. Sie passten nicht zu meiner Vorstellung einer mondänen Reisenden, doch solche trifft man auch nicht mit leichtem Gepäck im Zweite-Klasse-Abteil

---

18 Nachname geändert

eines Nachtzuges - mit einem Fährhafen als Ziel. Lou Ann war kein sanftes Pflänzchen. Sie konnte zupacken. Als ich meinen schweren Koffer an die hundert Meter vom Zug durch die Zollhalle zum Schiff schleppen musste, fasste sie mit in den Griff und ihre warme, weiche Hand berührte die meine.

Die Fahrt über den Kanal hatte ich mir aufregender vorgestellt. In meiner Abenteuersucht hatte ich mir einen Sturm gewünscht, Wind und Wellen, wie sie einst die spanische Armada scheitern ließen. So aber fütterten Lou Ann und ich die Möwen mit meinen reichlich vorhandenen Vesperbroten. Kreischend erhaschten sie unsere Brocken meist noch im Flug. Wir riefen uns bei den Vornamen, als ob wir uns schon als Kinder gekannt hätten.

Und dann tauchten die Kreidefelsen von Dover auf. Mich überkamen historische Gefühle. War hier Caesar mit seinen Legionen gelandet oder hatte er eine sanftere Strandpartie bevorzugt? Wie auch immer, hier musste ich mich fotografieren lassen und natürlich mit meiner neuen Reisebekanntschaft. Kalt blinkte die Sonne auf den Wellen und immer breiter und höher stiegen die Kreideklippen auf. Ich war in gehobener Stimmung. Doch Lou Ann, die ihren Mantel in der überheizten Cafeteria der Fähre gelassen hatte, schien zu frieren. Ich drückte sie eng an mich und freute mich, ihre bisherigen Freundlichkeiten so erwidern zu können. Ein Rekrut, der seinen ersten Heimaturlaub antrat, fotografierte uns und seinen Kameraden. Zu dritt wirkte das Foto – trotz der Umarmung – nicht ganz so intim.

Bevor wir Victoria Station erreichten, tauschten Lou Ann und ich unsere Telefonnummern aus. Und nun müsste ich eigentlich zunächst einmal berichten, welchen Eindruck London auf mich machte, als Hans-Georg an den nächsten Tagen mit mir einige der obligatorischen Sehenswürdigkeiten besuchte: den Buckingham Palace, die Houses of Parliament mit Big Ben, White Hall, Downing Street No 10 und Westminster Abbey. Wir fuhren zum Trafalgar Square, standen vor der Nelson-Säule, bummelten durch Soho und verfolgten den Wechsel der bunten Lichtreklamen am Picadilly Circus. Am folgenden Tag, einem Sonntag, besuchte ich schon allein einen Gottesdienst in Westminster Chapel und konnte zu meiner Genugtuung der Predigt folgen. So ein Pfarrer spricht eben langsam und deutlich, und der Text, den er auslegte, war mir bekannt.

Ich fand mich im Londoner Stadtplan, mit den U-Bahnen und den Bussen schnell zurecht, doch unheimlich war mir, dass diese Londoner, von denen ich außer Hans-Georg keinen kannte, an mir nur so vorübergingen. In Stuttgart oder selbst im kleinen Tübingen war es kaum anders, aber hier in London fiel es mir auf. Mein einziger echter Anhaltspunkt war allein Lou Anns Berührung meiner Hand beim Abschied gewesen. Ich hätte sie in Victoria Station gerne noch einmal in den Arm genommen wie auf dem Schiff, aber das traute ich mich dann nicht. Damals waren das Umarmen und das Berühren der Wange des anderen auch noch nicht üblich. Ich kannte es jedenfalls aus meiner Familie nicht.

Warum war mir diese Berührung ihrer Hand so wichtig? Was ich dabei empfunden hatte, passte so gar nicht zu meinem Selbstverständnis, zu der Vorstellung, dass man im Boxring wie im Leben seinen Mann zu stehen hat. Was mir in London – und beim Gedanken an Lou Ann – in den Sinn kam, war so gar nicht heroisch; es war Andersens Märchen vom Mädchen mit den Schwefelhölzern. Mir war, als ob ich in ihr, in dieser sonnengebräunten, dieser zupackenden Lou Ann, eine kleine Flamme hätte, um mich zu wärmen.

Ich sah sie wieder. Bei meinen Versuchen, einen Studienplatz zu ergattern, musste ich bis nach Ostern warten. Die Dekane waren nicht zu sprechen und ich nutzte die freien Tage, um im British Museum an kostenlosen Führungen und den zugehörigen Vorträgen teilzunehmen. Ziemlich wahllos beteiligte ich mich an allem, was angeboten wurde, ob es der Aufstieg und Fall von Assur, die römische Herrschaft in Britannien oder die Entwicklung der Schrift von den Keilschrifttäfelchen bis zum griechischen Alphabet war. Mir war die Hauptsache, dass klar und deutlich Oxford Englisch gesprochen wurde. Ich konnte den Vorträgen folgen, während ich Dialoge im Kino nicht verstand und mich auch schwer tat, jemand auch nur zu einer Tasse Tee einzuladen.

Tea for Two

Lou Ann war mir mehr als ein Schwefelhölzchen. Sie war noch auf Job-Suche und hatte Zeit. Museumsbesuche waren nicht ihre Sache, aber sie begleitete mich beim Bummel durch große Kaufhäuser und als ich bei Burton Tailoring einen Anzug bestellte. In England kauft man nicht von der Stange. Man sucht den Stoff aus und dann wird man vermessen. Der Verkäufer sagte etwas Anerkennendes zu meinen breiten Schultern und den schmalen Hüften. Na ja, ich war eben durchtrainiert. Lou Ann machte es Spaß, mich zu beraten. Sie stellte mich im Overseas Visitors Club einigen jungen Frauen vor, die im Showbusiness und als Fotomodelle Fuß zu fassen suchten. Ich kapierte nicht so ganz, warum sie mit mir so angab, aber ich ließ es mir gerne gefallen. Sie selbst hatte in London kein ehrgeiziges Ziel. Sie wollte nur etwas Geld verdienen, um weiter durch die Welt vagabundieren zu können. Quartier hatte sie in Earls Court bei einem Zahnarzt gefunden, wie mir schien einem Junggesellen in mittleren Jahren. Ich wusste aber nicht, woher sie ihn kannte und wie sie zu ihm stand.

Lou Ann und ich telefonierten häufig miteinander und fanden in den ersten Tagen unseres Londoner Aufenthalts auch immer wieder Zeit, uns zu treffen, miteinander in den Parks spazieren zu gehen, zu plaudern und Tee zu trinken. Das war für mich schon aufregend genug. Als Student war ich noch nie mit einer Frau ausgegangen und in der Tanzstunde am Gymnasium hatten andere die hübscheren Partnerinnen abgekriegt. Ich war ein Dickerchen gewesen und unmusikalisch und musste meine Ungeschicklichkeit auf der Tanzfläche mit galanten Worten auszugleichen suchen. Damit kommt man durch die Zeiten, aber zum Eroberer wird man nicht. Bei Lou Ann hatte ich das Gefühl, dass ich ihr gefalle und dass sie unter meinem holperigen Englisch nicht litt. Doch sie war im Vergleich zu mir Grünschnabel sicher eine erfahrene Frau, aber ich wusste eigentlich nicht, was dies bedeutet und war in erster Linie darauf bedacht, anständig Konversation zu machen, wie man dies eben so kennt aus den Romanen von Jane Austen und den Schwestern Bronte.

Und das hatte ich auch wieder im Sinn, als Lou Ann mich anrief und mir erzählte, dass sie heute nicht spazieren gehen könne, sondern bügeln müsse, weil sie übermorgen zu arbeiten beginne. Sie müsse für die Weiterreise Geld verdienen. Doch ob ich nicht Lust hätte, vorbeizukommen und ihr Gesellschaft zu leisten. Gerne. Ich dachte an Tee am Nachmittag und kaufte beim Bäcker was Süßes, kleine Kuchen und knusprige Hörnchen und ließ sie auf einen Papierteller packen.

Es war 3 Uhr. Ich fand das von Lou Ann in ihrer verständigen Art genau beschriebene Haus. Es unterschied sich nur durch die Nummer von den anderen

Reihenhäusern. Im Vorgarten ein paar alberne Büsche. Buchsbaum. Die Haustür war angelehnt. Mit dem Türklopfer in die Stille hineinzupochen wagte ich nicht. Ich stieß vorsichtig die Tür auf und stieg die mit einem schon etwas ausgetretenen Sisalteppich belegte Treppe nach oben. Als die Treppe endete, hing an der Stelle, in der sich in Stuttgart eine Glastüre befunden hätte, nur eine schwere grüne Veloursdecke.

Dahinter gedämpfte Musik. Irgendein Schlager. Ich kenne mich da nicht aus. Ich höre das Klicken des Plattenwechslers. Lou Anns Stimme, wie sie die Melodie noch einmal vor sich hin trällert. Die Stimme ist mir lieb. Wenn ich singen könnte, würde ich die Melodie aufgreifen, den Vorhang zur Seite schlagen und sie in den Arm nehmen.

Ich bin ganz ausgelassen vor Freude, sie wiederzusehen, gleite geschwind die Treppe wieder hinab, donnere mit dem Türklopfer, warte auf ihr „Hallo Theo“ und wie sie meinen Namen so halb deutsch, halb afrikanisch – mit einem I statt einem E ausruft. Das klingt mir schon lieb und vertraut.

Ich springe die Stufen hoch, sie hält den Vorhang zur Seite und ich trete ein. Ich wollte sie eigentlich in den Arm nehmen, aber ich halte ja den Pappteller in der Hand, den ich erst loswerden muss. Das Flat überrascht mich. Keine ordentliche Wohnung. Ohne System zerstreute niedrige Sitzmöbel. Auf dem Boden ein weiterer grüner Velboursteppich, der sich den Tritten anschmiegt. Darauf Lou Ann mit nackten Füßen, was mich erstaunt. Aber ich denke nicht viel, ich fühle mich bei ihr wohl und geborgen. Sie hat eine von den knappen sportlichen Hosen an, die sie wohl auf ihrer Tour durch Spanien getragen haben mochte. Darüber einen dieser weiten Männerpullover, dessen Ausschnitt noch viel Platz lässt für Hemd und Krawatte. Doch eine Bluse und einen BH trägt sie nicht. Es ist auch warm in der Wohnung, zumal wenn man bügelt. Lou Ann muss meinen etwas verdutzten Blick bemerkt haben.

„Ich habe meine Wäsche und die Blusen gewaschen. Da bin ich in den Pullover von Frank geschlüpft.“ Dabei legt sie die Hände vor den Busen und streicht sich dann über die weichen, braunen Schultern.

In mir ist alles unentschieden. Das ist so unerwartet. Ich hätte sie schon gerne berührt. Doch bilde ich mir da nicht was ein? Wo ich Absicht sehe, ist das nicht Zufall? Ich blicke auf den grünen Teppich, an den sich diese gebräunten Füße schmiegen, die Zehen mit dem Velours spielen. Tatsächlich hängen an zwei Leinen vor dem Fenster Blusen, seidige Unterröcke, Slips, ein BH und Strümpfe. Über den Teppich sind Zeitungen gebreitet, um Tropfen aufzusaugen.

Aber das stört mich, der ich sonst schon auf Ordnung achte, jetzt wenig. Ich finde alles so kommod, diesen Hauch von Nachlässigkeit, dieses Fehlen schroffer Kanten. Alles ist anschmiegsam und einladend. Der niedrige Tisch, das Chaiselongue mit sanft sich nach hinten neigender Lehne. Ich muss mich jetzt nur noch auf die Polster setzen und abwarten; sie wird zu mir kommen, die Arme um meinen Hals schlingen und wir werden uns küssen. So kennt man es doch aus dem Kino. Aber ist das jetzt der Moment? Du lieber Himmel, ich bin auf nichts vorbereitet, habe noch nie eine Frau geküsst und nun soll ich mich und sie ausziehen. Und dann Sex auf dem Sofa oder auf dem grünen Teppich mit Zeitungsauflage? Das geht mir zu schnell. Ich kenne sie doch kaum und in ein paar Tagen ist sie womöglich über alle Berge.

Also, ich lasse die Gelegenheit vorüber ziehen, trinke Tee, esse Kuchen und treibe Konversation. Sie lässt sich nichts anmerken.

Am nächsten Tag sehen wir uns sogar wieder. Wir hätten noch einen ganzen Tag für uns, bevor sie in einer Espresso-Bar zu arbeiten beginnt. Und mir fällt nichts Besseres ein, als ihr vorzuschlagen, das mir bereits vertraute British Museum zu besuchen. Sie sagt, sie habe sich bereits mit einer Freundin verabredet. Doch wozu das Make up? Sie hat doch die natürliche Frische einer ganz jungen Frau. Ist es die Kriegsbemalung für ein neues Abenteuer, nachdem ich ihre kurzfristigen Erwartungen enttäuscht habe?

Ich hätte Lou Ann noch etwas fragen sollen. Ich hatte am gestrigen Abend, als ich heim zu meiner Schlafstatt im German YMCA kam, am Spiegel eine Notiz gefunden. Ich möge Mrs. Segal anrufen. Als ich es tat, kam Frank, der Zahnarzt, ans Telefon. Ich hatte ihn schon mal gesehen und war erstaunt, dass er mich so unhöflich abfahren ließ. Ich machte mir darauf den Reim, dass der Zettel mit der Bitte um den Anruf schon den ganzen Tag am Spiegel gehangen und ich in der Zwischenzeit Lou Ann beim Bügeln besucht hatte. Ihr Gastgeber wird sich wahrscheinlich unter unserem Tea for Two etwas anderes vorgestellt und Lou Ann anschließend nichts geglaubt haben.

Ich habe noch ein paar Mal versucht, Lou Ann telefonisch zu erreichen. Vergebens. Ihren neuen Arbeitsplatz kannte ich nicht und ich habe auch nie mehr von ihr gehört.

Meine Freunde beim Christlichen Verein Junger Männer

Mein nächster Schritt, in London Freunde zu gewinnen, war nachhaltiger. Auf dem Rückweg von den Führungen und Vorlesungen im British Museum war ich am zentralen Sitz des englischen Christlichen Vereins Junger Männer in der Tottenham Court Road vorbei gekommen. Da ich nachweislich in der Dependance des deutschen YMCA übernachtete, bis ich im Stadtzentrum ein anderes Quartier gefunden haben würde, schien es mir nahe liegend, mich im Central YMCA umzusehen. Ich stellte mich am Eingang als deutscher Gast vor und konnte das große Haus mit dem spitzen Turm besichtigen, die Gymnastikräume und das Schwimmbecken im Tiefgeschoss und die Lounge mit der Theke für Tee, Kaffee und einfache Gerichte und den Lesesaal im Obergeschoss. Das war für mich die richtige Anlaufstelle. Ich entschloss mich sofort, die Mitgliedschaft zu beantragen.

Das habe ich nicht bereut. Ich brauchte mich nur in die Lounge zu setzen und wurde alsbald angesprochen und zum Tee eingeladen. „Have a cup of tea.“ Das Schönste war, dass ich in einen Kreis von Junggesellen geriet, die sich zum Teil seit Jahren nach der Arbeit hier trafen, um miteinander zu plaudern, fernzusehen, im Lesesaal Zeitung zu lesen oder auch sonstige kulturelle Angebote – darunter auch Bibelarbeiten – wahrzunehmen. Mein erster und bleibender Kontakt war Ernest Peach. Er war ein schlanker, gut aussehender, aber eben nicht mehr so ganz taufrischer Verkäufer in einem Stoffgeschäft. Mehrere andere waren Briefträger, Arthur, der älteste, schon weißhaarig und fast 60. Einer der Jüngsten war Keith Clark. Er arbeitete in einem Zeitungsverlag und war der einzige, bei dem ich noch so etwas wie Aufstiegsorientierung verspürte. Er sprach etwas deutsch und ließ sich von mir bei deutschsprachiger Korrespondenz – und handle es sich auch nur um Geburtstagsgrüße – helfen. Er lud mich zu Pfadfinderveranstaltungen in andere Stadtteile ein und erklärte mir die Regeln des Kricketspiels. Alle lebten höchst bescheiden, hatten sehr viel freie Zeit und freuten sich, in mir einen neuen Gesprächspartner zu finden. Wir verbrachten ganze Sonntage zu-

sammen. Auf meinen Vorschlag besuchten wir Kew Gardens, den Botanischen Garten Londons. Die hohen Gewächshäuser mit Palmen und Lianen, das japanische Gartenhaus. Das war ein richtiger Tagesausflug, wie meine neuen Freunde ihn seit langem nicht mehr gemacht hatten. Wir gingen auch zusammen in die Kirche von St. Martin in the Fields und hatten anschließend zum Lunch Yorkshire Pudding, worunter man sich aber – und auch dies war für mich neu – nichts einem deutschen Vanille- oder Schokoladenpudding Vergleichbares vorstellen darf, sondern ein Fleischgericht in einer Backform mit Teigdeckel.

Ich fühlte mich wohl unter diesen Männern. Ich war kein eifriger Kirchgänger, aber ich wusste die rhetorischen Fähigkeiten der Prediger zu schätzen und für einen Anglisten hatten sie den Vorzug, dass sie langsam, klar und deutlich und eben Oxford English und nicht Londoner Cockney sprachen, was bei den Briefträgern schon eher die Regel war.

Der liebste war mir Ernest Peach, der Inbegriff eines fast bedürfnislosen, freundlichen, hilfsbereiten Menschen. Er schien mit seinem Leben rundum zufrieden, obwohl es beinahe ereignislos war. Als wir uns dann schon näher kannten – und er hat mich später auch in Stuttgart besucht – habe ich ihn mal gefragt, ob er sich denn nie gewünscht habe, verheiratet zu sein und Kinder zu haben. Das war jenseits dessen, was er sich zumuten wollte. Ich fragte ihn: Hast Du denn gar keine Ansprüche mehr an das Leben? Er war doch schließlich erst 40 Jahre alt. Seine Antwort ging mir nie mehr aus dem Sinn, gerade weil er die Vergangenheitsform benutzte und auf anschauliche Details verzichtete: „I had my pleasures“, was so viel hieß wie „Ich hatte meine Genüsse.“ Was er im Blick auf Frauen wohl darunter verstanden hat? Das hätte mich schon interessiert, aber es wäre mir peinlich gewesen, hier nachzufragen.

Es war gut, dass ich in London neben meinem Schulkameraden und Studienkollegen Hans-Georg Meja einen solch zuverlässigen und mich emotional stabilisierenden Freundeskreis hatte, denn es kamen nach dem Bügelnachmittag bei Lou Ann schon bald neue Herausforderungen auf mich zu, die mir noch unbekannter waren als die Möglichkeiten beim tea for two unter der Wäscheleine.

Meine erste Begegnung mit einem veritablen Schriftsteller

Um diese wiederzugeben will ich einen Brief zitieren, den ich Irene Keller, der älteren Freundin meiner Mutter, geschrieben habe. Sie war mir beim Formulieren meiner Briefe an das Queen Mary College behilflich gewesen und sie sollte – nach meinem Aufnahmeantrag - auch dem Central YMCA für die Integrität meiner Person mit einem Schreiben bürgen.

London, den 8. April 1958

Liebe Irene,

Deine Osterkarte mit den deutschen Wiesenblumen war mir ein gutes Omen im Blick auf die kommenden Wochen. Zum hiesigen Osterfest hättest Du mir wahrhaftig einen Schneemann mit Karottennase und einem dicken Wollschal schicken können. In Nebel und Schnee habe ich das berühmte Wettrudern zwischen den Universitäten Oxford und Cambridge nur schemenhaft von dem Boot aus erlebt, welches das British Council für die ausländischen Studenten angeheuert hatte.

Noch konnte ich mich nicht immatrikulieren, doch es steht bereits fest, dass diese Englandreise, selbst wenn sie nur kurz sein sollte, sich mir einprägen wird.

Das erste U-Bahn-Ticket zu kaufen, war noch ein Problem, aber inzwischen finde ich mich gut zurecht, kann mit dem Friseur plaudern und mich beim Anmessen eines Anzugs beraten lassen.

Doch wichtiger ist: Ich wechsle in der fremden Umgebung meine Grundhaltung. Lebte ich an den Universitäten Tübingen und München zurückgezogen und war fast schon menschenscheu, muss ich mich hier zur Betriebsnudel entwickeln, deren Kalender sich füllt mit Adressen, Verabredungen und Einladungen. Meine Taschen sind schwer von den Pennymünzen, die ich für meine vielen Telefonate benötige. Hans-Georg Meja, den ich vom Eberhard-Ludwigs-Gymnasium kenne und der hier am Queen Mary College Anglistik studiert, ist das Musterexemplar eines Extrovertierten, der überallhin Kontakte aufbaut und pflegt. Er ist augenblicklich mein Vorbild.

Am Ostersonntag war ich bei Familie Gallagher eingeladen. Das sind die Verwandten Hans-Georgs. Er hat ein Zimmer in ihrem Reihenhaus. Er zeigte mir seine Korrespondenz. Wahrhaft imponierend. Er bekommt Briefe und Karten nicht nur aus allen Ecken Deutschlands, sondern auch aus Indien, Pakistan, Afrika, den USA und Frankreich. Die kunstvoll geprägten Festtagskarten stellt er auf den Kaminsims, der eigentlich nur noch diese Funktion hat, denn es qualmt hier nur noch selten aus den Schornsteinen.

Hans-Georg korrespondiert mit amerikanischen Professoren und mit einem schwäbischen Heimatdichter. Es sind angeblich auch einige inhaltlich wertvolle Briefe dabei. Ich habe ihn danach gefragt, denn von Routineschreiben und aufwendigen Karten mit formelhaften Grüßen halte ich nichts. Ich weiß noch nicht so recht, wie ich die Korrespondenz Hans-Georgs einschätzen soll. Jedenfalls scheint sie die Selbstachtung des Empfängers zu stärken.

Er gestand mir, dass er für die weihnächtlichen Klappkarten 25 DM ausgegeben hat. Davon kann ich eine Woche leben und noch ins Theater und ins Kino gehen! Und dann die Arbeit mit diesen Karten. Selbst die formelhaftesten Grüße müssen schließlich alle in Schönschrift zu Papier gebracht und die großen Umschläge mit Adressen versehen werden.

Ich überlege mir ernsthaft, ob es überhaupt sinnvoll ist, sich mit einem solchen Freundeskreis zu umgeben. Dass ich mich auch von den Menschen fern halten kann, ohne zu vereinsamen und düster vor mich hin zu brüten, habe ich schließlich bereits bewiesen. Doch schließt sich ein Mensch, der überlegt, ob es sich überhaupt lohnt, Freunde zu gewinnen, nicht bereits durch diese Frage aus der Sphäre der Freundschaft aus?

Das trieb mich um, als mir Hans Georg berichtete, dass er allein in London im vergangenen Halbjahr etwa fünfzig Freunde gewonnen habe. Da ich ihn nun schon etwas länger kenne, wagte ich die Frage, was denn in den Augen dieser Freunde seinen Wert als Hans-Georg Meja ausmache. Welche seiner Eigenschaften hätten denn diesen oder jenen Schauspieler, den Lord, den Schotten, den Filmproduzenten, den Revuesänger und den jüdischen Pelzhändler veranlasst, ausgerechnet seine Freundschaft zu suchen? Er verstand meine Frage glattweg nicht. „Man ist eben miteinander befreundet", war seine Antwort.

Ich habe die Essays von Montaigne gekauft. Einer handelt von der Freundschaft. Diesen will ich studieren und bedenken. Und auch ein pragmatisches Buch Dale Carnegies zu diesem Thema lese ich gerade. Seine Erfahrung lautet: Menschen schätzen Dich, wenn Du es lernst, ihnen aufmerksam zuzuhören.

Zu freundschaftlicher Zuneigung in einer Art Reinkultur – ohne egoistisches Interesse – ist es bei mir noch nie gekommen. Ich interessiere mich für andere Menschen in der Regel nur dann, wenn ich durch den Umgang mit ihnen immer wieder etwas Neues lernen kann oder wenn ich das Gefühl habe, dass ihnen der Umgang mit mir etwas bedeutet. Diese Einstellung ist fragwürdig. Durch allerlei Umtrieb – wie diesen Versand von Faltkarten für den Kamin – seinen Freundes- respektive Bekanntenkreis zu erweitern, ist wohl nicht sonderlich schwer. Doch sobald man das Egozentrische beim anderen erkennt, wird man sich abgestoßen fühlen. Sollte man da nicht in erster Linie daran arbeiten, die Selbstbezogenheit zurück zu drängen und den anderen um seiner selbst willen zu schätzen?

Du hast ja schon viele Bekannte und Freunde gehabt und hast sie noch. Wie hast Du Dich in meinem Alter verhalten? Frank Weidauer hat in mein Abiturzeugnis geschrieben: „Er war überall ein gern gesehner Kamerad", - doch einen wirklichen Freund hatte er nie, könnte man kritisch hinzufügen.

Soll ich also Freunde suchen? Dazu noch eine Geschichte und ich hoffe, Du kannst über sie lächeln. Manchmal benehme ich mich wie ein Schafskopf. Es war vor einer guten Woche, genau genommen am 28. März, nachts um 11 Uhr. Ich war gerade mal eine Woche in London und hatte im New Theater eine Vorstellung von „Dinner for the Family" besucht und wartete allein am Picadilly Circus auf den Bus, der mich zu meiner Schlafstätte beim German YMCA in die Ferncroft Avenue am nordwestlichen Rand Londons befördern sollte. Es war nicht besonders neblig, aber desto kälter. Ich schauderte kurz zusammen in meinem Regenmantel.

„Terribly cold weather today!"

Ich war verdutzt. Dass ein Engländer mich ansprach.

„Yes", brachte ich gerade noch heraus.

„Sie sind Deutscher?" sagte er in fast lautreinem Hochdeutsch.

„Stimmt, aber woran haben Sie das erkannt? Aus dem kurzen Yes war es doch nicht herauszuhören."

Er meinte. Erkannt habe er mich an meinem Mantel. Trenchcoat klinge zwar englisch, doch der Trenchcoat sei derzeit kein typisch englisches Kleidungsstück, eben eher deutsch. Er sei viel in der Welt herumgekommen, habe in Hamburg gelebt und in zwei Tagen würde er endgültig nach Berlin übersiedeln. Seine Koffer habe er bereits gepackt.

Der Bus ließ auf sich warten. Ich schaute mir den Herrn genauer an. Er war vielleicht 35 Jahre alt, hatte ein knochiges Gesicht und über der Stirn bildeten sich im Haarboden erste Freiflächen. Im Ganzen eine kräftige, männliche Erscheinung. Er trug seltsamerweise auch einen Trenchcoat. Dieser war an den Rändern speckig. Doch dies sage in England nichts über den Charakter, hatte Hans-Georg kommentiert, als mir dieser Schmuddellook nach dem Besuch des Old Vic bei einigen der Shakespeare-Fans aufgefallen war.

In Oxford habe er Geschichte und Theologie studiert, letzteres auf Wunsch seines Onkels, eines Bischofs der Church of England. Anschließend habe er dann als Dozent für Englische Geschichte auf dem Kontinent an wechselnden Universitäten unterrichtet.

Und was er denn jetzt in Berlin vorhabe.

Augenblicklich arbeite er als freier Journalist und Schriftsteller. Daneben habe er die Vertretung eines großen Pariser Modeverlags übernommen.

Das war mir fast etwas zu viel auf einmal, und ich konnte nicht umhin, noch einmal auf die speckigen Ränder des Trenchcoats zu blicken.

Doch über diesen Mann wollte ich schon gerne mehr wissen. Und in Berlin wolle er auch seinen Roman zu Ende schreiben. Und dies interessierte mich erst recht.

Ob ich noch einen Kaffee mit ihm trinken wolle. Es würde ihm jetzt richtig Spaß machen, sich mit einem Deutschen zu unterhalten.

Warum sollte ich etwas dagegen haben? „Ich bin nach London gekommen, um Englisch zu lernen. Sollten wir uns dann nicht auch auf Englisch unterhalten?“

Er war einverstanden. Am Picadilly Circus findet man auch kurz vor Mitternacht noch eine offene Coffee Bar. Wir setzten uns auf Hockern an die Theke. Ich wurde aus diesem seltsamen Unbekannten nicht schlau. Irgendeinen Tick musste der schon haben – bei aller Intelligenz, die seine hohe Stirn und seine Ausbildung verrieten. Sollte ich da wirklich die Zeit mit Platitüden vergeuden und die paar englischen Redensarten, die ich mir angeeignet hatte, an den Mann zu bringen suchen? Eigentlich wollte ich ihn richtig ausquetschen. Doch wie ihm dies auf Englisch beibringen, auf dem er nun schmunzelnd bestand.

Ich wollte sagen, dass ich an einer belanglosen Plauderei eigentlich nicht interessiert sei. „I want not only to speak English. There are proper causes for a conversation. Somehow I take a personal interest in you.”

Besonders von der letzten Formulierung schien er angetan. Da sich die Coffee Bar immer mehr füllte und eine Unterhaltung an der Theke schwierig wurde und er gleichfalls in Hampstead Heath wohnte, hielten wir es beide für das Beste, uns in seiner Wohnung gemütlich weiter zu unterhalten. Vor offenem Kaminfeuer eine Nacht durchzuplaudern reizte mich nicht wenig.

Bevor wir es uns aber vor dem alsbald flackernden Kamin in den Sesseln bequem machten, bestand er darauf, dass ich in seiner Junggesellenküche sein selbst geschmortes Huhn versuche. Wirklich lecker garniert mit Tomaten und grünem Salat. Warum auch nicht?

Während ich es mir schmecken ließ, rief dann noch seine Freundin an. Soweit ich dem Telefongespräch folgen konnte, stand er in einer recht engen Beziehung zu ihr. Jedenfalls schien sie seinen Umzug nach Berlin lebhaft zu bedauern.

Vielleicht hatte ihn der Anruf auch verstimmt. Er schien mir nicht mehr gewillt, viel zu sprechen. So begann ich zu reden. Es gab keine aufregenden Storys. Ich hoffte eben, ihn durch mein Erzählen vom Studium in München und Tübingen aus der Reserve zu locken. Bei seinem bewegten Lebenslauf musste er doch einiges zu erzählen haben.

Doch ich hatte keinen Erfolg mit meiner Konversationsstrategie – Dale Carnegie und Montaigne hin oder her. Was er vorbrachte, war konfus. Er wolle mir etwas bekennen. Ich sei ihm gleich sympathisch gewesen. Wie ich so gewartet hätte, bis ich die Straße überqueren könnte, um zur Bushaltestelle zu gelangen, sei ich ihm aufgefallen. Irgendetwas an meinem schmalen weißen Gesicht und den großen Augen hätte ihn beeindruckt.

Das war ja alles recht nett, aber um solcher Bekenntnisse willen war ich ja nicht hierher gekommen. Ich versuchte immer wieder, ihn auf den Roman zu bringen, den er in Berlin vollenden wolle. Doch wie sympathisch ich sei, war ihm anscheinend wichtiger.

Ich versuchte es mit einem neuen Anlauf. Welche Bücher ihn als Schriftsteller denn am meisten beeindruckt hätten? Er nannte französische Autoren, die ich nicht wirklich kannte, bei denen ich aber den vagen Verdacht hegte, dass sie provokativ im Urschleim rühren könnten. Ich berief mich auf die Stuttgarter Aufführung von Thornton Wilders „Our Little Town". Da ginge es um normale, einfache Menschen in einer amerikanischen Kleinstadt. Wilder habe es nicht nötig, mit übertriebenem Naturalismus zu bluffen und er bediene sich einer Sprache, die eines Dichters würdig sei. Die Schriftsteller sollten späteren Jahrhunderten überliefern, was wirklich in uns vorging und uns tatsächlich bewegte. Was zerrt die Sensations- und Skandalliteratur schon ans Licht? Was sagen einem Historiker in tausend Jahren die Schlagzeilen unserer heutigen Boulevardblätter?

"Das Alltägliche schreibt niemand auf, weil es allen selbstverständlich ist. Dass vor 1886 Jahren der Vesuv Feuer spie, war unter Titus in Rom das Tagesgespräch. Doch das ist vorbei, eine Schlagzeile von gestern. Wichtig ist uns an dem Ausbruch des Vesuvs heute, dass er unter der Asche von Pompei ein Bild des römischen Alltags bewahrte."

Viel Verständnis schien er für meine Sicht der Literatur nicht aufzubringen, sonst hätte er nicht stolz berichtet, dass nun ausgerechnet eine etwas gehobene Boulevardzeitung wie die Münchener Illustrierte sich für seinen Roman als Fortsetzungsstory interessiere.

„Ganz bestimmt wird er Aufsehen erregen, geradezu schockieren." Mehr sagte er zum angeblich schockierenden Inhalt nicht. Er meinte nur, auch ich würde wohl schockiert sein.

Ich war enttäuscht. So leicht war ich doch nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen. Was heißt hier schockiert? Ich sah einfach nicht ein, warum man über die Ausnahmen, also z.B. die Homosexualität und vergleichbare Abnormitäten, Bücher schreiben müsse. Dieses Thema, das ich damit abzutun versuchte, schien ihn aber sehr zu interessieren. Homosexualität sei keineswegs abnormal. Bei den Beziehungen der griechischen Lehrer zu ihren Schülern sei der homosexuelle Kontakt ein wesentlicher Bestandteil des Unterrichts gewesen. Sokrates biete dafür ein Beispiel.

Wir hatten Platons „Symposion" in der Schule gelesen und Dr. Weidauer, unser Klassenlehrer, hatte auch die homosexuellen Kontakte angesprochen. Nun hörte ich die Nachtigall trapsen und wurde ärgerlich. Meine Hochachtung vor seiner Laufbahn und seinen mannigfaltigen Befähigungen war weggeblasen. Wie konnte man Platon so missverstehen! Der Eros des Sokrates galt doch der Suche nach der Wahrheit, und der Bericht des Alkibiades über seine Nacht mit Sokrates war gerade ein Beleg dafür, wie wenig Sokrates ein Sklave seiner körperlichen Triebe war.

Nun wusste ich, wie hier der Hase lief, und ich trat nun doch ziemlich bestimmt auf. Ich wollte ihm ermöglichen, das Gespräch – ohne weitere Bekenntnisse – zu beenden.

Um die völlige Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen klar zu stellen, formulierte ich ziemlich schroff, was mir zum Thema Homosexualität so einfiel. Die körperliche Liebe zwischen Mann und Frau diene letzten Endes der Fortpflanzung und sexuelle Kontakte zwischen Männern bis hin zum Orgasmus wolle und könne ich mir gar nicht erst vorstellen.

Doch da ich nun selbst Ross und Reiter genannt hatte, war er nicht mehr zu stoppen. Nur in der körperlichen Beziehung könne echte Freundschaft unter

Männern ihren wahren Ausdruck finden. Und wie er das anzustellen gedacht hatte und wie gewiss er von Anfang an seines schließlichen Erfolges gewesen sei, legte er mir dann – gewissermaßen unbremsbar – in allen Einzelheiten dar. Es war zwecklos, ihm zu erklären, dass es doch auch Freundschaft unter Männern ohne die sexuelle Komponente gebe.

Eine Schilderung seiner vergeblichen Versuche, mich doch noch zu gewinnen, will ich Dir ersparen. Mir war ziemlich eisig trotz des Kaminfeuers. Inzwischen war es 3 Uhr. Von dieser Nacht hatte ich mir etwas ganz anderes versprochen und ich gab mir gar keine Mühe mehr, meine tiefe Enttäuschung über das ausgebliebene Gespräch zur Literatur zu verbergen. Jetzt bei Nacht durch fremde Straßen mehrere Kilometer zu meiner Schlafstelle zu latschen, hatte ich keine Lust und so erklärte ich bestimmt – verärgert wie ich war – in dieser bereits auf die Abreise vorbereiteten Wohnung übernachten zu wollen. Ich habe dann auch ungestört und traumlos geschlafen.

Dieses war der erste Streich von einem, der auszog Freunde zu finden. Meinen Eltern sende ich eine Kopie dieses Briefes, weil Du ihnen den Inhalt ohnehin mitteilen wirst. Ich habe jetzt nur noch die Bitte: Regt Euch nicht auf! Es bestand überhaupt keine Gefahr. Ich weiß mich meiner Haut zu wehren.

Ich werde mich jetzt erst mal gründlich über Homosexualität informieren, damit ich Annäherungsversuchen in Zukunft sofort ausweichen kann. Es kann sein, dass die Homosexualität in England häufiger vorkommt als in Deutschland. Es kann aber auch sein, dass sie hier nicht so tabuisiert ist und offener ausgelebt wird. Mein Problem war, dass ich mit einer solchen Annäherung überhaupt nicht gerechnet hatte und ich außer der Platonlektüre über keinerlei Sachkenntnisse verfügte. Sich solchen Erfahrungen zu stellen, gehört zu einem Auslandsaufenthalt, auch wenn man im Moment des Begreifens ziemlich überrascht ist.

Herzliche Grüße
Dein Theo

Ich habe mit Hans-Georg Meja über diese Erfahrung gesprochen. Er wusste mehr als ich und gab mir das Buch eines homosexuellen Schriftstellers, der sich geoutet hatte und dann verurteilt und ein halbes Jahr lang eingesperrt worden war. Peter Wildeblood, *Against the Law*, 1955, London: Weidenfeld und Nicolson, 189 Seiten.

Ich war von diesem autobiographischen Bericht sehr beeindruckt, auch wenn ich selbst diese Neigung überhaupt nicht verspürte. Ich bin während meines viermonatigen Londoner Aufenthalts noch mehrfach angesprochen worden, aber ich habe sofort abgeblockt, und dann war Ruhe. Ich habe später Kollegen und Kolleginnen und auch Diplomanden gehabt, die lesbisch oder schwul waren. Ich habe ihre sexuelle Orientierung respektiert und habe mit ihnen problemlos – mit einigen über längere Zeit – zusammengearbeitet und tue es noch. Als Mitglied der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche von Berlin und Brandenburg war ich in den 90er Jahren stolz darauf, dass wir scharfkantig erklärt haben, Homosexualität sei „weder sündhaft, noch krankhaft“ und diese Formulierung durch die ganze deutsche Presse ging.

Doch 1958 in London war ich sehr irritiert. Ich hatte eine zu lebhafte Phantasie und überdachte immer wieder, ob ich möglicherweise selbst über Nacht

schwul werden könnte. Das war kompletter Unsinn, aber dies machte ich mir erst klar, als ich mich daran erinnerte, dass ich nach der Lektüre von Jack Londons „Südsee Erzählungen“, in denen die Ansteckung mit Lepra eine wichtige Rolle spielte, dauernd meine Haut beobachtet und jeden Leberfleck für ein erstes Anzeichen von Lepra gehalten hatte und dies auf der Glasveranda der elterlichen Wohnung in der Johannesstraße 67, wo man zwischen Goldhamstern und Ziernesseln sich wirklich an nichts Lepraähnlichem anstecken konnte.

Vor den Pforten respektive Sekretariaten des Queen Mary College

Nach Ostern – und dies hieß nach der Rückkehr der Professoren aus den kurzen Ferien - war meine erste und wichtigste Aufgabe, die mich auch die mehrfachen, vergeblichen Versuche, Lou-Ann telefonisch zu erreichen und wieder zu sehen, verdrängen ließ: Ich musste am Queen Mary College immatrikuliert werden. Ich stieß auf Ablehnung, das heißt, ich wurde bereits im Vorzimmer von Prof. Isaac, des Leiters der English-Departments, von dessen persönlicher Sekretärin an das Sekretariat der Dekane verwiesen, wo man mir dann förmlich mitteilte, dass bei den Anglisten das Kontingent der aufzunehmenden occasional students, also der ausländischen Gaststudenten, erschöpft sei. Full up! Da half in meiner Begleitung auch Hans-Georgs Blazer mit dem Wappen des Colleges und auch seine ebenfalls mit dem Emblem des QMC gezierte Krawatte nichts.

Wir beide schauten uns ratlos an. Da schoss mir ein Gedanke durchs Hirn. Ich sagte zu der Sachbearbeiterin in möglichst korrektem Englisch: „Außer englischer Literatur studiere ich in Deutschland auch noch History. Ich wäre zufrieden, wenn ich als Student der Geschichtswissenschaft immatrikuliert werden könnte.“ Wieder musste ich warten. Wahrscheinlich wurde telefoniert. Ich bekam einen Umschlag, der meine Akte zu enthalten schien, in die Hand gedrückt und wurde zu Prof. Bindoff, dem zuständigen Historiker, geschickt. Dieser war gleichzeitig Dekan der Faculty of Arts und somit letzte Instanz. The Secretary to the Deans sagte mir, Bindoff wolle mich persönlich in Augenschein nehmen. Ich hatte meinen dunklen Anzug und mein letztes weißes Hemd an und hoffte, einen günstigen Eindruck zu machen. Auf diesen Eindruck kam es wohl in erster Linie an, denn gesprochen habe ich nicht viel. Bindoff, ein unauffälliger, in sich gekehrter Gelehrter, war sehr freundlich, erkundigte sich nach meinen ersten Unternehmungen in London und erklärte mir die Prozedur und das Vorlesungsverzeichnis. Das Sommersemester sei ziemlich kurz. Eigentlich solle man sich an einer englischen Universität für ein ganzes Jahr, also für einen Trimesterzyklus, immatrikulieren. Das war einleuchtend und Hans-Georg hatte mir das auch schon gesagt. Doch ich war nun mal da, und Bindoff entschied, dass ich mich dann eben für diese zweieinhalb Monate noch immatrikulieren könne. Er hatte wohl den Eindruck: Ich würde das Bestmögliche daraus machen. Dass jemand schnurstracks zum British Museum gepilgert war und sich dort für Britannien unter den Römern interessiert hatte und schon mehrfach im Old Vic gewesen war, jedoch Madame Toussauts Wachsfigurenkabinett verschmäht hatte, schien ihn überzeugt zu haben.

Am nächsten Tag fuhr ich wieder zum Queen Mary College, bezahlte meine Studiengebühr in Höhe von 5 Pfund und erhielt bei der Student Union, dem Pendant zu unserem AStA, the International Student Identity Card, die es mir ermöglichte, mit dem British Council, einer Kultureinrichtung für ausländische Studenten, an Besichtigungen und Ausflügen teilzunehmen.

Ich nutzte hinfort das Lehrangebot des Queen Mary College und der University of London. Ich hörte nicht nur bei den Historikern, sondern auch bei den Anglisten. In den Vorlesungen von Prof. Isaac zu Shakespeares Königsdramen gab es genügend freie Plätze. An Richard III und dessen Mord an den beiden kindlichen Thronprätendenten erklärte er Shakespeares Dramentechnik - einer aparten Kombination von theatralischen Know-how und Gruseleffekten.

Ich verbrachte ganze Tage in der vielfältig bestückten Bibliothek des Colleges, in der man nichts bestellen musste, sondern nur zuzugreifen brauchte. Angeregt von einer Vorlesung über das ausgehende Mittelalter entdeckte ich für mich Johan Huizingas „The Waning of the Middle Ages“ (Der Herbst des Mittelalters) und schrieb daraus in meiner neu geweckten Begeisterung für Kulturgeschichte ein ganzes Kapitel ab, das sich mit der Allgegenwart des Todes befasste.

Bei aller Sympathie für Bindoff, der mich auch einigen Studenten vorgestellt hatte, muss ich gestehen, dass ich seine Vorlesung über „Roman Britain and Anglo Saxon England“ nicht sonderlich spannend fand. Im Tagebuch notierte ich ganz undankbar: „Nur Abriss und Überblick. Schrecklich fad, aber verständliches Englisch.“ Doch nicht jeder kann ein Huizinga sein.

Hélèn Bourquin

Als die wichtigste Einrichtung zum Kennenlernen der englischen Kultur und auch des englischen Wirtschaftslebens erwies sich das British Council, das in dichter Folge Exkursionen zu adligen Landsitzen und industriellen Anlagen und am Abend Vorträge zum klassischen und modernen Drama anbot. Immer wieder taucht dieses British Council in meinen Tagebuchaufzeichnungen auf.

London – Brighton. Samstag, 3. Mai.

Ich stehe um 6 Uhr auf, packe meinen Koffer und bringe alles zum Central YMCA in die Great Russell Street am U-Bahnhof Tottenham Court Road. Dort bin ich für die nächsten beiden Monate in einem der Mehrbettzimmer des YMCA untergekommen. Ich habe zwei englische Zimmergenossen. Der eine ist Musikstudent, der andere verreist.

Noch am selben Vormittag fahre ich mit dem British Council nach Brighton an die Kanalküste. Im Bus setzt sich eine hübsche junge Frau neben mich. Sie ist Französin, ein eher normannischer Typ, groß und sportlich, halblanges brünettes Haar. Sie trägt ein dezent geblümtes Kleid und eine Strickjacke. Sie spricht akzentfreies Englisch und ist Assistant Teacher im East End.

In Brighton besichtigen wir die Königlichen Pavillions, angefüllt mit Imitationen chinesischer Vasen. Wir empfinden dies beide als pompöse Geschmacksverirrung und erholen uns von diesen Eindrücken in der Mittagspause bei einem Spaziergang durch die großzügigen Parkanlagen. Wir trinken zusammen Tee. Hélène Bourquin gefällt mir. Sie hat keinen Fotoapparat in England. So fotografiere ich das, was ihr gefällt – und eben auch sie selbst, schon um einen Grund zu haben, nach ihrer Adresse zu fragen. Sie wohnt am Rande Londons: 63 Upney Lane, New Barking, Essex RIP 4675.

Es ist ein erhebendes Gefühl, zum ersten Mal im Leben – wenn ich Lou-Ann nun schon mal vergesse - so einfach anbändeln zu können. Dabei mache ich mir zunächst keine Gedanken über mögliche Weiterungen. Wir genießen die Fahrt an der Kanalküste, gelangen nach Lewis, besteigen eine Normannenfestung und trinken erneut Tee – dieses Mal zusammen mit Studenten aus Birma und Indone-

sien. Eine lustige Heimfahrt mit einer weiteren Französin, bei der ich aber keinen Versuch mache, mich nach der Adresse zu erkundigen.

Es war doch mehr Hélène, die es mir angetan hatte. Und ich schrieb dieser auch, noch bevor die Fotos entwickelt worden waren, einen Brief. Wir waren nämlich übereingekommen, uns bei weiteren Veranstaltungen des British Council zu treffen. Sie wollte sich davon auch durch einen Streik der Busfahrer nicht abhalten lassen. Am 5. Mai, einen Tag vor meinem 21. Geburtstag schrieb ich nach New Barking in Essex:

5.5.58

Dear Hélène,

es tut mir leid, dass ich gestern Abend nicht zum British Council kommen konnte. Es wäre sicher ein schöner Abend geworden.

Ich war am Nachmittag mit einem Freund verabredet gewesen. Es dauerte länger als ich angenommen hatte und dann überredete er mich auch noch, mit ihm den Hollywood-Schinken „The Ten Commandments" (Die zehn Gebote) anzusehen. Ein gigantischer, aber kein religiöser Film; eine Mischung aus Thriller und Märchen für Erwachsene.

Ich hoffe, dass Du heute früh auch ohne Bus einigermaßen rechtzeitig in die Schule gekommen bist oder dass der Direktor – trotz Deiner Befürchtungen - so vernünftig war, eine Verspätung zu entschuldigen.

Am Donnerstag (8.5.), werde ich mit dem British Council nach Oxford fahren. Ich hoffe, dass diese Tour so schön wird wie unsere gemeinsame nach Brighton. Der vergangene Samstag war für mich der schönste Tag, seit ich in London bin. Und das lag nicht etwa nur am Sonnenschein oder gar an dem schockierenden Prunk der königlichen Pavillons, sondern vor allem an der netten Gesellschaft.

Wenn der Bus pünktlich um 7.30 p.m. aus Oxford zurückkehrt, würde es mich freuen, Dich in der Vorlesung von Mr. Evans zu treffen.

Bye,bye for now
Theo

Ich wusste, dass Hélène als Lehrerin an einem normalen Wochentag nicht mit mir nach Oxford fahren konnte. Ich würde ihr nur berichten können. Dies wollte ich so anschaulich wie irgend möglich tun und ich war sicher, in ihr eine aufmerksame Zuhörerin zu finden. Im Tagebuch findet sich die entsprechende Notiz:

London – Oxford. Donnerstag, 8. Mai.

Im Bus mit dem British Council nach Oxford. Diese abgegrenzten Colleges mit ihren tatsächlich mittelalterlichen oder nur so wirkenden Gemäuern und den abgezirkelten Rasenflächen haben für mich wenig Verlockendes. „Don't fence me in". Ich pfeife auf das Elitäre, mag es moderner und verzichte gerne auf Tutoren, die dich einerseits beraten, andererseits aber auch kontrollieren. Am meisten beeindruckt mich die uralte Bibliothek im Merton College mit ihren dunkelbraun gebeizten Regalen und den eichenen Lesepulten - blank poliert durch die Ärmel vieler Generationen von Studenten. In früheren Zeiten durften die Undergraduates wöchentlich nur eine Stunde pro Woche die Bibliothek nutzen. Jedes Buch wurde an eine Kette gelegt.

Mich erinnert diese Szenerie an den Anfang von Goethes Faust, weil der berühmte Monolog im gotischen Zimmer eines Turms gesprochen wird.

Auf der Fahrt treffe ich Marie-Claude Ardoin wieder. Sie war (neben Hélène) auch in Brighton dabei gewesen. Sie ist eine eher zierliche und sehr lebhafte Pariserin. Wir sprechen über einen Pfingstausflug. Sie studiert Englisch und Deutsch. Auf mich wirkt sie französischer als Hélène. Ein Hamburger schließt sich uns an. Er ist mehr Lebemann als ich. Er lädt uns alle – einschließlich der Freundin Marie-Claudes – in ein Pub ein. Er ist ein Sportsmann und ein angenehmer Zeitgenosse. Sein Auftreten ist viel sicherer als das meine. Er verstand es bei der Führung witzige Zwischenbemerkungen zu machen. Ich fotografiere Marie-Claude.

Um 7.30 p.m. treffe ich mich im British Council mit Hélène. Wir hören einen Vortrag über T. S. Eliot „Murder in the Cathedral". Anschließend Volksliedersingen. Da höre ich gerne zu, aber selbst singen kann ich ja nicht. Ich spreche mit Hélène noch über einen Ausflug nach Canterbury, wo das Drama Eliots spielt.

Diese Treffen bei Vorlesungen im British Council wiederholten sich. Das dortige Angebot trat immer stärker neben die Lehrveranstaltungen im Queen Mary College. Dort hörte ich neben einer Vorlesung über Platons „Politeia" noch eine weitere über „Tudor Despotism". In dieser suchte ich ergänzende historische Informationen zur Shakespeare-Vorlesung von Isaac. Im British Council wurde hingegen die jüngere Geschichte behandelt, vor allem aber die zeitgenössische britische Literatur – neben T.S. Eliot noch andere bekannte Autoren wie Aldous Huxley, Georg Orwell und Graham Green.

Hélène, Marie-Claude und ich freuten uns auf diese Treffen im British Council. Wir fühlten uns als Kommilitonen, die gemeinsamen Studien nachgehen, und wir ließen uns auch die Ausflüge mit dem British Council nicht so leicht verdrießen, wenn sie einmal etwas anders verliefen, als wir erwartet hatten. Das lässt sich aus meinen Tagebuchaufzeichnungen schließen.

London – Hampton Court, Samstag, 31. Mai

Ich zögere, mit dem British Council auf dem Schiff nach Hampton Court zu fahren. Habe ich nicht in letzter Zeit zu viele dieser Besichtigungen mitgemacht? Wo war ich nicht alles: In einem Werk für Unterseekabel und in einer Wurstwaren- und auch in einer Schuhfabrik. Die Kabeltrommeln waren gigantisch. Auch die diversen Würste in der Fleischwarenfabrik konnten überzeugen. Der dortige Five o'clock Tea stand für eine runde Mahlzeit, ganz im Gegensatz zu dem Angebot auf den Resopaltischen der Kantine in der Schuhfabrik, betrieben von der Cooperative Whole Sale Society, die sich mit unserer deutschen Konsum-Genossenschaft vergleichen lässt. Dort gab es zur obligatorischen Teestunde nur ein paar Doppeldeckerkekse, deren Durchmesser demjenigen von Pfennigabsätzen bedenklich nahe gekommen waren.

Ich mache mich dann aber doch auf den Weg zum Westminster Pier. Ich will Marie-Claude und Hélène wieder sehen. Ich möchte demnächst auch in Paris studieren. Die beiden bilden einen charmanten Anreiz, schon hier in London französisch zu lernen. Doch es ist kalt auf dem Boot. Bei uns sitzen zwei Chinesen, die dauernd lachen und Anspielungen machen, die schon mal unter die Gürtellinie geraten. Als sie dann ihre Scherze auch noch über verschiedene Ar-

ten der Todesstrafe machen, reicht es mir und ich verziehe mich unter Deck. An einem separaten Tisch schreibe ich eine Postkarte nach der anderen. Zurück im YMCA mache ich mich sofort an die französische und englische Grammatik und arbeite bis um Mitternacht.

Hélène schrieb mir ein paar Zeilen zu dieser Bootsfahrt. Sie hatte mehr das Schloss und die grünen Ufer im oberen Teil der Flussfahrt im Auge. Und sie hatte ja Recht. Es war ein wirklich schöner Ausflug. Doch sie musste meine Verstimmung und mein Zaudern gespürt haben, als sie mir schrieb:

Mir hat der Tag in Hampton Court gefallen. Wenn uns nur diese dummen Chinesen mit ihren Witzchen verschont hätten! Egal, ich will mich einfach an die wunderschönen Momente erinnern!

Diese Zeilen Hélènes machten mich verlegen. Hélène war so zuvorkommend, und ich mochte sie und ich ahnte: Du könntest dich jetzt ernsthaft um sie bemühen. Und doch: In wenigen Wochen wird das Semester zu Ende sein und du wirst dich zu einer Reise in den Norden Schottlands aufmachen, während sie in der Schule weiter unterrichten muss. Danach würden wir uns kaum wieder sehen. Ich schrieb ihr einen langen Brief, dessen schlechtes Englisch nicht verbergen konnte, dass ich auch auf Deutsch nicht zu sagen gewusst hätte, warum ich mich mal wieder in die Arbeit vergraben hatte, statt nach der Hand zu greifen, die kaum zu übersehen war.

Diese neue Erfahrung trieb mich um: Da kommst du mit Unbekannten zufällig zusammen. Du machst die Bekanntschaft einer schönen Frau und weißt dann nicht, was daraus werden soll oder werden könnte, weil im Blick auf deine eigene Zukunft noch alles offen ist. Jetzt würden die äußeren Bedingungen ein entschlossenes Vorgehen verlangen, aber du möchtest keinen Prozess in Gang setzen, der von dir nacheinander immer wieder Entscheidungen verlangt, von denen du nicht weißt, ob du sie gegenwärtig überhaupt treffen willst und kannst. Und in dieser Situation versuchte ich in England dann vorsichtshalber immer wieder abzutauchen.

Ich möchte dies an keinem weiteren Fall durchbuchstabieren, weil das Verhaltensmuster sich wiederholte, und ich ob meines Zögerns und des Verharrens in mehr oder weniger charmanter Unverbindlichkeit gar nicht weiß, ob ich mir da nur etwas einbildete – vergleichbar dem harmlosen Leberfleck, der sich in Richtung Lepra weiterentwickelt, wobei dieser Vergleich insofern problematisch, ja schief ist, als es sich bei der Betreffenden um ein sympathisches Wesen handelte, das möglicherweise in ähnlichen Skrupeln befangen war wie ich. Im Tagebuch gibt es Andeutungen, die solche Schlüsse zulassen, deren Deutung ich aber – wiederum in meiner Phantasie – gerne den Enkeln überlasse. Nur so viel: Ich war häufig zu Familie Gallagher, also zur Familie von Hans-Georg Mejas Tante eingeladen. Patricia, die Tochter des Hauses, und ich machten uns zu den Geburtstagen kleine Geschenke und ich habe sie auch mal in die Oper eingeladen. Der Barbier von Sevilla. Doch auch da waren wir nicht allein. Mit dabei waren Hans-Georg und Freunde aus dem YMCA.

Schon bevor es wirklich zu knistern begann, scheute ich das Abenteuer, das heißt, ich hielt ein solches für unverantwortlich und ging prophylaktisch auf Distanz. Und ich wusste nur zu genau, dass insbesondere meine Mutter und de-

ren Schwester, meine Patentante, genau dies von mir erwarteten. Insoweit ist meinen Briefen an die Familie und selbst den Tagebuchaufzeichnungen in dieser Hinsicht nicht so ganz zu trauen. Doch die Motive der Familie waren nicht die meinen.

Versuch der Erklärung eines sozusagen „unnatürlichen“ Verhaltens

Wenn ich meine Notizen zu den Begegnungen mit den bislang genannten Frauen so überblicke – und in England war es tatsächlich das erste Mal, dass ich das Gefühl hatte: Frauen deines Alters interessieren sich für dich und du könntest ihnen näher kommen – dann scheint mir, dass Leser, die von Männern andere Verhaltensweisen als die meinen kennen, sich fragen: Wie verklemmt war dieser Kerl eigentlich? Er hätte doch zugreifen und den intimen Kontakt suchen können. Das wäre doch nur „natürlich“ gewesen. Aber genau hier hakte es bei mir. So der Natur und ihren Trieben folgend wollte ich mich nicht verhalten. Ich fragte mich seit geraumer Zeit, wie diese Welt beschaffen ist, ja geschaffen wurde und ob es überhaupt sinnvoll war, sich auf das natürliche Prozedere einzulassen. Ein Spiel wollte ich dieses Verhalten nicht nennen.

Zu einem persönlichen Entschluss war es wahrscheinlich während des Sommersemesters in München gekommen, als ich einerseits Schopenhauer studiert und andererseits den Zweiten Weltkrieg und seine Vernichtungsprozeduren in allen Dimensionen quellenkritisch kennen gelernt hatte. Zwar hatte ich die Ehe meiner Eltern vor Augen und fand es verständlich, dass sie 1936 geheiratet und sich auf meine Geburt gefreut hatten und mir auch noch den viel sagenden Namen Theodor, also „Gottes Geschenk“, gegeben hatten. Sie konnten schließlich nicht wissen, was sich in den Kriegsjahren ereignen würde. Doch ich wusste nun mal, was in den deutschen und japanischen Konzentrationslagern und Gefängnissen und auf den Schlachtfeldern und während der Feuerstürme in den bombardierten Städten geschehen war und dass die Alliierten den Faschismus nur mit überlegenen Gewaltmitteln besiegt hatten und nun die Völker darauf einstimmten, diese Waffen erneut und mit noch grauenhafteren Konsequenzen zu gebrauchen. Ich hatte den Eindruck, dass es keinen Ausweg aus diesem circulus vitiosus von Gewalt und Gegengewalt, von Terror und abermals Terror gab. Wer sich auf das Leben einließ, musste sich früher oder später an diesem homo homini lupus, der Mensch ist dem Menschen ein Wolf, beteiligen. Und dies wollte ich nicht, par tout nicht.

Die sexuelle Attraktion schien mir das Mittel zu sein, die Menschen immer wieder zu verlocken, sich auf die Fortsetzung dieses Getriebes um eine weitere Generation einzulassen. Ich wollte mich daran nicht beteiligen. Ich schaltete gewissermaßen innerlich auf stur, bemühte mich aber nach außen um charmante Umgangsformen, weil ich den Mitmenschen nicht vorwerfen wollte, dass sie das Leben von der heiteren Seite nahmen.

Es gab in meiner Erinnerung an die Nazigräuel eine Szene, die mir die sogenannten Waffen der Frau, dieses Bemühen um sexuelle Ausstrahlung in aberwitziger Weise verdächtig gemacht hatten und die mir auch wieder in den Sinn gekommen war, als Lou Ann bei unserem letzten kurzen Zusammentreffen – in für mich fast schockierender Weise – geschminkt gewesen war. In einem Bericht über die Selektion von jüdischen Frauen durch NS-Offiziere in noch Verwendungsfähige und zu Vernichtende hatte ich gelesen, dass die Frauen in der

Schlange, in der sie auf die Entscheidung warteten, mit den Mitteln, die sie noch hatten, sich zurecht machten und schminkten.

War eine fürchterlichere Perversion der sogenannten natürlichen Attraktion der Geschlechter überhaupt vorstellbar? Angesichts dieser Szene schien mir Adornos Diktum „Keine Gedichte nach Auschwitz“ nur noch ein läppischer Apercu. Kein Sex nach Auschwitz. Das war meine Schlussfolgerung, die sich allerdings nicht dazu eignete, ausgesprochen zu werden. Doch es war nun mal meine insgeheime Maxime, auch wenn sie mir nicht beim Anblick jeder Frau immer gleich präsent war.

Und was lehrt mich Montaigne über die Freundschaft?

War in diesem Dilemma die Freundschaft mit einem – garantiert nicht schwulen – Mann eine Alternative, die zu meiner Lage passte? Eine solche Freundschaft ließe sich über Briefe und nur gelegentliche Treffen aufrechterhalten, auch wenn dieser Verbindung der besondere Reiz einer Hélène, Marie-Claude oder Patricia fehlen würde. Die Lektüre von Michel de Montaignes Essay „Über die Freundschaft“ hatte mich auf diese Spur gebracht. Montaigne hatte einen solchen Freund in dem nur wenige Jahre älteren Humanisten Étienne de La Boétie gefunden, und ich wünschte mir früher oder später eine vergleichbare Entdeckung, war aber vorläufig mit meinen neuen Freunden im Umkreis von Ernest Peach in der Lounge des YMCA durchaus zufrieden und wartete ab. Ich zitiere einen Brief vom 24. April an die besagte Patentante Maria Liebermann, die in der Wohnung meiner Eltern lebte und ihren Besuch in London bereits angekündigt hatte:

Am Montagabend holte ich Keith Clark beim Daily Telegraph ab. Er arbeitet dort beim „display make up“. Ich weiß aber immer noch nicht so richtig, was man darunter zu verstehen hat. Er wollte mir den YMCA im East End zeigen. Vergleicht man dieses Londoner Viertel im Blick auf seine soziale Struktur mit Stuttgart, dann musst Du an Gablenberg, Heslach und das Eiernest mit seinen simplen Reihenhäusern denken. Das wusste ich aber noch nicht, als wir aufbrachen, denn immerhin ist auch das Queen Mary College im East End. Im Bus erzählte mir Keith, dass heute Abend im YMCA auch getanzt würde. Ich fühlte mich gewappnet, hatte ich doch meinen neuen Anzug, ein weißes Hemd und eine Krawatte an. Doch ich hätte ruhig blue jeans und einen Pullover tragen können.

Als ich den Tanzboden erblickte, war mir klar, warum Keith mich vor einer Woche so erstaunt angeblickt hatte, als ich mich erkundigte, mit welchen Worten man denn in England eine Dame zum Tanz auffordere. Das Tanzvergnügen im YMCA hatte mit Gesellschaftstanz wenig zu tun. Man traf sich im Untergeschoss. Riemenboden statt Parkett. An der Seite ein paar Sessel und eine Art Buffet, wo es Tee und Süßigkeiten gab. An die Wand gelehnt Tischtennisplatten. Im Zentrum des Raumes ein fest montierter Billardtisch, an dem zwei stocherten und andere zuguckten. Etwas Jüngere spickten im Handwurf kurze Pfeile, die so genannten darts, in eine Zielscheibe. Ich habe dies auch noch probiert. Und dazwischendrin tanzte man nach einer lärmenden Musik. Ich kenne mich da nicht aus, aber es waren keine Tänze dabei, die ich aus der Tanzstunde gekannt hätte. Nix wie Rock and Roll oder so was ähnliches. In Deutschland hätte ich gedacht: Du bist in eine Blase von Halbstarken geraten. Doch das waren keine üblen Jungs. Einer fiel mir besonders auf. Dieser teddy boy – so bezeichnet man in

England die Halbstarken – hopste in kurzen Rohrstiefeln herum und schupste eine Partnerin wild hin und her, so dass die weißen Spitzen ihres petticoats unter dem grünen Röckchen desto besser zur Geltung kamen. Ich war so fasziniert von diesem Anblick, dass ich gar nicht auf den Gedanken kam, es mit einer Aufforderung zum Tanz und mit einer East-End-Partnerin zu versuchen. Ich wäre außerstande gewesen, mich diesem Tanzstil anzupassen. Dabei waren die Figuren nicht schwer zu begreifen. Es wurde den ganzen Abend immer dasselbe getanzt. Doch mein Vorurteil, dass zum Tanzen Grazie und Eleganz gehören, konnte ich so schnell nicht ablegen.

Dabei gingen die jungen Leute kameradschaftlich miteinander um, und der Tanz hatte – einmal abgesehen von seiner Wildheit – nichts Vulgäres. Da wurde nicht angetatscht, nur bei den Tanzfiguren selbst kräftig zugepackt.

Auch diesem Brief ist meine Distanz zum nur beobachteten Geschehen abzuspüren. Diese Haltung war typisch für meine ganze Londoner Zeit. Doch unterschwellig gab es auch die Bereitschaft, einem Gleichgesinnten als Freund nahe zu kommen.

Zu dieser Begegnung kam es an einem Ort, an dem ich darauf nicht gefasst war. Dazu muss ich zunächst erzählen, dass meine Tage im neuen Domizil, dem Central YMCA in der Great Russell Street, regelmäßig mit sportlichen Übungen begannen. Diese waren gewissermaßen eine Fortsetzung des Tübinger Boxtrainings, nur eben ohne Ring und ohne Sparringspartner. Es gab auch keinen Sandsack, doch einen solchen bastelte ich mir, indem ich eine Turnmatte zusammenrollte, mit dem Sprungseil verknotete und diese Wurst von der Decke baumeln ließ. Hinzu kamen der Rundlauf in der Gymnastikhalle und das Gewichtheben. Den Abschluss bildete das Schwimmen zum Entspannen der Muskeln.

Darauf verwandte ich täglich fast eine Stunde. Ich wollte in Form bleiben, auch wenn ich auf weitere Boxkämpfe nicht erpicht war. Ich hatte inzwischen zu viel Nachteiliges über die Folgen schwerer Schläge für das Gehirn gelesen. Kopftreffer ließen das weiche Gehirn gegen die Schädeldecke schwappen und auch ohne knock out komme es schon in scheinbar harmlosen Kämpfen zu einer Abfolge von kleineren Gehirnerschütterungen. Was dabei an grauen Zellen zerstört werde, sei definitiv verloren und ließe sich nicht wieder aufbauen. Zumindest war dies meine – möglicherweise simplifizierende – Schlussfolgerung aus der Darlegung eines Sportarztes.

Ich arbeitete mit zwei Hanteln, als mich ein kräftiger, schwarzer junger Mann ansprach. Er stellte die üblichen Fragen nach Nationalität, Studium und Dauer des Aufenthalts. Nach ein paar freundlichen Worten ging ich jedoch nicht in die Schwimmhalle, sondern dehnte das Gespräch aus und erfuhr mehr. Ich erkundigte mich dann auch noch, was er am Sonntag vorhabe und erhielt, was ich wollte: Adresse und Verabredung. Sonntagnachmittag 2.30 p.m. am Picadilly Circus. Er wolle sich dort mit amerikanischen Freunden treffen.

Es war schönes Wetter. Ich machte mich elegant, zog mein neues weißes bügelfreies Hemd von Marks & Spencer an und meinen neuen Anzug von Burton Tailoring. Als ich fünf Minuten vor der verabredeten Zeit in Picadilly ankam, war er noch nicht da. Ich hatte also Zeit, nochmals die Ratschläge der Eltern und Irene Kellers in puncto Bekanntschaften und all das, was ich über Carlton Karpeh bis jetzt wusste, zu bedenken. Mein erster Eindruck war sehr vorteilhaft gewesen. Er war dunkelbraun und etwas kleiner als ich und hat eine breite, flache

Nase. Das Gesicht war aber nicht nur gutmütig und freundlich, wie man dies nach der Lektüre von „Onkel Toms Hütte“ so erwartet. Er war selbstbewusst und wahrscheinlich war er auch klug, vielleicht sogar raffiniert.

Es war inzwischen ein Viertelstunde vergangen und ich war beim Umrunden der Statue in der Mitte des Picadilly Circus bereits ungeduldig geworden und wurde kritischer in meinem Nachdenken.

Was wusste ich denn über ihn? Er hatte mir gesagt, dass er Jura studiere, mit diesem Studium aber nicht zufrieden sei und nach dem Examen am liebsten noch Medizin studieren würde. Diese Wendigkeit und auch der Mut, noch einmal von vorne zu beginnen, machten ihn mir einerseits sympathisch, aber andererseits war dieser Wunsch nach einem ganz anderen Studium auch nicht gerade ein Zeichen von Zuverlässigkeit.

Ich wartete weitere zehn Minuten, und als es dann fast 3 Uhr war, meinte ich mir eingestehen zu müssen: Du hast einen Sonntagnachmittag vertan für eine missliche Erfahrung. Doch gerade in diesem Moment kam er lächelnd auf mich zu. Er sei verreist gewesen und der Zug habe Verspätung gehabt. Leider habe er so auch die Verabredung mit den amerikanischen Freunden nicht bestätigen können.

Als ich dann – schon wegen des schönen Wetters – einen Spaziergang durch den Hyde Park vorschlug, schien dies ganz seinen Absichten zu entsprechen. Wir trafen dort auf die alljährliche Mai-Kundgebung der Labour Party. Wir hörten uns zwei Reden an und ich machte zwei Fotos von Carlton.

Ich notiere im Tagebuch: *„Auch nach dem Abschluss der Kundgebung bleiben wir bei politischen Themen. Mein Eindruck: Die Studenten aus den früheren englischen Kolonien interessieren sich mehr für Politik als viele Europäer. Und Carlton erweist sich als besonders gut informiert. Der Krieg in Algerien beschäftigt ihn. Die Pieds Noir, also die Algerienfranzosen, sind dem Land auch verbunden. Dies kann er verstehen. Man denke an Albert Camus. Carltons Studium wird von der Regierung Liberias finanziert. Dafür hat er sich verpflichtet, nach dem Examen fünf Jahre lang in den diplomatischen Dienst dieses Landes zu treten. Für europäische Studenten wäre dies eine reizvolle Aussicht. Da werden die Interessenten sorgfältig ausgewählt und müssen sich in mehreren Praktika bewähren. Ja, auch Carlton hat bereits Erfahrungen gesammelt. Über diese wüsste ich gerne mehr, jedenfalls bin ich nach diesem Nachmittag interessiert, die Bekanntschaft mit ihm aufrecht zu erhalten. Ich kann mir vorstellen, dass wir Freunde werden. Doch warum hat er ausgerechnet mich im Gymnastikraum angesprochen? Seit dem Kamingespräch mit dem angeblichen Schriftsteller bin ich skeptisch.“*

Ich habe mich mit Carlton in den nächsten Wochen regelmäßig getroffen. Wir schwammen am Morgen im YMCA und gingen am Abend in einen Klub oder ins Kino. Wir sahen „High Society“ mit Grace Kelly und „The Cat on a Hot Tin Roof“ (Die Katze auf dem heißen Blechdach) nach Tennessee Williams. Und wir kauften zusammen in Soho ein. Ich machte ihn mit der Schweizer Ovomaltine bekannt. Er kaufte Reis und Huhn. Wir kochten zusammen auf seinem Zimmer und würzten kräftig. Dies alles nicht gerade zur Freude seiner Vermieterin, sprich landlady. An den Wänden nicht nur Bücherregale, sondern auch pralle pin up Girls und dazu geheftet auf Schreibmaschinenblätter Carltons Ansichten zum Thema Liebe. Gemessen an den Sonnetten Shakespeares fand ich diese freien Rhythmen doch etwas platt, eher exhibitionistisch und manches tendierte

sogar in Richtung „Frau Wirtin hat ein Töchterlein“. Mag sein, dass solche Dichtung seine weiß gepuderte, grell geschminkte und gut gepolsterte Freundin beeindruckte. Zugegeben: Hemmungen schien Carlton – im Unterschied zu mir – keine zu haben und wahrscheinlich kam er in seiner direkten Art auch auf seine Kosten.

Ich war beim Anblick von so viel nacktem weiblichem Fleisch insoweit beruhigt, als damit klar schien, dass Carlton keine homosexuellen Neigungen verspürte. Ich war mir dessen zunächst nicht so ganz sicher gewesen, weil er ausgerechnet den Kurts Club bevorzugte, dessen Besitzer zumindest bei seinen Kellnern auf diese Orientierung Wert legte. Carlton wich dem Thema Homosexualität aber auch nicht aus. Er berichtete Abstoßendes von den Annäherungsversuchen eines Turnlehrers. Doch so ganz schlau wurde ich aus den Ansichten Carltons über Sex und Liebe nicht. Was meinte er mit der Redewendung, dass man auch für die Freundschaft und Liebe unter den Menschen ein „subsidue“ – und das hieß doch einen „Ersatz“ - brauche?

Einmal fragte er mich, ob ich schon verliebt gewesen sei. Und obwohl dies nicht so recht zu meinem Idealbild der Freundschaft unter Männern passte, wich ich der Frage aus. „Versteh bitte, das ist mein Geheimnis, über das ich mit niemand rede.“ Es sollten auch noch Jahre vergehen, bevor ich gegenüber meinem einzigen späteren wirklichen Freund, Günter Fritz, über dieses Geheimnis, das ich gegenüber der Familie weiterhin wahrte, sprechen sollte.

Carlton respektierte meine ausweichende Antwort. Der Vorzug der Klubbesuche an seiner Seite war, dass er immer interessante Gesprächspartner fand. Unser bevorzugtes Thema war der Unabhängigkeitskrieg in Algerien. Einmal debattierten wir mit einem Moslem aus Pakistan, der die Franzosen wegen ihrer Gräueltaten an den Arabern am liebsten samt und sonders umgebracht hätte. Und dabei war er in dem Land, das nun wirklich vom indischen Subkontinent sehr weit entfernt ist, nie gewesen. In der Ablehnung solchen Fanatismus war ich mir mit Carlton einig.

Ich hatte das Zeitungsangebot im Lesesaal des YMCA genutzt und mich über den Algerienkonflikt, die Regierungskrise in Frankreich und die Aussichten Charles de Gaulles gemeinsam mit Carlton informiert.

Eine eher harmlose Debatte im Kurts Club galt der Frage, ob ein guter Schauspieler sich der vorgeschriebenen Rolle oder die Rolle seinem Charakter anpassen solle. Wir hatten verschiedene Meinungen zu den Charakteren in „Julius Caesar“. Vor Augen stand uns Marlon Brando in der Rolle des Mark Anton. Carlton liebte solche Debatten, in denen er spielerisch die eine wie die andere Position einnehmen konnte. Mir lag dies weniger, aber ich ließ mich darauf ein, weil bei mir hinter allem das banale Ziel stand, meine englischen Sprachkenntnisse zu verbessern.

Ganz typisch für diese nicht gerade ergebnisorientierten Gespräche war eine Debatte über folgenden hypothetischen Fall: Was wäre Kindern lieber, verantwortlich zu werden oder im Stande des unverantwortlichen Kindseins zu verbleiben? Hieße dies, dass man gar nicht erst aufwächst? Ich entzog mich der Debatte mit der Bemerkung: Dieser hypothetische Fall ist in sich widersprüchlich. Wenn jemand überhaupt wählen kann, ist er bereits verantwortlich.

Meine Zweifel an der Vorstellung, dass Carlton dem von Montaigne entworfenen Bild des idealen Freundes entsprechen könnte, mehrten sich. Doch es währte noch bis zum Abschied aus London und zum Aufbruch zur Rundreise

durch England, Schottland und Irland, dass ich meine Vorstellungen von der Freundschaft deutlicher zu formulieren wusste.

Die Stipvisite meiner flotten Tante

Bei der Sichtung der Unterlagen, die ich zur Darstellung meines Studienaufenthalts in London sortiert und in lesbare Reinschrift übertragen habe, ist mir augefallen, dass in der zweiten Juniwoche die Aufzeichnungen im Tagebuch abbrechen.

Am 10. Juni 1958 hatte ich noch eingetragen: *Mit dem British Council auf Exkursion zur Lillingstone Silk Farm. Ich konnte mir bisher nicht vorstellen, wie man aus den Cocons die Seidenfäden gewinnt. Ich kaufe eine Postkarte, die zeigt, wie Frauen die Fäden mit einfachen Maschinen abwickeln. Doch wichtiger als dieser Anschauungsunterricht sind mir die Gespräche mit den Teilnehmern der Exkursion. Auf der Hinfahrt sitze ich im Bus neben einem Inder, der in Tanganjika als Rechtsanwalt arbeitet. Wir sprechen über die Politik Indiens und das dortige Erziehungswesen. Auf der Rückfahrt neben mir eine Studentin aus Ceylon. Sie berichtet, dass Deutschland hundert Studenten und Studentinnen ihres Landes einlade. Wir sprechen über kostengünstiges Studieren in Frankreich.*

Am Abend im Goats Club ein Vortrag des Bibliothekars von Windsor Castle. Anekdoten, Traditionen, Filmaufnahmen. Und ich treffe Leila Sinha, eine faszinierende Inderin. Sie trägt einen hellblauen Sari aus Seide und studiert Anthropologie und ist sehr schön. Ich bin von ihr fast begeistert. Meine Kenntnisse zur indischen Kultur und Geschichte kommen mir zugute. Ich müsste mich jetzt bemühen. Es genügt nicht, die Dinge laufen zu lassen. Soll ich das?

Die nächste Tagebuchaufzeichnung erklärt, wie es zur Lücke in meinenNotizen gekommen ist. Am 11. Juni vermerke ich noch, dass ich den Versuch mache, an Leila, die faszinierende Inderin, zu schreiben, aber damit nicht zu Rande komme, bevor ich zur Victoria Station aufbrechen muss, um dort Maria Liebermann, meine Patentante, die nur ein Jahr ältere Schwester meiner Mutter, abzuholen. Ich werde ihr London zeigen und mich wie ein fürsorglicher Neffe und beflissener Fremdenführer verhalten. Im Tagebuch steht:

Tante Marle bringt Moosrosen und Erdbeeren aus dem Garten in Pleidelsheim. Sie wird eine knappe Woche in London bleiben und die ersten beiden Tage gegenüber im YWCA[19] *übernachten. Für die weiteren Tage habe ich ihr ein Zimmer (bed and breakfast) in der Nähe des British Museum besorgt, wenige Schritte vom YMCA entfernt.*

Und sie bringt schlechte Nachrichten von Zuhause. Mein Vater hat keine Freude mehr an seiner Firma. Er verbringt ganze Vormittage damit, Prospekte neuer Dampfbügeleisen von Rowenta und sich automatisch abschaltender Heizkissen von Beurer „mit dem Kaztenkopf“ in seine Verkaufsmappe zu sortieren.

Ich nehme Marle mit in den Lounge des YMCA, wo wir Ernest Peach treffen. Danach noch ein erster nächtlicher Spaziergang durch London zu den rasch wechselnden Lichtreklamen am Picadilly Circus. Sie ist ganz neugierige Touristin und sie will all das sehen, was den Ruf dieser wahren Weltstadt ausmacht. „Damit verglichen ist Stuttgart doch nur Provinz!“

---

[19] Young Women Christian Association

Und hier endeten – vorläufig wie ich meinte - die Aufzeichnungen in meinem Taschenkalender. Ich war nur noch für meine so erstaunlich jung gebliebene Tante da. Sie war gerade mal 44 Jahre alt. Sie gehörte zu der Generation von Frauen, die ihre Männer oder die meisten für eine Ehe in Frage Kommenden im Krieg verloren hatten. Unsere Tante Marle hatte nach dem Krieg ihre vordringliche Aufgabe darin gesehen, die Familie ihrer jüngeren Schwester zu unterstützen. Das lebenslange, enge Band zwischen den Schwestern war so kräftig, weil beide Waisenkinder und immer aufeinander angewiesen waren. Ihren 1915 gefallenen Vater hatten sie nicht gekannt und die an multipler Sklerose erkrankte Mutter hatten sie nach langem Siechtum verloren, als sie gerade volljährig geworden waren. Die beiden lebenslustigen Schwestern mussten sich alleine zurechtfinden. Meine Mutter hatte 1936 ihren langjährigen Freund Arthur geheiratet, und ihre Schwester hätte wahrscheinlich zur selben Zeit denselben Schritt getan, wenn ihren Freund Karl Singer, einen Jurastudenten, das Veto der streng katholischen Mutter nicht davon abgehalten hätte, nur um dann auf eine katholische Nazisse hereinzufallen, die unbedingt „dem Führer ein Kind schenken“ wollte. Dieser Propagandaspruch, der sich in den ersten Kriegsjahren in Deutschland mit einem Babyboom verband, konnte meine Tante – noch Jahrzehnte später - zur Weißglut bringen. Im Blick auf Kinder war für sie mein Vorname Programm und zwar das einzig Gültige. Als sie dann nach der Pensionierung ihren Karl, dessen Frau ihn nach dem Krieg verlassen hatte, doch noch heiratete, war es für eigene Kinder zu spät. Marle wurde neben der gleichfalls unverheirateten Hedwig, der Schwester meines Vaters, zur Patentante aller Söhne ihrer Schwester, und wir Kinder hatten auch allen Grund ihr zum 80. Geburtstag ein großes Lebkuchenherz am roten Ordensband zu überreichen: „Mater Familiae armoris causa“.

Für diese Tante war es selbstverständlich, dass sie mich in London besuchen würde. Im geblümten, kurzen Sommerkleid posierte sie mit mir – per Selbstauslöser - für Erinnerungsfotos vor der Tower Bridge und dem Tower selbst. Sie interessierte sich für die Kronjuwelen und wollte auch im Wachsfigurenkabinett de Gaulle und Adenauer sehen und im Verließ die Serienmörder. Und ich machte alles mit. Hier bin ich Tourist, hier darf ich’s sein.

Doch es zog sie auch zum Buckingham Palace und zur Garde mit den Bärenfellmützen, und auch Winsor Castle statteten wir einen Besuch ab. Und wir besuchten Familie Gallagher. Sie saß mit meinen Freunden nun in einem raffiniert geschnittenen Kostüm am Teetisch und ließ sich von mir dolmetschen. Es war einfach schön, und ich konnte sie auch für einen zweimaligen Besuch der National Gallery am Trafalgar Square begeistern, und dann am Abend bestaunten wir – auf Vorschlag von Carlton Karpeh und in seiner Begleitung - auf monumentaler Leinwand „The Seven Wonders of the World“.

Sie genoss es – wie einst als junge Frau und erfolgreiche Schneidermeisterin, die im eigenen grünen Sportwagen die Moselwindungen und den Rhein entlang geflitzt war – dem anstrengenden, wenn auch spannenden Dienst in der Stuttgarter Untersuchungshaftanstalt entgangen zu sein. Für letzteren hatte sie sich beworben, als an den privaten Kundinnen, die ihre figürlichen Probleme mit maßgeschneiderten Kleidern zu kaschieren trachteten, nicht mehr genügend Geld zu verdienen war. (Später avancierte sie – dank ihrer raschen Auffassungsgabe, ihres fabelhaften Gedächtnisses und auch ihres Organisationstalents - zur Leiterin der Fernschreibstelle der baden-württembergischen Landespolizei.)

Nach der aufregenden Londoner Woche reiste sie weiter zur Weltausstellung in Brüssel, nicht ohne mich zu beauftragen, auch für meinen Vater bei Burton Tailoring einen Anzug zu bestellen. Die Maße würde sie mir senden. Als Schneidermeisterin musste es ihr genügen, sich nach der Wahl des Stoffs das entsprechende Formblatt aushändigen zu lassen. Wir beide hofften, dass die elegante, britische Ausstattung meinen Vater auch auf seinen Geschäftsreisen wieder beflügeln würde.

Diese Erwartung erfüllte sich, zumal ich meinem Vater in Aussicht stellte, ihn – parallel zum Studium in Tübingen - im Winterhalbjahr wieder auf seinen Geschäftsreisen zu begleiten. Doch die Bestellung des Anzugs hatte sich zunächst ganz unerwartet verzögert. Die ganze Familie amüsierte sich über Marles Meister(innen)leistung. Am 27. Juni schrieb ich der weltläufigen Tante:

Das hätte einer Schneidermeisterin nicht passieren dürfen! Du hast glatt vergessen, Papas Brustumfang zu messen. Dieser ist bei Maßanzügen auch bei Männern – und besonders bei Sportschwimmern - von ausschlaggebender Bedeutung! Messe also bitte noch E und F und schicke mir diese Angaben für die endgütige Bestellung bei Burton Tailoring.

Die letzten Tage in London und der Abschied von den Freunden

Ich nahm das Tagebuchschreiben nach der Abreise der Tante nicht wieder auf, so dass ich im Folgenden - bei ansonsten fehlenden Erinnerungen – ganz und gar auf ein paar Postkarten und Briefe an die Stuttgarter Familie angewiesen bin. Ich erlaube mir diese manchmal dürren Informationen zu zitieren, weil sie vor dem Hintergrund des bisher Erzählten, ahnen lassen, wie intensiv und manchmal etwas ausufernd mein Studium der Anglistik, der Geschichte und der Weltkunde im weitesten Sinne in diesem kurzen Sommersemester doch war.

Am Samstag, den 21. Juni schrieb ich an die Familie: *Gestern war ich mit den Geschichtsstudenten des Queen Mary College in Chichister. In diesem Ort ist fast jedes Gebäude von historischer Bedeutung, das römische Feldlager, die Normannenburg, der Sitz des Bischofs und die Kathedrale. Mein Nachbar im Bus war der katholische Priester Father Roman. Er gehört zum Heiligen Geist Orden, der sich speziell der Mission gewidmet hat. Wir haben uns wieder vorzüglich unterhalten. Auch mit den anderen Studenten und Dr. McDonnald, der Wirtschaftsgeschichte lehrt, klappte die Verständigung gut.*

Und schon am folgenden Tag ergänzte ich den Bericht vom Ausflug nach Chichister mit einer Kunstpostkarte, die das Landschaftsgemälde The Hay-Wain von John Constable (1776-1837) in der National Gallery in London zeigt, und meinen Londoner Alltag schildert:

Nach der Abreise Tante Marles habe ich mir wieder verstärkt meine Bücher vorgenommen, zuvorderst die englische Grammatik und dann die Lehrbücher des Französischen, außerdem eine Literaturkunde des englischen Romans.

Am Abend des Samstag und des Sonntag war ich mit Carlton unterwegs. Im Kurts Club diskutierten wir mit einem Engländer über Shakespeare und die Verfilmung von Romanen, über Pazifismus und das Problem des mutmaßlich autoritären Charakters einer Weltregierung.

Carlton und ich sind ständig gemeinsam unterwegs. Gestern Abend sahen wir im Kino „The Caine Mutiny“ (mit Humphrey Bogart in der Hauptrolle). Anschließend hat Carlton mir aus seinem Tagebuch vorgelesen. Dann hat er über einen Roman gesprochen, den er zu schreiben gedenkt. Es soll um die Erlebnisse

eines Mulatten gehen, der nach England kommt, um hier zu studieren. Da kann ich nur hoffen, dass er nicht sofort Arbeit findet und so wenigstens den Versuch unternehmen kann, ein erstes Kapitel zu schreiben.

Über meine letzten Wochen in London geben nur ein paar Postkarten Auskunft. Ich wünschte, ich hätte mich schriftstellerisch betätigt und ein farbiges, von sommerlichem Leben sprühendes Bild aneinander gereiht. Stattdessen bemühte ich mich, den Eltern den eifrigen Studenten zu präsentieren, der ich tatsächlich auch war. Am 26. Juni schrieb ich nach Stuttgart:

Den Anzug für unseren Vater habe ich mit allen Maßen bei Burton Tailoring jetzt definitiv in Auftrag gegeben. Ich lerne weiter mit Nachdruck Französisch und hoffe, mich beim Besuch der Weltausstellung in Brüssel bereits in der Landessprache verständigen zu können.

Am Montagabend (23.6.) war ich im Sozialistenclub, genannt London Schools Left. Das Thema waren die Wohnungsprobleme in den Elendsvierteln von London. Ein Ausweg wäre, neue Quartiere am Rande der Stadt zu bauen. Doch diese haben den Nachteil, dass die engen Familienbande und die nachbarschaftlichen Beziehungen aufgelöst werden. Diese Beziehungsgeflechte sind aber außerordentlich wichtig für das Zusammenleben in den „boroughs", die in London über eine lange Tradition verfügen.

Am Dienstagabend (24.6.) war ich im Goats Club. Ein katholischer Priester sprach über die Rassendiskriminierung in Südafrika. Die 2 ½ Millionen Weißen würden sich immer stärker separieren und die Bildung der Schwarzen werde verhindert. Liberal gesinnte Weiße hätten einen immer schwereren Stand. Eine friedliche Lösung sei nicht in Sicht.

Heute Nachmittag habe ich die Komödie „The Importance of being Earnest" von Oscar Wilde gelesen, damit ich dann heute Abend im British Council eine viel gelobte Verfilmung dieses Stückes ansehen kann.

Anschließend bin ich dann noch zu Familie Gallagher eingeladen. Dort werde ich auch Eddie treffen. Sein Vater ist amerikanischer Diplomat. Mit ihm will ich am Samstag fünf Tage durch Wales trampen. Darum kann ich leider nicht dabei sein, wenn Herr und Frau Meja von Stuttgart kommend an Victoria Station abgeholt werden.

Es blieb nicht bei den Postkarten. Schon am folgenden Tag, am Freitag, den 27. Juni schrieb ich einen ausführlichen Brief an die Tante, doch im Wissen darum, dass er von der versammelten Familie begierig gelesen werden würde:

Das Wetter in England ist miserabel. Wenn es nicht schüttet, dann tröpfelt's. Die Tour nach Wales haben wir verschoben. Wir starten wohl erst am Sonntag (29.6.). Wir fahren mit Eddies Eltern etwa hundert Meilen aus London hinaus und dann versuchen wir es mit dem Hitchhiking (englisch für Trampen), immer unter der Voraussetzung, dass das Wetter sich bessert.

Carlton hat eine Ferienarbeit gefunden. Er wird als Portier in einem amerikanischen Klub arbeiten. Vielleicht lässt ihm dieser Posten selbst während der Arbeit noch Zeit, sich über den Inhalt seines Romans Gedanken zu machen.

Gestern war ich mit dem British Council in Harlow New Town (Essex). Das passte zu dem kürzlichen Vortrag über den Londoner Wohnungsmarkt und die Suche nach neuen Quartieren. Harlow New Town ist das Gegenteil von Chichister, in dem alle Gebäude eine lange Geschichte haben. Harlow ist 1947 unter der Leitung von Sir Frederick Gibbert (geb. 1908), der viel von Le Courbisier und Mies van der Rohe gelernt hat, auf dem Reißbrett entworfen worden und hat

jetzt mit 40.000 Einwohnern etwa die Hälfe des geplanten Umfangs erreicht. Es handelt sich aber um keine „Wohnstadt“. Die meisten arbeiten in der örtlichen Industrie. Nur zehn Prozent sind Pendler, die in London arbeiten. Diese Nähe von Wohnen und Arbeiten ist der eigentliche Sinn des Experiments. Dieses städtebauliche Konzept beeindruckte mich sehr – nicht zuletzt durch das Streben von Gibbert, Skulpturen im öffentlichen Raum zu platzerien – von Rodin bis Henry Moore.

Und im Übrigen viel Grün, viel Spielfläche für Kinder. Die Mischung von Schulen und Shopping-Zentren ist gut durchdacht, folgt aber keinem Schema. Das Nebeneinander von Wohnquartieren und Industrieanlagen ist der Landschaft angepasst. Es gibt eine große Zahl kleiner, mittelständischer Betriebe. Es sollen nicht zu viele Arbeitsplätze vom Florieren eines einzigen Großbetriebs abhängen.

Bis auf ein paar Wohnblöcke für Alleinstehende haben die Häuser einen Garten. Dieses Mit- und Nebeneinander von Kindern und Gärten soll helfen, neue Gemeinschaften wachsen zu lassen. Eine Besonderheit ist eine Fußgängerzone im Stadtzentrum und das dichteste Radwegenetz in ganz England.

Die Häuser wurden von mehr als hundert Architekten entworfen. Man wollte Uniformität vermeiden. Und doch, mir gefallen die Häuser nicht! Diese Allgegenwart von Backstein und Beton gibt diesen Schnellbauten etwas Primitives. Ich kann nicht anders: Ich finde, es ist schlimmer als das Eiernest in Heslach! Wie wird eine solche Stadt, die heute noch neu ist, in hundert Jahren aussehen?

Im Rückblick freut es mich, dass ich mich damals schon für Städtebau interessierte, obwohl dies so gar nicht mein Fach war. Diese Eindrücke kamen mir Mitte der 70er Jahre bei der Forschung über Bürgerinitiativen zur Sanierung alter und neuer Stadtteile zugute, sodass ich sogar zur Mitarbeit an einem Standardwerk über die Stadt in der Bundesrepulik Deutschland aufgefordert wurde.[20]

Aus dem Trampen zur Probe ist nichts geworden. Wieder einmal regnete es, und Eddie konnte seine Eltern für unser Road Movie nicht gewinnen. Die Eltern machten sich Sorgen. Eddies Bruder hatte bei einer Radtour einen Unfall erlitten. So kutschierte Eddies Mutter uns am fraglichen Wochenende nach Syon House, dem Schloss der Herzöge von Northumberland. Man konnte im Innern kostbar ausgestattete Räumlichkeiten bewundern, aber mich interessierte nun mal das Dekor weniger als die Menschen, die in solcher Umgebung leben. Wirklich amüsiert hat mich eine Löwenplastik. Nicht dass sie sonderlich originell gewesen wäre. Es war einer der vielen Löwen, die es in England wie in Deutschland nur aus Stein und in natura allenfalls im Zoo gibt. Das Besondere am Löwen von Syon war seine Position. Der Löwe steht auf dem Dach des Schlosses wie die Quadriga auf dem Brandenburger Tor. Als der Duke of Northumberland mit dem König in Streit geriet, drehte er den Löwen um, so dass dieser seitdem London und dem Buckingham Palace das Hinterteil zuwendet - gewissermaßen die bildhauerische Version unseres Götz von Berlichingen.

Und im Übrigen nutzte ich die letzten Tage des Semesters dazu meine Englischkenntnisse zu steigern. Ich hatte in den vergangenen drei Monaten viele Vokabeln und Redewendungen gelernt. Jetzt bemühte ich mich systematisch da-

---

[20] Bürgerinitiativen. In: Wolfgang Pehnt (Hrsg.): Die Stadt in der Bundesrepublik Deutschland. Lebensbedingungen, Aufgaben, Planung, Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1974, S. 107-125

rum, Fehler zu vermeiden. Ich paukte englische Grammatik. Nach dem Samstag in Syon House schrieb ich am Montag, den 30. Juni, an meine Eltern:

Gestern und heute habe ich den ganzen Tag nur gelernt. Von 250 Seiten englischer Grammatik fehlen mir im Lehrbuch jetzt nur noch 50. Dann las ich zur Entspannung „Pride and Prejudice“ (Stolz und Vorurteil) von Jane Austen, bevor ich mich dann noch einmal drei Stunden über das Französischlehrbuch her machte.

Ich hatte während meines Englandaufenthalts beschlossen, meine geringen Französischkenntnisse, die ich mir am Gymnasium in einer Arbeitsgemeinschaft angeeignet hatte, soweit auszubauen, dass mir ein Studium in Frankreich möglich würde. Es war nicht so schwierig, wie ich zunächst angenommen hatte, weil meine Latein- und Englischkenntnisse mir beim Lernen der Vokabeln sehr hilfreich waren. Dass ich in den letzten Wochen in London nur wenige Postkarten und Briefe nach Stuttgart schickte, lag in derster Linie daran, dass ich den größten Teil des Tages an einem der Schreibtische im Zeitungsleseraum des YMCA verbrachte. Eine Ausnahme zeigt ein letzter Tagebucheintrag vom 4. Juli an.

Um 2.30 p.m. in der Tate Gallery. Abends im London Schools Left Club. Der amerikanische Soziologe und Publizist Norman Birnbaum (32) spricht über „ America – The Revolution that didn't take place.“Das passt wie die Faust aufs Auge, denn heute feiern die Amerikaner in ihrer Botschaft die amerikanische Unabhängigkeit. Eddie gehört zu den 5.000 Gästen der Party. Ich fühle mich hier im Left Club wohler.

Am selben Tag schrieb ich auch noch einen Brief an die Eltern in Stuttgart und klagte wieder einmal über das Wetter. *Der viel bestaunte Herren-Knirps gehört mittlerweile zu meiner Normalausstattung wie das Taschentuch. Selbst für englische Verhältnisse ist das Wetter miserabel. Hochwasser in weiten Teilen des Landes*.

Anscheinend haben aber gerade dank des schlechten Wetters meine Englischkenntnisse rasch zugenommen. Ich paukte Grammatik noch und noch und las dann zur Entspannung in den Romanen Jane Austens oder gewöhnte im Kino mein Ohr daran, auch Dialoge zu verstehen - englische und amerikanische. Im Westend lief „Die Brüder Karamazow“ nach dem Roman Dostojewskis. *“Mich beeindruckten die schauspielerischen Leistungen von Maria Schell und Yul Brynner. Enttäuscht waren jedoch Kritiker, die den Roman gelesen hatten“,* meldete ich nach Stuttgart.

Zum Test meiner Englischkenntnisse geriet dann aber ein ganz anderer Dialog, dessen Thema mich – ohne dass ich dies bereits geahnt hätte – im bevorstehenden Wintersemester beschäftigen sollte. Ich schrieb an meine Eltern:

Gestern Abend (3.7.1958) haben wir *auf meiner Bude bis nach Mitternacht über die Prädestinationslehre disputiert. Gegen Ende wurde es dann mehr und mehr zu einem Monolog meinerseits, weil die drei anderen, Keith Clark, der Musikstudent und Claus, der Hamburger Banklehrling, zwar großes Interesse zeigten, ihnen aber die entsprechenden Literaturkenntnisse fehlten. Für mich sind solche Gespräche eine gute Übung. Ich muss komplizierte philosophische Gedankengebäude vereinfachen und veranschaulichen.*

Wenn ich dies heute lese, wüsste ich gerne, was ich damals wortwörtlich gesagt habe – vor dem Hintergrund meiner Münchener Lektüre von Schopenhauer und Nietzsche – und womit ich meine drei Freunde *„nach Mitternacht“* vom Einschlafen abgehalten habe. Mit systematischer Theologie hatte ich mich noch

kaum befasst. Wahrscheinlich ließ ich mich von der Möglichkeit einer ewigen Verdammnis nicht schrecken, sondern vertraute – dank meiner seit Kindertagen anhaltenden Orientierung an Jesus und seiner Bergpredigt - auf das, was die Leuenberger Konkordie 1971 den „universalen Heilswillen Gottes“ genannt hat,[21] ohne dass ich mir 1958 auch nur andeutungsweise zugetraut hätte, diesen Heilswillen in der aktuellen politischen Landschaft zu erkennen. Ich war eher skeptisch, um nicht zu sagen pessimistisch. Allenfalls hätte ich sagen können: Dieser Heilswillen Gottes ist gewissermaßen im Busch, und wir müss(t)en es wagen, ihn durch entsprechende Aktivitäten sichtbar zu machen. Mit Gandhi hätte ich später vielleicht von „unseren Experimenten mit dem Heilswillen Gottes“ sprechen können. Doch 1958 hatte ich Gandhis Autobiographie „Meine Experimente mit der Wahrheit“ noch nicht gelesen und so stand mir auch dessen Begriff des „Experiments“ in der Form der nonviolent direct action noch nicht zu Gebote. Doch ich war wohl auf der Spur, denn zum Ende meines Londoner Aufenthalts kaufte ich in großem Umfang Bücher – darunter war auch Louis Fischers Biographie Mahatma Gandhis.

Und bei wem hätte ich für meinen groß angelegten Einkauf englischsprachiger Bücher mehr Verständnis finden können als bei Irene Keller, die im Unterschied zu meiner Mutter Bücher nicht nur liebte, sondern auch deutsche und englische Klassiker in großer Zahl gelesen hatte? Ich schrieb ihr am 5. Juli:

So allmählich muss ich mich mit dem Abschied von London befassen. Das prägt meinen Tageslauf. Am Donnerstag (3.7.) stöberte ich in den Antiquariaten in der Charing Cross Road. All der Staub verlangte am Abend ein Brausebad. Ich hatte nach einfacher französischer Lektüre gesucht, nach Schulausgaben mit Glossar. Auch französische und russische Klassiker kaufte ich auf Englisch, damit ich zurück in Deutschland nicht aus der Übung komme. Am Abend schleppte ich mehr als 30 Bücher zur Tottenham Court Road. Meist handelte es sich um Penguin-Taschenbücher.

Es machte mir Spaß, meine Englischkenntnisse nun auch schon zum Feilschen einzusetzen. Auf diese Weise bekam ich in Leinen gebundene Exemplare von Flauberts „Madame Bovary“ und Balzacs „Old Goriot“ als Dreingabe zu den bereits ausgewählten 12 Bänden. Das war im Antiquariat Pools.

Ich freue mich darauf, diese Bücher im Herbst so nach und nach zu lesen. Ich will meine Zeit sorgfältig einteilen und mir immer Taschenbücher einstecken, so dass ich schon an der Straßenbahnhaltestelle oder in der Schlange vor dem Kino mit dem Lesen beginnen kann. Jeder Anzug erhält als Grundausstattung einen Klassiker in die Außentasche.

Doch ich möchte Dir nicht nur von alten Büchern, sondern auch von meinen tagespolitischen Eindrücken berichten. Gestern besuchte ich eine Veranstaltung des London Schools Left Wing Club. Ich kenne dessen Sekretär Laurence Or-

---

[21] In der Leuenberger Konkordie (1973) zwischen Reformierten, Unierten und Lutheranern heißt es: „Im Evangelium wird die bedingungslose Annahme des sündigen Menschen durch Gott verheißen. Wer darauf vertraut, darf des Heils gewiss sein und Gottes Erwählung preisen. Über die Erwählung kann deshalb nur im Blick auf die Berufung zum Heil in Christus gesprochen werden. Der Glaube macht zwar die Erfahrung, dass die Heilsbotschaft nicht von allen angenommen wird, er achtet jedoch das Geheimnis von Gottes Wirken. Er bezeugt zugleich den Ernst menschlicher Entscheidung wie die Realität des universalen Heilswillens Gottes. Das Christuszeugnis der Schrift verwehrt uns, einen ewigen Ratschluß Gottes zur definitiven Verwerfung gewisser Personen oder eines Volkes anzunehmen.“

bach. (Sein Vater ist Abgeordneter der Labour Party im Parlament.)[22] *Es war mein vierter Besuch in diesem Club. Sie verstehen es, bedeutende Sprecher einzuladen. Ich habe dort viel Neues gehört. Über die sozialen Verhältnisse in Südafrika und in den USA, über Kunst und Sozialismus, über die Londoner Slums und die neuen Vororte. In den anschließenden Diskussionen lernt man die Mentalität dieser begeisterungsfähigen jungen Sozialisten kennen.*

Den Anstoß zur Gründung dieses Clubs gab der Anti-Atombombenmarsch von London nach Aldermaston. Ich begrüße solche Clubs, solange sie ihre Aufgabe vor allem in der Information und im Heranbilden kritisch urteilender Staatsbürger sehen. Zuwider sind mir parteipolitische Fanatiker, die ihr Gefühl der Stärke nicht aus ihrem Wissen und ihrem Verständnis der politischen Lage ableiten, sondern aus der bloßen Zugehörigkeit zu einer Organisation. Ich bin immer wieder erstaunt, wie bedingungslos diese jungen Leute im Alter zwischen 16 und 21 Jahren im Sozialismus einen Wert an sich erblicken. Ich sehe darin immer nur ein Mittel zum Zweck. Jugendlich sentimental wird hier die Parteidoktrin nachgebetet. Das politische Interesse der Jugendlichen ist mir sympathisch, aber ich finde es äußerst gefährlich, sich so früh auf eine Parteilinie festzulegen. Es gibt doch genug warnende Beispiele für das schändliche Ausnutzen jugendlicher Begeisterungsfähigkeit, ob man da nun an die Kinderkreuzzüge im Mittelalter oder an die Hitler-Jugend oder an die Jugendweihe in der Ostzone denkt.

Es gibt noch einen weiteren Beleg für mein sich ausweitendes Interesse an englischer und eben auch französischer Literatur. Am 13. Juli schrieb ich an Marie-Claude Ardoin, mit der ich im British Council so manchen Vortrag gehört und mit der ich auch an einigen Exkursionen des British Council teilgenommen hatte:

Dear Marie-Claude,

von Deiner Vermieterin habe ich Deine Pariser Adresse erfahren. Ich habe meine Studien am Queen Mary College beendet und nutze die Zeit vor der Tour nach Schottland, um Französisch zu lernen und meine handwerklichen Kenntnisse auf dem Felde des Schreibens von Romanen und Kurzgeschichten zu erweitern. Ich habe mir französische Belletristik besorgt: Balzac, Flaubert und Hugo. Am meisten schätze ich Maupassant, besonders seine Darstellung des Lebens der Bauern. „The Christening“ (Die Taufe) habe ich viermal gelesen. Heute stritt ich mit einem Menschen, der behauptete, dass man nur zwei bis drei Ge-

---

22 From Wikipedia, the free encyclopedia

Maurice Orbach (13 July 1902 – 24 April 1979) was a British Labour Party politician.

Orbach was educated at technical college in Wales and as an extramural student at New York University. He was general secretary of the Trades Advisory Council from 1940 and chairman of Central Middlesex Group hospital management committee.

Orbach contested Willesden East in 1935 and in a 1938 by-election. He was elected Member of Parliament for Willesden East in 1945, serving until his defeat in 1959, and for Stockport South from 1964 until his death just before the 1979 general election. His successor was Thomas McNally.

His daughter Susie Orbach is a psychotherapist and writer, and co-founder of The Women's Therapy Centre in London.

His son Laurence Orbach taught history at Columbia University, New York, before founding Quarto Publishing in London in 1976. He is currently chairman and CEO of The Quarto Group, Inc.

schichten Maupassant gelesen haben müsse, um zu begreifen, wie alle anderen gestrickt seien.

Ich schätze an Maupassant, dass es ihm bereits in den ersten Zeilen gelingt, unser Interesse zu wecken und dass er es versteht, dieses zu Beginn angeschlagene Thema, am Schluss noch einmal aufzugreifen.

Das besondere Können Jane Austens zeigt sich darin, wie sie Menschen durch die Art ihres Sprechens charakterisiert. Sie muss bei Konversationen gar nicht sagen, wer gerade spricht. Man merkt es an der Art, wie ihre Protagonisten sich ausdrücken. Das können die wenigsten Schriftsteller.

Ich hätte Dich so gerne vor Deiner Abreise noch gesehen, aber ich hoffe, dass wir brieflich in Kontakt bleiben und dass ich Dich im kommenden Frühjahr in Paris wieder sehen werde.

Während ich so in Gedanken für das Jahr 1959 bereits den nächsten Studienort anpeilte, galt es, mich in London von meinen mittlerweile zahlreichen Bekannten und Freunden zu verabschieden und ihnen meine Stuttgarter Adresse zu hinterlassen. Ich würde zwar nach der geplanten Rundreise durch Großbritannien und Irland noch einmal kurz beim YMCA reinschauen, aber mich in London nicht mehr aufhalten.

Bei Ernest Peach und den anderen Mitglieder des YMCA konnte ich annehmen, dass ich sie bei einer gelegentlichen Rückkehr nach London wieder beim Teetrinken oder der Zeitungslektüre in der Lounge des YMCA antreffen würde, aber bei vielen anderen bedurfte es schon des Versuchs, mich etwas förmlicher zu verabschieden. Es hat nicht geholfen. Ernest Peach hat mich noch einmal in Stuttgart besucht, aber zu allen anderen habe ich – trotz Briefen – rasch den Kontakt verloren. Das galt leider auch für Hélèn Bourquin. Mit Marie-Claude Ardoin habe ich in Paris noch einmal telefoniert, aber es kam zu keinem Wiedersehen. Es sind mir also nur Erinnerungen und im besten Fall ein paar Briefzeilen und eben die Erkenntnis geblieben, dass für die meisten Bekanntschaften, die man im Leben macht und die eine Zeitlang mit intensiven Gesprächen und sogar Kooperationen verbunden sein mögen, doch die Regel gilt: „Aus den Augen aus dem Sinn“.

Und wie war’s mit dem Abschied von Carlton Karpeh, dem an Montaigne orientierten Wunschbild eines Freundes?

Ich greife zu dem Brief, den ich am 16. Juli 1958 vor der Rundreise durch Großbritannien und Irland an meine Familie in Stuttgart geschrieben habe:

Dies ist der letzte Brief, den ich hier am Fenster des Leseraums im YMCA schreibe. Meinen Koffer mit all den Büchern habe ich gestern zur Bahn gebracht. Er wird als Reisegepäck des Ehepaars Meja nach Stuttgart transportiert.

Ich habe mich in London von allen Freunden verabschiedet. Hélène ging mit ihrer Freundin auf ein Sommernachtsfest in Soho. Dort hätte ich sie noch einmal sehen können. Doch Ihr wisst ja, dass ich so entsetzlich unmusikalisch bin, die Rhythmen nicht erkenne und den Takt nicht halten kann. Ich habe Angst, mich als Tänzer zu blamieren – und so habe ich mich am Telefon verabschiedet. Vielleicht behält Hélène mich so angenehmer in der Erinnerung. Doch wahrscheinlich werden wir uns ohnehin nicht wieder sehen.

Am meisten beschäftigte mich während der letzten Tage der Abschied von Carlton. Ihm habe ich viele interessante Abend und manche Bekanntschaft zu verdanken. Auch Laurence Orbach, den Sekretär des Sozialistenclubs der Lon-

doner Schulen, habe ich über ihn kennen gelernt, wenn ich die Verbindung dann auch selbständig weiter ausgebaut habe.

Doch selbst wenn ich mir dies alles noch einmal vor Augen halte, bin ich von der Entwicklung enttäuscht. Carlton ist zu einer richtigen Freundschaft wohl gar nicht fähig. Er sucht sie nicht. Er ist everybody's darling und von sich sehr eingenommen. Er sammelt Bekanntschaften, doch das Interesse an seinen Mitmenschen erlischt bereits, wenn er ein paar äußere Daten über sie gesammelt hat. Dabei genügen diese sicher nicht, um einen Menschen von Grund auf zu verstehen. Es reut mich, dass ich ihm mein Foto gab. Gegen die Vorstellung, dass es auf dem Stapel mit den Porträts anderer Bekanntschaften landet, sträubt sich mein Stolz gewaltig.

Anfangs dachte ich, Carlton könnte wirklich mein Freund werden. Wir stimmten in den politischen Anschauungen überein. Völkerverständigung als Grundlage des Weltfriedens, Toleranz statt Fanatismus. Er war auch der erste junge Mensch, mit dem ich mich gewinnbringend über weltanschauliche und kulturelle Fragen unterhalten konnte. Und doch hatte ich schon früh den Verdacht, dass er gar nicht ernsthaft auf der Suche ist, sondern dass ihm das schiere Disputieren einfach Spaß macht. Auf die Wahl der Themen kam es ihm nicht an. Es war ihm egal, ob man über einen Film, ein politisches Ereignis oder einen menschlichen Charakterzug diskutierte. Es wurde nicht deutlich, was wirklich zu klären ist. Er sah nicht die Gefahr, dass man einander zum wiederholten Mal dieselben Argumente auftischt.

Für Carlton ist die Pflege von Freundschaften eine Freizeitbeschäftigung. Mir kommt es auf die Zusammenarbeit im Blick auf gemeinsame Ziele an. Es bedarf wechselseitiger Aufgeschlossenheit und helfender Kritik.

Carlton ist sich aber seiner selbst so sicher, dass er es nicht für erforderlich hält, weiter an sich zu arbeiten. Ich war ihm wohl zu ernst und schließlich ein unangenehmer Mahner, weil ich auf einem methodischen Vorgehen beharrte. Das wurde besonders deutlich bei unseren Gesprächen über sein Romanvorhaben. Von diesem hatte er mir zunächst stolz und siegessicher berichtet. Als ich ihn aber nach den Charakteren und der Handlung fragte, zeigte es sich, dass außer dem Titel noch nichts vorhanden war. Das zugeben zu müssen und dass er innerhalb von zwei Wochen überhaupt nicht vorangekommen war, muss ihm wenig angenehm gewesen sein. Es stand in allzu deutlichem Widerspruch zu seiner sonst zur Schau gestellten Erfolgssicherheit.

Und doch muss ich zugeben: Jedes Mal, wenn ich mich mit Carlton traf, ereignete sich etwas Unerwartetes oder ich lernte etwas, das ich zu lernen nicht erwartet hatte. Und jetzt schon freue ich mich auf seine Briefe und auf ein eventuelles Wiedersehen, auch wenn es dann nicht mehr sein wird als die Begegnung mit einem guten Bekannten.

[...]

Diesen Brief wollte ich eigentlich mit dem Satz schließen, dass ich jetzt den Rucksack aufsetze und mich vier Wochen auf Wanderschaft begebe. Doch im Moment regnet es mal wieder wie aus Kübeln, und ich werde meine Abreise wohl auf morgen verschieben und heute Nachmittag noch eine Vorstellung von Shakespeares Komödie „As you like it" (Wie es Euch gefällt") besuchen.

Ich hatte also noch etwas Zeit und nutzte sie nicht sonderlich originell. Ich ging ins Kino. Doch vielleicht lässt sich aus den Kommentaren zu diesen Filmen ablesen, war in mir vorging. Ich schrieb an meine Eltern:

Ich habe noch zwei Filme gesehen. „Der unbekannte Soldat“ (Regie Evin Laine) kommt aus Finnland. Ihm liegt ein Roman von Väino Linna zugrunde. Er spielt im Jahre 1941. Dieser Film aus dem Jahre 1955 ist schonungslos realistisch und wirklich desillusionierend, ganz anders als viele neue amerikanische, angeblich kritische Kriegsfilme, die dann eben doch mit Heldenbildern versteckte Wehrpropaganda treiben. Der finnische Film ähnelt „Im Westen nichts Neues“. Dieser – übrigens auch amerikanische – Film machte aus mir einen entschiedenen, kompromisslosen Pazifisten. Filme eignen sich noch mehr als Bücher, der Jugend ein Bild des wirklichen Krieges zu vermitteln. Der Roman alleine schafft das nicht, weil die Schrecken des Krieges unsere Möglichkeiten der phantasievollen Einbildung übersteigen. Der Film kann Schlachtenbilder zeichnen; der Roman kann oder könnte zeigen, was in dem einzelnen Soldaten vorgeht und wie ein Charakter sich unter dem Eindruck des Krieges verändert. Was mich wundert, ist aber, dass die Menschen durch die Bewährungsproben im Krieg und durch die Begegnung mit dem Tod seelisch so wenig wachsen. Oft scheint der Bildungseffekt eines Krieges so gering wie der eines Alptraums.[23]

Der zweite Film war „A Night to Remember“. Im Stil eines dokumentarischen Berichts wurde der Untergang des Luxusdampfers „Titanic“ gezeigt. Es war eine Studie über menschliche Reaktionen in unmittelbarer Todesnähe. Ich habe mich danach (vergebens) gefragt, ob ich dem Tod ruhig entgegensehen könnte oder ob ich von den Ereignissen überrumpelt, instinktiv und rücksichtslos, tierisch bzw. allzumenschlich um mein eigenes Leben kämpfen würde, das heißt, alles philosophische und religiöse Wissen der elementaren Todesfurcht weichen würde. Ich habe keine Antwort. Ich wünsche mir nur etwas Zeit, um mich auf den Tod vorzubereiten.

Von Freunden und Geschwistern

Im Rückblick misstraue ich solchen Episteln. Möglicherweise war dies nur gestelzter Tiefsinn aus der Feder eines Einundzwanzigjährigen. Wirklich bewegt hat mich die Frage, warum ich mit meinem Bemühen, einen Freund zu finden, gescheitert war, nicht endgültig, aber vorläufig. Hatte ich es nur falsch angestellt oder hatte ich verkehrte Erwartungen gehegt? Ich schrieb an meine Eltern:

Mir ist jetzt aufgegangen, dass man zwar einen Freund suchen kann, es aber ein Glücksfall bleibt, einen solchen zu finden. Vielleicht muss man lange warten. Irene haben wir auch erst spät kennen gelernt und es war nicht sofort deutlich, dass sie zur Freundin werden würde. Ich vermute, dass ich mich mit meinem Bruder Manfred mein ganzes Leben lang viel enger verbunden fühlen werde als mit irgendeinem Freund. Wir beide können uns gelegentlich noch so in die Haare geraten, es gibt zwischen uns doch eine Art der Verbundenheit, die einfach da ist. Sind das gemeinsame Erbanlagen oder ist es die schroffe Ehrlichkeit unter Brüdern, die keine schleimigen Komplimente kennt, die uns verbinden?

---

[23] Über das Problem der Kriegstraumata hatte ich damals noch nicht ausreichend nachgedacht. Diese Traumata wurden erst durch die amerikanischen Rückkehrer aus dem Vietnamkrieg zu einem Thema der psychologischen Forschung und der Literatur.

Ich habe diese Frage in dem Brief an die Eltern nicht beantwortet. Ich habe auch bei Montaigne keine Antwort gefunden, die auf mein Verhältnis zu meinem nur unwesentlich jüngeren Bruder Manfred gepasst hätte. Gewiss, Montaigne erörtert auch die Freundschaft und Zuneigung unter Brüdern. Er sieht zwei hauptsächliche Hemmnisse. Das eine ist, dass die Charaktere der Brüder so unterschiedlich sein können, dass sie zu keinem Einverständnis gelangen. Das andere Hemmnis ist der Umstand, dass Geschwister in Streit geraten können, weil sie darunter leiden, dass sie sich benachteiligt fühlen durch die Art und Weise, wie die Eltern ihre Zuneigung und schließlich das Erbe unter ihren Kindern aufteilen.

Diesen beiden Umständen maß Montaigne eine solche einschneidende Bedeutung bei, dass er an die Realisierung seines Idealbildes der Freundschaft oder gar der Liebe unter Geschwistern nicht glauben konnte. Ich war hier optimistischer und bejahte als Möglichkeit, wo Montaigne seine Zweifel in den Vordergrund schob. Er fragte: „Warum findet man die trauliche Eintracht und die gegenseitige Mitteilung, welche wahre und vollkommene Freundschaft erzeugen“, unter Brüder so selten? Bei den Beziehungen unter Geschwistern handle es sich um Freundschaften, welche die Gesetze und die Pflichten der Natur uns auferlegen, „wobei keine Wahl stattfindet und dabei der freie Wille nicht mitwirken kann wie bei der bloßen Herzensfreundschaft.“[24]

Da ich nicht den Eindruck hatte, dass unsere Eltern den einen oder anderen von uns bevorzugten und ich mir nach dem fast totalen Verlust unseres materiellen Besitzes durch den Krieg kaum vorstellen konnte, dass Erbstreitigkeiten uns entzweien könnten, maß ich gerade der „traulichen Eintracht und der gegenseitigen Mitteilung“ unter Brüdern höchste Bedeutung bei. Gerade nach der sich rasch entwickelnden, dann aber auch wieder auslaufenden Freundschaft zu Carlton Karpeh hatte ich den Eindruck, dass das zwischen Brüdern gewachsene Vertrauen doch weitaus verlässlicher sei als die vom freien Willen gewählte und günstigen Umständen zu verdankende „Herzensfreundschaft“. Jedenfalls stimmte ich Montaigne schließlich nur darin zu, dass Freundschaften in der Art, wie dieser sie in seiner Verbindung zu Etienne de la Boétie erfahren hatte, etwas ganz Seltenes seien, auf das man – vernünftigerweise – nicht warten sollte: „Um eine solche Freundschaft zu stiften, werden so viele Zufälligkeiten erfordert, dass es schon viel ist, wenn das Glück solche nur alle dreihundert Jahre einmal zusammentreffen lässt.“[25]

Desto größere Bedeutung maß ich dem bei, was Montaigne „die Pflichten der Natur“ unter Brüdern nannte. Ich war erzogen worden zum Gefühl der Verantwortung für meine Geschwister. Dieses Gefühl war gegenüber den weit jüngeren Geschwistern so stark, dass es über das, was man Kameradschaft oder gar Geschwisterliebe nennen könnte, dominierte. Da meine Mutter mich in die Verantwortung für den schulischen Erfolg der Geschwister einbezog, ja mir diese am liebsten aufgebürdet hätte, fühlte ich mich fast wie ein Erziehungsberechtigter. Das war im Blick auf Manfred weit weniger der Fall als im Blick auf den neun Jahre jüngeren Hans-Martin und den sechzehn Jahre jüngeren Ulrich. Manfred trug selbst die Verantwortung für seinen (durchaus gefährdeten) schulischen Er-

---

24 Michel de Montaigne: Über die Freundschaft. In: Essays, Leipzig: Reclam 1990, S. 111

25 ebda, S. 109

folg, und uns beide verbanden philosophische und religiöse Fragen und auch die Leidenschaft der Beobachtung all dessen, was in der Natur blüht, flattert, nach Futter sucht oder in den Flüssen und Seen schwimmt. Dass aber auch im Verhältnis zu Manfred mich die Frage der Verantwortung für den Bruder umtrieb, wird daran deutlich, dass mein erster schriftstellerischer Versuch, zu dem es in England kam, sich mit einem Fall befasste, in dem ich als Bruder versagt hatte.

Ich schiebe diese autobiographische Erzählung hier ein, weil sie deutlich macht, wie sehr die Einbindung in die Familie mich nach London begleitete, um nicht zu sagen verfolgte. Man hätte ja denken können, dass ich bei all den vielen Anregungen – von den fabelhaften Stücken Shakespeares bis zu verlockenden Begegnungen mit jungen Frauen – mich an ganz anderen short stories versuchen würde als einer Kindheitserinnerung, in der mein Bruder und ich eher traurige Rollen spielen.

Wo ist dein Bruder?

Der Reiz so mancher Erinnerung an die Kindheit besteht darin, dass die kleinen Helden unversehens in ein Milieu geraten, in das sie nicht hinein geboren wurden. Das berühmteste Beispiel ist wahrscheinlich Mark Twains „Der Prinz und der Bettelknabe“. In der folgenden Geschichte ist der Kontrast zwischen hoch und niedrig, adlig und gemein weit geringer, aber sie spielt immerhin in einem Schloss, und mein Bruder und ich hätten es nie betreten und darin gespeist und übernachtet, wenn der Zweite Weltkrieg uns nicht in dieses Gemäuer verschlagen hätte. Und das kam so.

Der erste englische Bombenangriff auf das Stammwerk der Firma Bosch in Stuttgart verfehlte zwar sein Ziel, aber eine verirrte Sprengbombe riss die vordere Hälfte des Sandsteinhauses, in dessen drittem Stock meine Großeltern wohnten, in die Tiefe. Sie konnten die Hälfte ihres Mobiliars – einschließlich des Klaviers meiner Tante – immerhin noch bergen, mussten aber eine Wohnung außerhalb Stuttgarts finden. Da mein Großvater bei dem Angriff verschüttet und verletzt worden war und mit seiner Wiederherstellung vor der baldigen Verrentung als Werkszimmermann von Bosch nicht zu rechnen war, akzeptierten meine Großeltern, ihre Tochter und die Urahne als Alterssitz drei große Räume und die seit Menschenaltern nicht mehr renovierte Küche im ersten Stock des Neuen Schlosses von Beihingen am Neckar. Meine Großmutter stammte aus einer Familie von Bauern und Küfern im benachbarten Pleidelsheim. Und es gab aus ihrem Erbe dort mehrere Obstbaumwiesen und ein großes Stück Gartenland, das auch von Beihingen aus bewirtschaftet werden konnte.

Doch das Ausweichquartier hatte aus der Sicht meiner Großmutter auch eklatante Nachteile – besonders im sanitären Bereich. Das Neue Schloss war neu nur im Blick auf das einen Bogenschuss entfernte Alte Schloss, das aus der ganz alten Ritterzeit datierte und noch ein geräumiges Brunnenbassin aufwies, das im Falle von Belagerungen durch feindliche Rittersleut als Trink- und Löschwasser diente und in dem nun große Döbel schwammen, die wir Kinder nach Heuschrecken schnappen ließen. Auch das so genannte Neue Schloss war 1535 noch aus Bruchsteinen erbaut worden. Diese waren aber nur noch auf der steil zu einem

Bach hin abfallenden Rückseite sichtbar. Doch dort hielt sich niemand auf, denn der Boden war modderig und bedeckt von Brennnesseln, Holundergestrüpp und knorrigen Robinien. Zum Dorf hin waren die Wände früher oder später verputzt worden. Und die ganze Anlage umgab – mit Ausnahme der schroff abfallenden Rückseite - eine hohe Mauer, die aber zwei bogenförmige Durchlässe frei ließ. Außerdem konnte man durch ein zweiflügliges, aber gewöhnlich geschlossenes Tor zu der hohen Zehntscheuer gelangen, die sich innerhalb der Mauer erhob und an diese angelehnt gemeinsam mit dem Schloss erbaut worden war.

In seinem Innern war das quadratische, turmlose Schloss großzügig gegliedert. Über eine breite, laut knarrende Eichentreppe stieg man nach oben, vorbei an einem großformatigen Stich des auf Helena sterbenden Napoleon. Mein Bruder Manfred und ich empfanden die Räume des Schlosses als riesig. Die Eichenbalken an den Decken waren so dick wie unsere Unterarme lang. Wir mussten uns gegen die Türen stemmen, um sie öffnen, und wir genossen es, auf die Plattform im ersten Stock zu treten und durch die Schießscharten und vorbei an den Ästen einer hoch ragenden Kastanie auf den Schlosshof und auf die ehemaligen Pferdeställe zu blicken, in denen unser Großvater zuerst seine Werkstatt eingerichtet, dann Kaninchenställe und ein fuchssicheres Hühnerhaus gebaut und schließlich auch noch Heu eingelagert hatte. Auch wenn sich die Großmutter über das Plumpsklo und den altertümlichen Herd mit Wasserschaff und herausnehmbaren Ringen über der Feuerstelle beklagte, so waren mein zwei Jahre jüngerer Bruder Manfred und ich doch glücklich über dies abenteuerliche Notquartier der Großeltern. Nachdem wir von Münsingen, wohin wir in den letzten Kriegsjahren evakuiert gewesen, nach Stuttgart zurückgekehrt waren, freuten wir uns darauf, die Großeltern so oft wie möglich im Neuen Schloss in Beihingen zu besuchen. Wir beide schliefen zusammen in einem gleichfalls riesigen Eichenbett und blickten beim Aufwachen hinauf zu den dicken Deckenbalken und freuten uns auf die Waffeln, welch die Großmutter über dem offenen Feuer in einem Eisen, das sich im Gewinde drehen ließ, für uns backte – Eier von eigenen Hühnern inklusive.

Auch der Großvater steuerte regelmäßig sein Teil bei zum Diner im Schloss. Er hatte so viele Kaninchen, dass er mit dem Leiterwagen, dem er noch Wangen aufsteckte, zu Straßenrainen ausfahren musste, um dort mit der Sense Klee zu mähen. Er fütterte damit Dutzende immer hungriger Belgischer Riesen. Das war eine schwergewichtige Rasse, mit der er auch Preise gewann, ob nun vereinsintern oder im regionalen Vergleich weiß ich nicht mehr. Doch ich erinnere mich, dass die einschlägige Fachzeitschrift „Der Kleintierzüchter“ die Lieblingslektüre – genau genommen die einzige Lektüre – meines Großvaters bildete – neben dem „Boschzünder“, der Hauszeitschrift der Mitarbeiter und Pensionäre von Bosch.

Wir begleiteten den Großvater gerne, wenn er zu den Obstbaumgrundstücken nach Pleidelsheim fuhr und dabei den Leiterwagen hinter sich her zog. So lernten wir beim Futterholen die Anlage von Beihingen, zumindest die steil zum Schloss ansteigende Hauptstraße kennen. Ich konnte mich bald alleine zurechtzufinden. Doch gemeinsam waren Manfred und ich eigentlich nie ohne den Großvater unterwegs und wir weiteten unsere Erkundungszüge um das Schloss nur zögernd aus.

Durch das Gartentor gelangte man aus dem Schlosshof auf eine weite Wiesenfläche, die sich vorzüglich zur Pferdekoppel geeignet hätte und es vor Zeiten sicher auch gewesen war, weil sie hangaufwärts von einer Fortsetzung der Schlossmauer, in der Tiefe von einer Weißdornhecke und hangabwärts von Haselnussbüschen, die einen Bachlauf säumten, begrenzt war. Längs der Schlossmauer hatten die Großeltern Tomaten und Bohnen gepflanzt. Diese durften wir selbständig ernten, soweit wir die Schoten der rot blühenden Stangenbohnen eben erreichen konnten. Doch aufregender war es, mit Astknorren nach den grünen, stacheligen Früchten der Rosskastanien zu werfen. In die rechte Hosentasche steckten wir diejenigen, die schon ganz reif waren und rundum rotbraun glänzten. In die linke kam die zweite Wahl. Das waren diejenigen, die noch weiße Flecken aufwiesen.

Schließlich waren unsere Taschen prall gefüllt und wir beschlossen, den Streifzug bis zum hinteren Ende der Pferdekoppel auszudehnen. Vielleicht ließ sich außer Kastanien auch noch etwas Essbares finden. Die Haselnüsse waren noch zu grün. Zwar ließen sich die Schalen leicht zerbeißen, aber die Kerne lösten sich nicht von der Schale und schmeckten fad.

Manfred stöberte einen Igel auf. Ich rief ihm zu:

„Du darfst ihm nichts machen mit dem Stock!“

„Ich will doch nur, dass er sich einkugelt. Und dann macht er die Kreuzotter kaputt.“

„Aber da ist doch gar keine Kreuzotter.“

Das bedauerten wir beide, aber ich musste Manfred schon zugestehen, dass in unseren Tiergeschichten Igel und Kreuzottern gemeinsam zu erscheinen pflegten.

Der Igel tat uns nicht einmal den Gefallen, die ihm neben der Kreuzotternbekämpfung nachgesagte Igelstellung zu beziehen, sondern rannte in erstaunlichem Tempo unter die Weißdornhecke.

„Wenn es kein Acker gewesen wäre, sondern eine Strecke mit Gebüsch, hätte der Igel den Wettlauf mit dem Hasen vielleicht auch ohne den Trick mit seiner Frau gewonnen!“

Manfred bezweifelte dies, interessierte sich aber für etwas anderes. „Weißt Du, was auf der anderen Seite der Dornenhecke ist?“

Ich wusste es nicht. Manfred fand eine Lücke. Jenseits waren Obstgärten.

„Das sind bloß Kirschbäume. Alle abgeerntet.“

„Doch das am Hang ist keiner. Ich glaub, das ist ein Nussbaum.“

„Mensch, Nüsse, prima!“

Manfred wollte losstürmen. Ich konnte den Hosenboden vor mir gerade noch packen.

„Vorsicht!“ Doch die Luft schien rein zu sein. Ringsum offenes Gelände. Niemand zu sehen. Trotzdem pirschten wir uns geduckt an.

Wir machten es wie bei den Kastanienbäumen und warfen mit Aststücken nach den Walnüssen. Sie waren noch nicht reif, jedenfalls nicht so ganz. Wir lösten die grünen Hüllen um die Nüsse und brachen mit dem Taschenmesser die beiden Nusshälften auseinander. Dabei achteten wir darauf, dass vom Saft nichts an unsere Hände kam. Gelbbraun gefärbte Finger hätten uns später verraten.

Unsere Kenntnisse in der praktischen Botanik gingen sogar noch weiter. Grüne Walnüsse haben einen bitteren Nachgeschmack, aber dieser bleibt aus, wenn man die dünne Haut, die den Nusskern umgibt, mit den Fingernägeln ablöst, eine schwierige Operation, wenn man gleichzeitig deren gelbbraune Verfärbung zu vermeiden trachtet.

Mit dieser, viel Fingerspitzengefühl erfordernden Tätigkeit waren wir intensiv beschäftigt, als Manfred zusammenschrak. Nur „Theo“ konnte er noch herauswürgen.

Ein dicker Bauer – mit einer Hacke in der Hand – kam auf uns zugelaufen. Er war nicht mehr weit weg. Vier, drei Kirschbäume noch.

Ohne mich umzusehen, rannte ich los. Die Kastanien kullterten aus den voll gestopften Hosensäcken. Ich lief aufs Dorf zu. Die Straße entlang, zweihundert – dreihundert Meter.

Dann schaute ich mich um. Der Bauer in dem blauen Kittel war nirgends zu sehen. Ich hatte ihn abgehängt! Aber in mir krampfte es sich zusammen. Manfred? Ist er mir denn nicht gefolgt?

Ich suchte mich zu beruhigen. Manfred läuft schneller als ich. Der dicke Kerl hat ihn niemals einholen können.

Die Sonne schien grell in die weiß verstaubte Straße. Sie war leer. Nur ein paar Hühner scharrten in einer Miste.

Ich hielt mich im dunklen Schatten der Häuser, blickte immer wieder zurück. Jetzt hoffte ich, mein Verfolger würde auftauchen. Doch nichts störte den bedrückenden dörflichen Frieden. Die Hühner fuhren fort, ihre Staubbäder zu nehmen.

Ob Manfred gestolpert ist? Hat er sich in einem Mauseloch den Fuß verrenkt? Vielleicht hat ihn der Bauer mit der Hacke verdroschen.

Warum hatte ich mich nicht früher nach ihm umgeschaut? Ich verließ die Straße, drückte mich ein paar lehmige Weglein entlang, vorbei an weiß gekalkten Hühnerställen und Gemüsegärten mit Tomaten, Kohlrabi und Endiviensalat und ein paar Sonnenblumen. Ich überquerte den Bach und stieg wieder zum Schloss hoch, denn bisher war ich von ihm weggelaufen.

Ich war ausgepumpt und doch stieg ich immer schneller, so als ob mir das Peinigen der Muskeln etwas Erleichterung verschaffen könnte.

Dass ich Manfred so im Stich gelassen hatte! Dass ich gar nicht mehr an ihn gedacht hatte, nur losgerannt war!

Ich hastete den Schlossberg hoch. Die Angst rieselte mir durch die Glieder; sie hätte mich lähmen können, doch die Beine bewegten sich mechanisch.

Ich stand vor der Schlossmauer. Ich versuchte meine Erregung zu unterdrücken, legte eine Kastanie mit weißen Flecken vor mir auf den Boden, und diese vor mir herkickend bemühte ich mich harmlos durch das dorfseitige Mauertor zu schlendern.

Auf den ersten Blick sah ich Manfred. Weinend hing er an meiner Mutter. Vor ihnen der dicke Bauer in seinem mit Lehm verschmierten blauen Kittel. Er stand vielleicht drei Schritt zurück. Auch die Hacke versuchte er nicht allzu sehr in den Vordergrund zu rücken. Lamentierend daneben unsere Großmutter. Ihr schien es offenbar das Beste, sich dadurch zu entschuldigen, dass sie Manfred mit Mahnungen überschüttete.

Ich hatte eigentlich nicht die Absicht, diese Gruppe zu ergänzen. Doch bevor ich mich verdrücken konnte, hatte die Oma mich entdeckt. Ich näherte mich zögernd, bemühte mich, zerknirscht dreinzuschauen und doch zu lächeln – gewissermaßen hilflos. Besonders letzteres gelang.

Mir schoss durch den Kopf, wie es gekommen war. Manfred war schnurstracks auf das Schloss zu gerannt, während ich den Umweg über das Dorf gewählt hatte. Nein, ich war nicht kopflos losgehetzt. Nein, nicht einmal damit konnte ich mich entschuldigen. Wie ich den Bauern in der Richtung täuschen könnte, daran hatte ich sofort gedacht, nur nicht an Manfred.

Seine schnellen Beine und der Vorsprung hatten ihm nichts genutzt. Als der Verfolger die Fluchtburg erkannt hatte, war er meinem Bruder zwar schnaufend gefolgt, hatte aber schließlich den Übeltäter im Schlosshof gestellt.

Meine Lage war peinlich. Mich, den Gerisseneren und somit Schuldigeren, trafen nun die strafenden Blicke. Dabei hätte mich in diesem Moment nur interessiert, was Manfred von mir dachte. Doch der hatte den Kopf an die Mutter gepresst und heulte.

Sein Schluchzen löste schließlich die Spannung, denn ich war nicht der Einzige, dem alles ziemlich peinlich war. Einem Kind fehlt dafür wohl der Blick, aber ich denke, objektiv betrachtet war unsere 35jährige Mutter mit ihrem langen blonden Haar eine sehr schöne Frau. Sie hätte die Schlossherrin sein können. Und nun dieses Häufchen Elend in ihren Armen. Der gerechte Bauernzorn konnte sich hier nicht entladen. Und sich nun beinahe seinerseits für den Auftritt nun schon entschuldigend, bemerkte er nur noch: „Die Nussa waret ja no ganz grün. Die hättet se doch gar net essa könna.“, bevor er sich unter dem dankbaren Lächeln meiner Mutter und unter den Beteuerungen der Großmutter, dass wir uns bessern würden, zurückzog. Der Großvater war nirgends zu sehen. Die direkte Kindererziehung hatte er immer schon den Frauen überlassen.

Das liegt nun schon ein Jahrzehnt zurück. Ich habe mich nicht nennenswert gebessert und habe bei Gelegenheit noch einige Zwetschgen und manche Nuss gemaust, und doch: Mag auch die Zeit schon einiges im Gedächtnis verwischt haben, so hat dieses Erlebnis im Laufe der Jahre nur noch an Bedeutung gewonnen. Es hat sich als Mahnung eingebrannt. Die leere, im blendenden Lichte der Sonne liegende Dorfstraße, die sich im Staub pudernden Hühner, die krampfhafte Hetze durch das Holunderdickicht des Schlosshangs – die scheue Suche nach dem ersten Blick des Bruders.

Ich habe diese Erzählung niemand gezeigt und sie erst wieder entdeckt, als ich in den Tagebuchaufzeichnungen und Briefen aus London nach Informationen über die letzten Tage in dem kurzen Londoner Sommersemesters suchte. Ich weiß nicht mehr genau, wann ich diese Erzählung geschrieben habe, sicher in Etappen. Wahrscheinlich ist dieser erste literarische Versuch in den Regentagen vor dem Aufbruch zur großen Rundreise durch England, Wales, Schottland und Irland abgeschlossen worden. Und offenbar hatte dieser Versuch noch einen solch privaten Charakter, dass mir klar war: Ein richtiger Schriftsteller, der Erzählungen schreiben kann wie ein Maupassant, bist du nicht, - ob „noch nicht“ ließ ich offen.

6. Kapitel:
Ein Roadmovie

Mount Snowdon in Wales

Die gelegentlichen Ausflüge mit dem British Council in die nähere Umgebung Londons hatten meine Neugierde auf das ganze Großbritannien und auch auf Irland, die grüne Insel, nicht befriedigen können. Ich wollte hinauf bis zur Nordküste Schottlands - nach Tongue und Thurso, und auch Belfast und Dublin gehörten zu meinen Zielen. Ich kaufte die auf Leinwand gezogene „Bartholinew's British Isles Contour Motoring Map“ und packte den Rucksack. Diesen hatte die Tante aus Stuttgart mitgebracht. Sein Vorzug war, dass er ein Aluminiumgestell und einen breiten Rückengurt aufwies. Mein Vater hatte mit diesem Rucksack als junger Mann ausgedehnte Bergtouren unternommen. Dieses Familienstück, das auf der schwäbischen Alb den Krieg überlebt hatte, konnte die Ausrüstung für eine vierwöchige Tour aufnehmen und es mir doch noch ermöglichen, kilometerweit zu wandern, wenn kein Auto anhalten wollte oder mich ein Aussichtspunkt reizen sollte. Und für improvisierte Übernachtungen im Falle, dass eine Jugendherberge nicht zu erreichen wäre, hatte ich ein großes Regencape und meinen Schlafsack aus Wollstoff mit Reißverschluss – aus amerikanischen Heeresbeständen - vorgesehen.

Am Donnerstag, den 17. Juli bin ich mit dem Greenline-Bus in Richtung Oxford bis an die Stadtgrenze Londons gefahren. Und dann stand ich zum ersten Mal im Leben an einer breiten Ausfallstraße und deutete mit dem rechten Daumen in die gewünschte Richtung. Mein schwerer Rucksack signalisierte, dass ich mich auf großer Fahrt befand und nicht nur das Busticket bis zum nächsten Ort sparen wollte.

Schon nach wenigen Minuten hielt ein Lastwagen und nahm mich bis Oxford mit. Von dort fuhr ich in einem PKW bis zum wenige Kilometer entfernten Geburtsort Winston Churchills, nach Blenheim Palace. Zu mehr als einem Rundgang im Park und dem Kauf einer Postkarte reichte es allerdings nicht, weil ich bis zum frühen Abend die Jugendherberge in Stratford upon Avon erreichen wollte. Dies gelang dank dreier weiterer „lifts“, also Mitfahrgelegenheiten. Nie musste ich länger als fünf Minuten warten, bis ein Auto hielt und mich mitnahm. Alle erkundigten sich, was ich in England tue und ich berichtete mehr oder weniger routiniert, was ich in London schon ins Tagebuch geschrieben hatte. Zum interessantesten Gespräch kam es mit einem Sozialfürsorger für Blinde. Ich war verblüfft: Es gibt auch blinde Ehepaare, und sie finden sich manchmal im Leben besser zurecht als andere, denen immer wieder andere in die Augen fallen. Wichtig ist ein geeigneter Arbeitsplatz. Einen solchen zu vermitteln ist seine Aufgabe. Die Vorzüge der Blinden sind ihre Bereitschaft zum Gedächtnistraining und ihre Konzentrationsfähigkeit. „Dank Brailles Blindenschrift steht ihnen auch die Welt der Literatur offen.“ Da hätte ich gerne nachgefragt: „Welche Schriftsteller schätzen sie denn am meisten, und gibt es da einen Unterschied zwischen denen, die als Sehende das Augenlicht verloren haben und denen, die blind geboren wurden?“ Doch in dem Moment musste ich aussteigen, weil er von der Hauptstraße abbiegen musste. Auch so habe ich mich den Tag über fast heiser geredet. Englisch, alles Englisch!

Mit einem Theaterbesuch hat es in Shakespeares Geburtsort leider nicht mehr geklappt. Dafür schaute ich noch den Anglern am Avon zu und las nebenbei eine passende Kurzgeschichte von Maupassant – wieder auf Englisch: The Fishing Excursion. Der französische Titel: Deux Amis. Trotz des – verständlichen – antideutschen Affekts eine mich zu Tränen rührende Episode aus der Zeit der Be-

lagerung von Paris im Jahre 1871, gewissermaßen der Kleine-Leute-Aspekt der Beschießung von Paris, über die ich im zweiten Semester meine erste Hausarbeit als Historiker geschrieben hatte.

Welch eine Fülle von Eindrücken an einem einzigen Tag! Ich hätte am liebsten alles festgehalten, als wenn ich morgen schon das Augenlicht verlieren und hinfort nur noch verflossenen Bildern leben könnte. Als Notbehelf hatte ich mir vorgenommen, täglich oder jedenfalls jeden zweiten oder dritten Tag in einem ausführlichen Brief meinen Eltern und Geschwistern von meiner Rundreise durch Engeland zu berichten. Alle diese Briefe sind erhalten geblieben. Dazu kommen noch ein paar Postkarten und einige Fotos mit dem Selbstauslöser. Damit diese gelingen konnten, schleppte ich ein kiloschweres Stativ mit mir. Darüber hinaus hat das lausige Gedächtnis eines Augenmenschen fast nichts bewahrt. So bleibt mir jetzt nichts anderes übrig, als das unterwegs Notierte post festum zu redigieren.

Vier Tage nach der Abreise aus London schrieb ich schon aus der Jugendherberge von Llanberis in Wales:

Oft wünsche ich, einen Fernsehsender mit mir zu tragen. Dann könntet Ihr in Stuttgart auf Empfang schalten und beobachten, wo ich gerade unterwegs bin. Die Städtebilder und Landschaften würden rasch wechseln. Vorgestern Mittag, also am Samstag, den 19. Juli, schwamm ich in Berth noch gegen mannshohe Wellen und kletterte auf die Klippen, um Möwen zu beobachten. Am Abend war ich dann schon in der Jugendherberge von Snowdon Ranger, am Fuße des höchsten Berges von Wales. Ein Motorradfahrer hatte mich von Berth bis zur Jugendherberge gebracht.

Ich nutzte die Kochgelegenheit und so gab es zum Abendessen Pellkartoffeln und heiße Milch.

Während der Nacht regnete es und dabei blieb's. Dennoch schwamm ich kurz in dem See vor der Haustür. Und danach schmeckte Toast mit Porridge.

Egal wie das Wetter auch ist, bis 10 Uhr sollte man englische Jugendherbergen verlassen haben. Ich fettete meine schwarzen Schuhe dick ein und stiefelte los. Ich wollte nicht trampen, sondern wandern. Mein Ziel war die 20 km entfernte Jugendherberge von Llemberis. Im Zickzack ging es aufwärts durch die mit Wasser voll gesaugten Wiesen. In Wales wachsen Seggen und Farn im offenen Gelände am Abhang. Was vom Ozean an dunklen Wolken heranzieht, regnet sich an den Hängen aus.

Ich wanderte stundenlang, ohne einem Menschen zu begegnen. Nur ab und zu ein paar Schafe. Dohlen kreisten über einem Bergsee.

Es hat dann zwar aufgehört zu regnen, aber als ich in die Hänge des Snowdon einstieg, hüllte mich Nebel ein, und wie weißer Staub hingen die Tröpfchen an meiner schwarz-samtenen Jacke. Eineinhalb Stunden stieg ich durch den Nebel nach oben. Dort erwarteten mich statt eines herrlichen Ausblicks zumindest eine warme Raststätte und ein Vesper, wie die Schwaben bzw. eine Brotzeit, wie die Bayern sagen. Das passende englische Wort muss ich noch erkunden. Alles, was mir im Moment einfällt, erinnert an Jane Austens, Kerzenlicht und Servietten, wovon auf den Holztischen der Raststätten keine Rede sein kann.

Entlang der Zahnradbahn, die auf den Snowdon führt, stieg ich wieder ab. Überraschend blies ein steifer Wind die Wolken weg und vor mir lag als glatte blaue Fläche der See von Llanberis und dahinter öffnete sich der Blick auf das

Hochland. Ich meinte, eine Rast verdient zu haben und operierte mit Stativ und Farbfilmkamera, damit Ihr diese Tour noch nacherleben könnt. Wenn ich daran denke, wie Ihr Euch abrackert, macht mir das Wandern keine rechte Freude. So fühle ich mich verpflichtet, aus dieser Reise etwas mehr zu machen als nur einen Erholungsaufenthalt außerhalb der Millionenstadt London.

Inzwischen war es fünf Uhr Nachmittags geworden. Das letzte Stück bis zur Jugendherberge von Llanberis fiel mir schwer. Der Rucksack drückte nun doch. Die Aussicht auf eine weitere Portion Porridge ließ mich auch das letzte Stück noch durchhalten.

Ich freute mich zu früh. Ob ich denn angemeldet sei. Mein Pech: Die Jugendherberge war überfüllt. Ich solle versuchen, die nächste Jugendherberge in Bangor zu erreichen. 75 Kilometer und noch zwei Stunden bis zum Einbruch der Dunkelheit. Wie sollte ich das schaffen?

Ich winkte und winkte. Alle Autos zischten vorbei. Dann ging ich ein Stück zu Fuß in der Erwartung, an eine günstigere Stelle zu gelangen. Ich winkte wieder. Vergebens und immer wieder vergebens. Wenn die Wagen voll waren, gab es entschuldigende Gesten. Waren die Rücksitze leer, starrten die Fahrer geradeaus und taten, als ob sie mich nicht bemerken würden.

So tippelte ich denn weiter und sah mich nach einem passenden Unterschlupf um. Ich brauchte ein trockenes Plätzchen, um dem allnächtlichen Regen zu entgehen.

Und welch ein Wunder! Neben der Straße vier verlassene Häuser. Unverschlossen. Alles kahl und leer geräumt. Die Tapeten herab gerissen. Der Dielenboden bedeckt mit Putzbrocken von der Decke und den Wänden. Ich durchstöberte die Häuser und entdeckte noch eine dünne Matratze, die in ein Doppelbett gepasst hatte. Zusammengefaltet ergab sie eine bequeme Unterlage. Im verwilderten Garten hinter dem Haus fand ich einige Beerensträucher. Die Früchte waren fast reif. Und so gab es zu meinen Haferflocken rötliche „schwarze Johannisbeeren“ und „rote Johannisbeeren“ in grün-rosa.

Dann legte ich mich schlafen im Vertrauen auf die wärmende Kraft des amerikanischen Armeeschlafsacks aus braunem Wollstoff. Meine Füße steckte ich in meine schwarze Jacke. Über dieses Ensemble breitete ich noch meinen Regenmantel als weitere Isolation. Der Gedanke, dass mich hier ein Mensch oder ein Tier aufstöbern könnte, war zwar abwegig im wörtlichen Sinne, aber ich verrammelte zumindest die vordere Tür. Die hintere ließ sich nicht mehr einhängen. Das schwere Stativ und die Taschenlampe legte ich griffbereit. Das tat ich aber weniger aus Furcht als im Gedanken daran, dass Ihr Euch bei solchen Berichten wahrscheinlich wieder unnötige Sorgen macht. Ich schlief sehr gut von 9 Uhr abends bis 7.30 Uhr am nächsten Morgen. Einmal war ich kurz aufgewacht, doch nur um festzustellen, dass es wieder zu regnen begonnen hatte, schlief dann aber beruhigt weiter, weil ich ja unter Dach und Fach war.

Zur Morgenwäsche zog ich meinen Waschlappen durch das nasse Gras, futterte den Rest meiner Haferflocken, fotografierte mit Stativ und Selbstauslöser den Ort meiner Nächtigung, schrieb diesen Brief und stehe nun – thumbing to the right – bereit, weiter mein Glück zu versuchen. Während ich schrieb, hatte ich schon ein paar dicke Brummer an meiner Hütte vorüberrauschen hören. Ein hoffnungsvolles Zeichen! Wenn ich Lastwagen winke, habe ich meistens Glück und werde ein gutes Stück mitgenommen.

Zwei Mädchen aus Deutschland

Der zweite Reisebericht folgte bereits am nächsten Tag, auch um die Eltern zu beruhigen, denn sie wähnten mich in Jugendherbergen und nicht in verlassenen und halb verfallenen Hütten. Ich schrieb Ihnen am 22. Juli aus dem Lake District:

Gestern war ich den ganzen Tag per Anhalter unterwegs. Mit einem Dutzend Lifts gelangte ich von Llanberis (in Wales) nach Kendal im Lake District. Es halten keine Luxusschlitten, sondern einfache PKWs und Lastwagen. Die Conway Bay bin ich auf dem Pritschenwagen eines Metzgers entlang kutschiert. Ich saß mit dem Rücken zum Fahrerhaus in der offenen Ladefläche auf einem Sack mit Talgresten. Den Geruch vertrieb eisiger Wind.

Weiter ging es mit zwei Ingenieuren in einem Kleinbus, der unserem Ford FK 100 ähnelte. Wir haben nicht nur über den Zweiten, sondern auch über den Ersten Weltkrieg gesprochen, weil wir in Rhyl an einem Militärcamp aus dieser Zeit vorbeikamen. Dort war es 1919 unter den kanadischen Soldaten zu einer Meuterei gekommen, weil sie immer noch nicht in ihre Heimat zurück transportiert worden waren. Ein halbes Hundert soll dabei umgekommen sein.[26] *Als die Ingenieure eine Mittagspause machten, hatte ich Gelegenheit, die Gedächtniskirche und die lange Reihe der Grabsteine zu sehen und darüber nachzudenken, was diese Soldaten einst zu diesem verzweifelten Schritt bewogen haben mochte.*[27]

Ich hatte Glück. Die beiden Ingenieure brachten mich aus Liverpool auch wieder hinaus. Wenn man die großen Städte nicht eigens besichtigen will, kann man als Tramper beim Durchqueren viel Zeit verlieren. In einem 3 km langen Tunnel fuhr ich unter dem River Clyde hindurch. Vorher ging es vorbei an den beiden Flughäfen, von denen am Ende des Zweiten Weltkriegs jede Nacht an die tausend Flugzeuge starteten, um deutsche Städte zu bombardieren.

Um 18.30 Uhr erreichte ich dann Kendal. In der Jugendherberge gab es noch ein freies Bett, und mit Wonne habe ich an diesem Abend Suppe gekocht, und auch das Duschen war nach der Nacht in der verlassenen Hütte ein wahrer Genuss.

In jeder Jugendherberge trifft man jetzt Deutsche, wenn auch leider häufig den lauten, allzu selbstsicheren Typ. Ich bemühe mich zwar, nicht mehr nationalistisch, sondern europäisch zu denken, aber wenn dann eine Gruppe Deutscher krakeelt oder wenn mir ein Engländer erzählt, dass ihm in Deutschland die Brieftasche oder der Fotoapparat geklaut wurden, dann fühle ich mich doch als Deutscher betroffen. Die Krakeeler und auch die Beklauten mögen Ausnahmen sein, aber sie fallen eben auf.

Ich mache aber auch erfreuliche Bekanntschaften. Als ich am Abend an dem Flüsschen bei Kendal spazieren ging, traf ich zwei deutsche Mädchen meines Alters, Anita Schäfer aus Bremen und Ingrid Häberlein aus Gochsen am Kocher.

---

[26] Bei der Internet-Recherche zeigte sich jetzt, dass während der Meuterei nicht 50, sondern 5 Soldaten getötet worden waren. In den von mir besuchten Gräbern lagen wahrscheinlich auch diejenigen der ca. 15.000 Soldaten, die während der Wartezeit im Camp aus anderen Gründen umgekommen waren.

[27] Es hat fast neunzig Jahre gedauert, bis auch die kanadischen Militärhistoriker bereit waren, sich dieser kriegsüberlebenden und dann vérnachlässigten Nicht-mehr-Heimkehrer des Ersten Weltkriegs zu erinnern, dann aber mit bemerkenswerter Offenheit. Wie sang doch Marlene Dietrich: „Sag mir, wo die Soldaten sind… Wer wird es je verstehen". Howard G. Coombs: Dimensions of Military Leadership: The Kinmel Park Mutiny of 4/5 March 1919, Land Warfare Studies Canadian Forces College,October 2004

Beide kamen aus Cardiff, wo sie seit einem Jahr als Au-pair-Hilfen in Haushalten gearbeitet und am Abend Englisch-Kurse besucht hatten.

Ingrid war sehr offenherzig. Sie bedauert, im August wieder nach Hause reisen zu müssen. Sie wird dann wieder im Werk ihres Vaters im Büro arbeiten.[28] *Gochsen hat nur tausend Einwohner. Ihr Vater betreibt ein Sägewerk und ist der wichtigste Arbeitgeber des Dorfes. Jeder ihrer Schritte wird beobachtet und kommentiert. Ob Kleidung, Haarschnitt oder Freunde, über alles wird getratscht. Es ist schwer, eine gleich gesinnte Freundin oder gar einen Freund zu finden. Die dörflichen Vergnügungen sind ihr zu grobschlächtig.*

Ich habe nur in Mundingen mal eine Dorfhochzeit erlebt. Ich habe mich dort zwar wohl gefühlt, weil ich einige Menschen kannte und mochte und weil ich mich an die Sommermonate des Jahres 1943 in diesem Dorf auf der Schwäbischen Alb erinnerte. Doch wollte ich auf die Dauer in einem Dorf leben? Wahrscheinlich würde ich mich bald in meine Welt der Bücher zurückziehen.

Ich war erstaunt, wie direkt und anschaulich Ingrid von ihren nicht allzu rosigen Zukunftserwartungen berichtete. Ich würde mich gerne noch einmal ausführlich mit ihr unterhalten, doch meistens ist sie mit ihrer Freundin Anita zusammen. Das Vertrauen, das sie mir am ersten Abend entgegenbrachte, hat mich gefreut, aber bei aller Sympathie: Ich bin nun mal vorsichtig. Ingrid schien mir bereit, sich an jemand zu klammern, um der Rückkehr in diese Enge von Gochsen am Kocher zu entgehen. Vielleicht bildete ich mir dies während unseres langen Spaziergangs am Flussufer auch nur ein, aber ich befürchtete, sie enttäuschen zu müssen.

Immerhin kamen wir überein, während der nächsten Tage zusammen zu bleiben. Ingrid und Anita hatten gleichfalls vor, durch den Lake District und den Süden Schottlands zu wandern.

Ich setzte den Bericht am nächsten Tag fort.

Kewick (Lake District), 23. Juli 1958. Es *begann grausig. Kaum hatten wir die Jugendherberge verlassen, fing es an zu schütten. Wir trennten uns, da wir hofften, so eher einen Lift zu bekommen, verabredeten jedoch, in dem 12 Meilen entfernten Windermere aufeinander zu warten, um dann gemeinsam um die Seen zu wandern.*

Ich zog den Regenmantel an und spannte den Schirm auf. Es nützte wenig. Ein starker Wind fegte den Regen unter den Rand des Schirms. Außerdem verlockte mein Standplatz nicht zum Anhalten. Der einzige Erfolg meiner Winkerei waren vor Kälte starre Hände.

Als dann plötzlich ein Bus mitten auf der Landstraße stoppte, um eine Bäuerin aussteigen zu lassen, hielt ich dies für einen Wink des Himmels, stieg ein und gelangte so trocken nach Windermere. Es kostete kaum mehr als einen Schilling. Ich setzte mich auf die erste Bank hinter dem Fahrer und hoffte die beiden Mädchen aufzulesen, konnte sie aber nirgends entdecken. Entweder waren sie irgendwo untergekrochen oder hatten einen Lift bekommen. Und wirklich, in Windermere kamen sie mir auch schon entgegen. Als ihre Jacken gerade durchgeweicht waren und auch sie eine Bushaltestelle als höheren Wink betrachteten, stoppte ein PKW mit zwei freundlichen Herren aus Blackpool. Die beiden

---

[28] Wahrscheinlich handelt es sich um das heutige Sägewerk Häberlein & Co KG in Hardthausen. Diese Verwaltungseinheit ist 1975 durch den Zusammenschluss von Gochsen und Kochersteinsfeld entstanden. So verschwinden Erinnerungen – beinahe.

Freunde waren zwischen 50 und 60 Jahren alt. Sie brachten die beiden jungen Frauen nicht nur nach Windermere, sondern zeigten sich auch bereit, auf den Burschen mit dem Regenschirm zu warten, den sie an unübersichtlicher Stelle im Vorüberfahren wahrgenommen hatten. Sie waren sogar gewillt, uns dreien den Lake District zu zeigen. Sie kannten sich aus, waren sie doch jahrelang Sonntag für Sonntag zu den Seen hinaus gefahren, um dort zu wandern.

Es machte ihnen Spaß, uns zu den attraktivsten Plätzen zu kutschieren. Am Haus von Beatrix Potter (1866-1943), einer in England sehr bekannten Erzählerin von lustigen Tiergeschichten für Kinder, machten wir Halt. „The Tale of Peter Rabbit" hatte die junge Frau für einen kranken Jungen verfasst und selbst bebildert. Sie hatte das Buch – nach vergeblichen Anfragen bei Verlegern – zunächst im Eigenverlag hergestellt und an Verwandte und Freunde verkauft. Den großen Erfolg brachte eine farbige, bebilderte Ausgabe. Aufgewachsen in London, verliebte sie sich in den Lake District und kaufte von dem Erlös der Kinderbücher Land und züchtete Schafe. Sie hat bis zu ihrem Tod in Windermere gelebt. Wir waren uns mit den beiden Pfadfindern aus Blackpool einig: Man kann sich keine Umgebung denken, die sich besser eignen würde, lustige Tiergeschichten zu erfinden – wenn man bei Regenwetter am Fenster sitzt und an Kaninchenmütter in warmen Höhlen denkt.

Zum Wandern kamen wir gar nicht. Unsere Jacken waren durchnässt. Ingrid hatte diese ausgezogen und zitterte nun vor Kälte in ihrem dicken Wollpullover mit einem weiten Rollkragen. So fotografierte ich sie am Rande eines der Seen.

Wir verzogen uns rasch wieder ins Auto. Auch so war die Fahrt schon abenteuerlich genug. Die Wege steil und holperig. Manchmal hüpfte der Wagen über eine Kuppe und federte dann nach. Kein Wunder, dass einem der beiden Herren schlecht wurde. Er bewahrte Haltung, stieg aus, erleichterte sich, kam zurück und scherzte weiter, als ob nichts passiert wäre. Und ich hatte befürchtet, dass jetzt eine miese Stimmung um sich greifen würde. Ist so die Contenance zu bewahren ein englischer Charakterzug?

Gegen Abend zeigte sich dann sogar noch die Sonne. Auf einer Terrasse in Kewick tranken wir zusammen Tee. Dann dankten wir - so herzlich wir nur konnten - unseren beiden Gönnern. Der Ausflug mit uns Dreien hatte offenbar auch ihnen Freude bereitet.

In der bereits überfüllten Jugendherberge von Kewick kam ich dank eines Tricks auch noch unter. Die beiden Mädchen hatten sich vor vier Wochen angemeldet. Ich betonte nachdrücklich, dass wir als Gruppe angemeldet seien, ich aber wohl vergessen worden sei. Das klappte. Es war mir jedoch eine Warnung. In den nächsten Jugendherbergen werde ich mich ab sofort per Postkarte anmelden.

Da ich nun schon beim Postkartenschreiben war, bekamen auch die Eltern am 24.7. eine solche mit einem Foto der Jugendherberge von Corraith, die mit ihren drei gezackten Giebeln und den Efeuranken um Regenrinnen und Dachfenster an Sagen und Märchen denken ließ:

Es ist lustig, im Trio zu trampen. Notfalls stellt sich die hübsche Ingrid allein an die Straße und winkt. Wenn dann ein passendes Auto hält, tauchen Anita und ich auch noch auf.

Doch wir trampen nicht nur; wir wandern schon mal durch die Wiesen, und wenn wir nicht mit einem Fahrer mühsam englische Konversation treiben müssen, sondern untereinander deutsch reden können und ich auf Feinheiten zu achten vermag, beginne ich, junge Frauen in ihrer Mentalität besser zu verstehen. In der Familie nur Brüder und nirgends eine Cousine und im Gymnasium nur Jungen, da bleibst du ahnungslos.

In Annan machten wir Halt, um die Frau des Pfarrers zu besuchen. Sie stammt aus Gochsen und ist die Nichte des dortigen Pfarrers. Wir tranken Tee, die Mädchen badeten, und ich konnte mir im Gespräch mit der Frau des Pfarrers ein Bild davon machen, was es bedeutet, als Deutsche in Schottland zu leben. Da gibt es so manche Parallele zum Landleben in den Romanen Jane Austens, auch wenn man heute nicht mehr mit der Kutsche, sondern mit dem Volkswagen zum Kaffeekränzchen fährt.

Dann ging es weiter per Lastwagen nach Ayr. Eng aneinander gedrückt saßen wir vorne auf der Bank neben dem Fahrer. Dieser war sehr zuvorkommend und spendierte uns ein Eis. Es regnete wie üblich, aber im Fahrerhaus war eine prima Stimmung. Der Höhepunkt wurde erreicht, als sich zeigte, dass Ingrid und ich nicht nur beide gleich alt sind, sondern auch beide am selben Tag geboren wurden.

Der Loch Lomond und von Spannungsbögen im weiblichen Charakter

In meinem dritten Reisebericht - mit Datum vom 25. Juli -, nun schon vom Loch Lomond im Südwesten Schottlands, konnte ich die Eltern beruhigen. Nichts Gefährliches habe sich ereignet – und ich wusste wohl, dass meine Mutter und deren Schwester darunter in erster Linie weibliche Annäherungsversuche verstanden. Ich sprach dieses Thema nicht direkt an, äußerte mich nicht zu meinem Seelenleben oder zu gar noch Intimerem, sondern hielt mich an das von außen Erkennbare. Ja, mein Gesicht verliere die käsige Londoner Blässe und ich könne des Nachts zehn Stunden schlafen. Und zu allem Übrigen scheine jetzt auch immer wieder mal die Sonne.

Da ich noch mit Ingrid und Anita unterwegs bin, lege ich keine großen Distanzen zurück. Ich mag die beiden, aber sonderlich prickelnd ist ihre Gesellschaft nicht. Ich denke sogar daran, in den nächsten Tagen meine Unabhängigkeit zurück zu gewinnen. Ingrid wird der Rucksack immer gleich zu schwer. Wenn man der Charakterkunde des Psychologen Fritz Künkel folgt, soll man bei

neuen Bekanntschaften auf deren „Spannungsbogen“ achten. [29] *Daran muss ich bei Ingrid immer wieder denken. Ihr Spannungsbogen ist auffallend kurz. Anita hat etwas mehr Durchhaltevermögen. Doch beide verlassen sich darauf, dass es schon irgendwie weitergeht und das Schicksal ein Einsehen hat. Praktisch heißt dies: Sie verlassen sich auf mich und hoffen, dass ich schon einen passenden Lift auftreiben werde. An den fahrigen Bewegungen Ingrids kann ich erkennen: Sie ist am Ende ihrer Kräfte und weiß nicht weiter.*

Wenn ich in solchen Momenten daran denke, was ich während der einen Woche mit Tante Marle in London alles unternommen habe und was sie gut gelaunt an strapaziösen Unternehmungen vom frühen Morgen bis in die Nacht durchgehalten hat, dann wird mir klar, welche Leistungen ich von zu Hause bei Frauen gewohnt bin. Wahrscheinlich sollte ich die Ausnahme nicht zur Norm machen und mich an das Übliche anpassen. Dann wäre ich ein netterer Mensch. Doch ich sträube mich und will mehr. Ingrid und Anita sprechen es ganz offen aus: Sie erwarten von ihren künftigen Männern, dass diese intelligenter und tatkräftiger sind als sie. Wenn ich dies in meine Sprache übersetze, bedeutet es: Solch eine Frau ist schierer Ballast. Du erfährst von ihr kaum Unterstützung und schon gar keinen Antrieb.

Doch die beiden sind sehr ansehnlich. Anita ist eine herbe Schönheit, blond, schlank, mittelgroß. Die Nazi-Rassenkundler hätten von einem nordischen Typ gesprochen. Ingrid ist ein zartes, feingliedriges, wunderhübsches Mädchen mit braunen Locken und einem ebenmäßig geschnittenen Gesicht. Man könnte sich leicht - in beide - verlieben. Meistens sind sie auch vergnügt und munter, wenn

---

[29] **Fritz Künkel** (* 6. September 1889 in Stolzenberg/Różanki (polnische Woiwodschaft Lebus) bei Landsberg/Warthe in Westpreußen; † 2. April 1956 in Los Angeles) war ein deutscher Psychologe und Psychiater und einer der führenden Vertreter der Individualpsychologie in Deutschland. 1924 ließ Künkel sich als Nervenarzt in Berlin nieder und gründete eine individualpsychologische Ortsgruppe. Er verstand es, innerhalb kurzer Zeit die Individualpsychologie in Berlin durch Vorträge in Schulen usw. bekannt zu machen. Wie bei Adler in Wien wurden in Berlin Kurse in Individualpsychologie veranstaltet und Sommerferien organisiert. Künkel hielt Referate im Ausland, auf individualpsychologischen Kongressen und war seit 1925 Mitherausgeber der “Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie”. Für die Individualpsychologischen Institute erstellte er eine Ausbildungsordnung mit theoretischem Unterricht und praktischen Übungen. Er war seit 1928 im Vorstand der allgemeinen ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie. Unter dem Einfluss marxistischer Individualpsychologen wie Manès Sperber kam es zu einer Trennung innerhalb der individualpsychologischen Gruppe Berlins. Als sich diese in zwei Vereine spaltete, gehörte auch das Ehepaar Künkel zu zwei verschiedenen Vereinen, wobei Fritz Künkel sich nicht dem marxistischen anschloss. Bis zum Kriegsbeginn 1939 arbeitete er am Deutschen Institut für psychologische Forschung und Psychotherapie, das von den Nationalsozialisten übernommen wurde. Nach einer Reise in die USA im Sommer 1939 kehrte Künkel nicht mehr nach Deutschland zurück. Er lebte in Los Angeles, wo er ein eigenes Institut gründete, Vorlesungen hielt, Patienten betreute und Bücher schrieb. Publikationen:

- *Psychotherapie und Seelsorge*, in: Arzt und Seelsorger. Eine Schriftenreihe, hrsg. in Verbindung mit Medizinern und Theologen v. Dr. Carl Schweitzer, Heft 1, Schwerin i. Mecklenburg 1925, S. 26
- *Einführung in die Charakterkunde*, Leipzig Hirzel-Verlag, 1928
- *Arbeit am Charakter*, 1929
- *Grundzüge der Politischen Charakterkunde*, Junker und Dünnhaupt, Berlin 1931
- *Angewandte Charakterkunde*, 6 Bände, 1929-1935
- *Krisenbriefe Die Beziehungen zwischen Wirtschaftskrise und Charakterkrise*, Friedrich Bahn-Verlag, Schwerin 1933
- *Grundzüge der praktischen Seelenheilkunde*, Hippokrates-Verlag, Stuttgart-Leipzig 1935

sie eben nicht gerade – infolge widriger Umstände – auf einem Tiefpunkt angelangt sind. Sie sind begeisterungsfähig. Sie zeigen Zuneigung zu den freundlichen Menschen, die uns immer wieder mitnehmen, und selbst in Kleinigkeiten sind sie manchmal rührend um mich besorgt. Wir sind gute Kameraden, und ich tue mein Bestes, damit nichts schief geht. Das Verrückte ist, dass ich ohne etwas Kampfstimmung und Draufgängertum nicht leben kann. Ich habe da im Blick auf die beiden jungen Frauen Erwartungen, die überhaupt nicht zu ihnen passen. Tapferkeit als erstrebenswerte Tugend ist für sie ein Fremdwort.

Gestern gingen wir in Troon an der Küste zum Schwimmen. Kaum waren wir aber in Badekleidung, kühlte unsere Begeisterung ab. Statt Sonnenbräune bekamen wir vom scharfen Seewind rasch eine Gänsehaut. Erst als wir uns nach und nach wieder angezogen hatten und ich Ingrid in meinen Schlafsack gesteckt hatte, begannen wir uns wohler zu fühlen und konnten uns über die Marmeladebrote her machen.

Schottland ist schön anzusehen, aber als Highlander muss man ein abgehärteter Typ sein. Zur Jugendherberge in Glasgow fuhren wir auf offenem Lastwagen. Anita war noch Stunden nach unserer Ankunft so durchgefroren, dass ich ihr für die Nacht zu meiner Jacke noch den Schlafsack lieh. Wenn sie sich erkältet hätte, wäre es mit den Ferien vorbei gewesen.

Meine Behauptung, dass die beiden keine Kampfnaturen sind, kommt nicht von ungefähr. Beide arbeiten seit einem Jahr in Cardiff in Haushalten als Au-Pair-Mädchen. Es gab nie Streit, aber sie haben auch nicht aufbegehrt, wenn sie nach Strich und Faden ausgenutzt wurden. Für ihre Tätigkeit wurden in Zeitungsannoncen 4 ½ Pfund geboten. Ihnen bezahlte man nur 3 Pfund in der Woche. Das ist schandbar wenig. Meines Erachtens hätten sie zumindest auf diese Annoncen hinweisen und so etwas Druck ausüben können.

Anita ist nicht krank geworden. Wir fuhren mit dem Bus an den Rand von Glasgow, einer nicht besonders schönen Stadt. Ich hatte Sorge, dass wir lange winken könnten und das Stimmungsbarometer wieder in die Tiefe sacken würde. Diese Schwankungen haben mich verfolgt, seit ich mit diesen Mädchen unterwegs bin, und ich bin nicht dahinter gekommen, wie aufziehenden Tiefs beizukommen ist. Manchmal waren es Kleinigkeiten, die einen Umschwung bewirkten. Einmal schaffte ich es mit einem Pfefferminzbonbon. Doch diese kommen in der Künkelschen Theorie der Spannungsbögen überhaupt nicht vor.

Jedenfalls gelang es mir, einen PKW zum Halten zu bringen. Dessen Fahrer war die Zuvorkommenheit in Person. Er fuhr über sein Ziel hinaus und brachte uns direkt zur Jugendherberge Loch Lomond. „Meine gute Tat für den heutigen Tag“. Ich meinte noch, dieses Entgegenkommen hätte ich wohl den beiden Mädchen zu verdanken, doch er wehrte ab und meinte lachend: „Ich bin verheiratet. Wenn es nur zwei Frauen gewesen wäre, hätte ich nicht anhalten dürfen!“

Da wir viel früher als erwartet in der Jugendherberge untergekommen waren, luden wir unsere Rucksäcke ab und wanderten durch die nahe Umgebung. Der häufige Regen lässt hier den Farn bis auf Schulterhöhe sprießen. Ohne Weg und nur entlang schmaler Rinnsale stiegen wir über die blühende Heide nach oben. Solch unberührte Natur hatte ich bisher nur im Bayrischen Wald angetroffen. Doch die Mädchen wollten sich an die dichten Fliegenschwärme nicht gewöhnen. Diese Biester waren winzig, umschwirrten uns in Wolken, aber sie piesackten uns nicht. Auch für meine angeblich instinktsichere Suche nach Pfaden im Farndickicht zeigten Ingrid und Anita zunächst wenig Verständnis. Doch als wir

dann die Höhe erreicht hatten und gemeinsam auf den lang gestreckten Loch Lomond hinabblickten, waren sie froh, den Aufstieg durchgehalten zu haben. Dies war unser schönster Ausflug.

Nur konnte ich am Abend nicht auf dem Farn ausruhen. Ich musste noch irgendetwas lernen. Eine Lektion Französisch und noch zwei Kapitel in Jane Austens „Pride and Prejustice". Ja, manchmal finde ich mich unleidlich. Ich denke daran, dass Ihr ackern müsst und dass es mir zu gut geht.

Zwei Tage später schickte ich von Dunbortonshire eine weitere Postkarte nach Stuttgart. Sie zeigte den Loch Lomond als lang gestreckten Süßwassersee mit bewaldeten, buchtenreichen Ufern und einigen Inseln und darüber blauen Himmel mit paar malerischen Wolken.

Auf Ansichtspostkarten sehen manche Landschaften viel einladender aus, als sie es tatsächlich sind. Gestern ging ein Regenschauer nach dem anderen auf den Loch Lomond nieder, bis der Regen dann überhaupt nicht mehr aufhörte und alles diesig war und es nur noch rieselte und gluckerte. Heute schien wieder die Sonne. Ein Arzt nahm in seinem VW-Käfer meine zwei Begleiterinnen und mich mit zur Jugendherberge am Fuße des Ben Lomond. Wir wanderten dort sieben Stunden. Es war sehr anstrengend für die beiden Frauen, und ich hatte nicht so ganz das richtige Schuhwerk. Meine Sandalen sanken in den sumpfigen Bergwiesen immer wieder mal tief ein. Doch bei stabilen Schuhen wäre das Wasser wahrscheinlich in die Schäfte gelaufen. So fand es wenigstens rasch wieder hinaus. Der Arzt brachte uns dann noch zur nächsten Jugendherberge in Lendrik.[30] *Zum Amüsement der Schotten stellten wir uns an den altertümlichen Herd mit Holzfeuerung, kochten den landestypischen Porridge aus Haferflocken, Wasser und einer Prise Salz und ließen uns dabei mit Blitzlicht photographieren. Doch der Spaß ist vorbei. Für morgen wird wieder einmal der nicht weniger landestypische Landregen erwartet.*

Aus Postkarten nach fünf Jahrzehnten die Stimmungslage eines 21jährigen Trampers zu rekonstruieren, ist nicht möglich – und doch wäre es gerade der Rekonstruktionsversuch, der mich jetzt im Alter reizte, dieses Roadmovie vor dem inneren Auge wieder aufleuchten oder zumindest ein wenig flimmern zu lassen. Ich habe im Internet eine kurze Filmsequenz zum Loch Lomond betrachtet, mit der Touristen zum Wandern im Naturschutzpark eingeladen werden. Keine Erinnerungen wurden geweckt. So bleiben nur die Briefe an die Eltern und die wenigen Notizen auf ein paar Postkarten wie die eben zitierte. Und dann in einem Ausnahmefall, auch mal eine merkwürdige, ganz vereinzelte Tagebuchnotiz, die ich in ihrer Isoliertheit nicht recht zu deuten weiß, aber doch nicht unterschlagen will:

Di., 29.7.58. Ein Traum. Ich habe Manfred, den Bruder, enttäuscht, verliere ihn aus den Augen. Nachts kommt er heim. Ich gehe ihm erleichtert entgegen. Da torkelt er offenbar betrunken und mich verfluchend mir entgegen und versucht mich zu erschlagen.

---

[30] Diesen Ort konnte ich bei der Internet-Recherche nicht finden. Möglicherweise handelt es sich um einen Schreib- oder Lesefehler.

Und dann schwenkt der Traum ins Warschauer Getto. Wieder die sich schminkenden Frauen in der Reihe vor dem deutschen Offizier, der sie sortiert.

Ich kann nicht mehr sagen, dass ich mich des Lebens freue und dass ich es genieße.

Ohne mich bei der Erklärung dieses schrecklichen Traums aufzuhalten, schrieb ich noch am selben Tag wieder einen ausführlichen Reisebericht an die Eltern. Es war nunmehr der vierte seit dem Aufbruch von London. Abgesandt wurde er aus der Jugendherberge in Crianlarich, 6 Meilen nordöstlich des Loch Lomond:

Ich bin wieder „on my own". Es kam folgendermaßen:

Ich hatte Recht behalten mit meiner Wetterprognose. Schon in der Nacht nach unserer Besteigung des Ben Lomond begann es zu regnen, in Strömen, ohne Unterbrechung, beinahe 24 Stunden lang. Erst gegen 8.30 Uhr am folgenden Tag fielen die letzten Tropfen. Das war nach Loch Lomond der zweite verregnete Tag und dies war zuviel der Geduldsprobe für Ingrid. Sie wusste, nachdem sie etwas Tischtennis gespielt, Dominosteine aneinander gelegt, ein paar Zeitungen durchgeblättert und in einem Buch die ersten drei Sätze des Vorworts gelesen hatte, überhaupt nichts mehr mit sich und uns anzufangen. Was die beiden jungen Frauen in Cardiff erlebt hatten, glaubte ich an den vorhergehenden Tagen herausgelockt zu haben. Jedenfalls zeitigten meine Versuche, sie zu weiterem Erzählen anzuregen, keine kurzweiligen Erfolge. Und ich konnte mich endlich einmal beherrschen, zu viel von mir auszuplaudern.

Anita, die Neugierigere, Umsichtigere und wahrscheinlich Zielstrebigere von beiden hätte zwar gerne in Maupassants Erzählungen aus meiner Rucksackaußentasche gelesen, aber Ingrid wurde immer unruhiger und drängte auf Weiterreise trotz des strömenden Regens. Anita gab der Freundin schließlich nach, und so beschlossen sie, mit dem Bus zur nächsten Jugendherberge zu fahren.

Ich lehnte es entschieden ab, bei diesem Wetter weiter zu fahren. Zum einen hatte ich genügend Schreibarbeiten zu erledigen und zum anderen las ich mit Bewunderung Jane Austens Roman „Pride and Prejudice". Ich wollte kein teures Omnibusticket zu kaufen, und ich hatte das Gefühl: Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, zu meiner Art des ungebundenen Wanderlebens, die jede Gelegenheit beim Schopfe ergreift, zurückzukehren. Eine Woche lang war ich von den Mädchen umsorgt und mit food gestopft worden. Alles war so glatt und ohne Risiko gelaufen.

Wir hatten eine wirklich nette Zeit zusammen verlebt und wir haben uns dann auch ohne jeden Misston – wie man so sagt „in Freundschaft" - voneinander verabschiedet. Damit Ingrids üble Stimmung nicht die Oberhand gewinnen konnte, arrangierte ich zum Abschluss noch eine Teestunde, holte Biscuits herbei und kaufte Melonenschnitze. Ich begleitete die beiden dann noch mit dem Schirm zur Bushaltestelle. Dort stiegen sie rasch ein und weg waren sie im Regen. Sie hoffen noch, mich in Edinburgh wieder zu sehen, und ich denke daran, Ingrid mal in Gochsen am Kocher zu besuchen. Doch fest vorgenommen habe ich mir das nicht.

Den Rest des Tages las und schrieb ich und trank dazu eine cup of tea nach der anderen. Schotten hätten diesen Tee aber wahrscheinlich nur als heißes, zart bräunliches Zuckerwasser bezeichnet.

Während es regnete und regnete, versetzte ich mich mehr und mehr in die Welt Jane Austens. Die Überlegungen der Frauen kreisten damals um die Frage, wie sie zu einem passenden Ehemann kommen würden. Und ich überlegte, wieweit dies auch heute in Gochsen am Kocher noch der Fall ist. Jedenfalls bewunderte ich Jane Austen als feinsinnige Beobachterin. Sie wusste, was in zwei Menschen vor sich geht, wenn sie sich zum ersten Mal sehen oder wenn sie sich nach einer ernsten Auseinandersetzung wieder begegnen.

Und wie ich so Jane Austens Charaktere studierte, fing ich an zu überlegen, wie es wohl gewesen war, als meine Eltern sich zum ersten Mal sahen. Wie kamen sie miteinander ins Gespräch? Zur Familiensaga gehört: Ganz wichtig sei gewesen, dass der Frost damals bis Mitte März angehalten habe. Und wann war dies genau? Sollte man die meteorologischen Berichte aus den Jahren 1930 bis 1932 studieren, um Gewissheit zu erlangen? Ja, es war auf der Waldau, wo sie sich zum ersten Mal sahen. Und dort trafen sie sich auch wieder. Man nahm die Straßenbahn in Richtung Degerloch, stieg am Königsträßle aus und wanderte steil zwischen Buchenstämmen hinauf zur Spritzeisfläche auf einem der Tennisplätze. Ich nehme mal an, es war im Jahr 1931. Die blonde Sechzehnjährige im Norwegerpullover tat sich schwer, mit ihren – von außen an die dicken Sohlen der Schnürschuhe geschraubten - Schlittschuhen so richtig in Schwung zu kommen. Das muss Arthur beobachtet haben. Er war fünf Jahre älter, verdiente schon und trug richtige Kunstlaufschlittschuhe und er bot Anna-Luise an, ihr einige Schritte und Bögen beizubringen. Ja, bis es dann schließlich – und weil eben der Frost so außerordentlich lange anhielt – sogar zum Paarlaufen reichte. Zurück in Stuttgart sollte ich die Eltern nach Einzelheiten fragen. Doch dies in einem Brief zu tun, wäre aussichtslos. Aufschreiben würden sie es kaum. Und so kehrte ich zurück zu meinem Reisebericht.

Heute Morgen hat wieder die Sonne geschienen. Da hat es mich nicht bekümmert, keinen Lift zu bekommen. Zuerst wanderte ich einen See entlang, dann aufwärts an einen Bergfluss, der wild über Felsbrocken rauschte. Und als der Rucksack mich drückte, setzte ich mich zwischen die Heidelbeerbüsche, verzehrte mein Brot, las eine dazu passende Geschichte von Maupassant und machte mir beim Weiterwandern so meine Gedanken über das Fettklößchen und das bornierte Verhalten ihrer Mitreisenden in der Kutsche.[31]

Doch nach 15 Kilometern drückte mich der Rucksack gewaltig. und da half es nicht mehr, ihn nur ein wenig hin und her zu rücken. Vor mir lag eine lange Steigung, und erfahrungsgemäß würde am Berg kaum jemand anhalten. Dennoch. Weiter. Auf halber Strecke luden ein paar Camper mich dann ein, mit ihnen eine cup of tea zu trinken. Das gab mir wieder Auftrieb, und als ich es gar nicht mehr erwartete, stoppte ohne mein Winken ein Jeep mit drei Soldaten. „Do you want a lift?“ Und wie ich wollte! Und dann ging's los. Mit Vollgas rauf die Serpentinen und dann kaum gebremst mit 80 kmh und Zwischengas auf der anderen Seite wieder runter. Es war eine tolle Fahrt im offenen Wagen, und die Eiscreme, die sie mir noch spendierten, passte meine Innentemperatur der äußeren Starre an.

---

[31] Ich las „Boule de Suif“ in der gleichnamigen Sammlung von Maupassants Erzählungen in der neuen Übersetzung von H. N. P. Sloman, erschienen als Penguin Taschenbuch im Jahre 1946.

Ich hatte so erst 50 km geschafft, aber ich machte an der nächstgelegenen Jugendherberge um 17 Uhr Schluss. Es besteht immer Gefahr, dass am späteren Abend die Herbergen voll sind. Und der Himmel grau, die Bergspitzen in Nebel oder dunkle Wolken gehüllt. So kochte ich mir einen Schlag Porridge und verwandte den Rest des Tages darauf, diesen Brief zu schreiben und mich bei zwei bejahrten Radlerinnen über das Wandern in Schottland zu informieren. Ich kann den schottischen Akzent verstehen, wenn sich jemand direkt an mich wendet. Sie gaben mir allerlei nützliche Tipps.

Angesprochen hatten sie mich mit der Frage, ob ich denn einen Liebesbrief schreibe. Ich sei so eifrig bei der Sache. Doch es war ihnen dann auch sympathisch, dass ich meine Eltern mit einem ausführlichen Reisebericht bedenke, und ich wollte nicht davon reden, dass ich mich gestern von zwei Begleiterinnen getrennt hatte, in deren eine sich ein anderer womöglich verliebt hätte, wohingegen ich mich sogar auf den Gedanken, mich überhaupt in eine Frau zu verlieben, nicht oder jedenfalls noch nicht einlassen wollte.

Völkerverbindende Erfahrungen unter Elektrokaufleuten

Diese Methode, in Briefen von den Etappen meiner Reise durch Schottland zu berichten, behielt ich bei. Der nächste Brief – datiert mit dem 30. Juli und abgesandt von Inverness – wandte sich jedoch speziell an meinem Vater, was insofern ungewöhnlich war, als er mir sehr selten und dann nur auf Anmahnen meiner Mutter geschrieben hatte. In diesen raren Briefen tat er sich schwer, sich als Vater dem Sohne mitzuteilen. Er wich am liebsten auf Informationen zum Gang der Geschäfte aus, und dabei konnte er sogar sicher sein, dass mich diese Geschäfte in allen Details samt und sonders interessierten, denn seine Erfolge als Kaufmann bildeten schließlich unser aller Existenzgrundlage und an diesen Erfolgen hing sein Prestige in der Familie, in der ansonsten die Mutter die Hosen anhatte.

Lieber Papa! Dass ich mich heute insbesondere an Dich und nicht wie sonst an die ganze Familie wende, hat einen bestimmten Grund. Beim Autostopp traf ich auf einen Fahrer, mit dem Dich und mich einiges verbindet. Doch will ich der Reihe nach erzählen.

Wie nach dem gestrigen Sonnentag zu erwarten war, fiel heute bereits wieder der landesübliche Regen. Es war nur ein sanftes Rieseln. Ich konnte ihm mit dem Regenschirm beikommen und so startete ich frühzeitig. Ohne dass ich auch nur gewunken hätte, hielt ein Motorrad an und wieder ging es mir wie gestern bei den Soldaten im Jeep. Der Motorradfahrer preschte in einem Affentempo die Serpentinen nach oben und auf ebener Strecke brachte er es auf 100 kmh. Bei solch einer Geschwindigkeit wird aus sanftem Nieselregen eine dichte Folge von feinen Peitschenhieben. Allerdings fing der Fahrer das Meiste ab. Das Gepäck lag im Beiwagen: Ich saß auf dem Soziussitz bzw. auf diesem länglichen Sitzkissen ohne Griff. Wenn der Fahrer sich nur nicht immer wieder mal umgedreht hätte! Dabei kam er fast ins Schleudern. Mir wurde manchmal himmelangst.

Plötzlich stoppte er auf offener Straße und erklärte: Hier sei er nun am Ziel. Ich sah rechts und links der Straße nur Moor und Wasser und dahinter Berge. Doch es stimmte: Der Mann war Angler und er hatte die Absicht, hier Forellen zu fangen. Wenn ich nur gleich ihm solche langschäftigen Watstiefel gehabt hätte! Ich hätte ihn gerne begleitet.

So aber blieb mir nichts anderes übrig, als mich wieder unter dem Regenschirm an den Straßenrand zu stellen und auf einen Lift zu hoffen.
Und ich hatte Glück. Schon nach fünf Minuten hielt ein komfortabler PKW. Ich war erleichtert, ins Trockene und ins Warme zu kommen. Es war ein Vater mit seinem 12jährigen Sohn auf Ferienreise. Doch nun die Überraschung. Es handelte sich um einen Elektro- und Radiohändler. Aus unserem Gespräch zog ich den Schluss: England ist der deutschen Entwicklung etwa zwei Jahre voraus im Blick auf die Sättigung des Marktes und die damit einhergehende Verschärfung der Konkurrenz. Auch in England werden hohe Steuern bezahlt und es gibt hier dieselbe Prozenteschinderei beim Einkauf. Er nahm es aber sportlich. Das Konkurrieren und Kalkulieren halte einen lebendig und für die Tüchtigen gäbe es immer etwas zu verdienen. Solange wir Tatkraft und Schwung nicht verlören, bräuchten wir uns um die Zukunft keine Sorgen zu machen.
Zunächst meinte er noch, dass es in England schwerer sei, Geld zu verdienen. Als ich ihm dann aber von den Steuerprüfungen der deutschen Finanzämter und deren unangekündigten Kontrollen berichtete und von den unerwarteten Steuernachzahlungen, welche die Verdienste wieder verschwinden ließen, erklärte er, dann wolle er doch lieber in England sein Geschäft führen. Er verlegt sich jetzt auf das Vermieten von Fernsehapparaten und einen erheblichen Teil seines Einkommens erwirtschaftet er über den Reparaturdienst.
Seine Arbeitsbedingungen ähneln den unseren. Einerseits muss man gelegentlich Überstunden machen, andererseits kann man sich auch mal frei nehmen. Auch er musste sich nach dem Krieg erst mal wieder hocharbeiten. Das ging nur bei äußerster Sparsamkeit. Er übernachtete häufig im Auto. Er gestand, der mühsame Aufstieg habe aus ihm einen Knauserer geformt, der auch dann noch spare, wenn es nicht mehr nötig sei.

Er hat drei Kinder. Seinen ältesten Sohn schickt er jetzt in die Oberschule. Ich konnte beobachten, wie er die ganze Zeit auf diesen erzieherisch einzuwirken suchte. Der Kleine darf und muss manchmal einkaufen. Auf jeden Fall gilt es, über die Ausgaben Buch zu führen. Und wenn der Junge etwas fragt, erklärt ihm der Vater alles ausführlich.

Schwierig sei es manchmal, sich mit seiner Frau auf die erzieherischen Richtlinien zu einigen. Wenn er bestimmte Sanktionen verhänge, könne es sein, dass seine Frau diese vergesse.

Ich fragte ihn auch, wie er sich denn die Zukunft seines Sohnes vorstelle. Er meinte, dieser könnte seine Nachfolge in dem Elektrogeschäft antreten, doch er möchte zunächst abwarten, ob der Junge sich dazu überhaupt eignet. Und der Vater räumt auch ein, dass mit ihm möglicherweise gar nicht so gut zusammenzuarbeiten sei. Auf jeden Fall solle der Junge jetzt eine gute Schulbildung erhalten und dann würde man weitersehen. Aufgrund seiner friedliebenden Grundeinstellung könne er sich auch gut vorstellen, dass sein Sohn Arzt würde. Nur gebe es in diesem Beruf auch wenig Freizeit.

Er bezeichnete sich als Pazifisten. Er versuche mit allen Menschen gut auszukommen. Er sei tolerant, doch er könne es nicht ertragen, wenn jemand behaupte, seine Kirche sei die einzig wahre und verkörpere die einzig selig machende Lehre.

Wir sprachen dann noch über die Weltausstellung in Brüssel und den Hass der Iren auf alles Englische. Er meinte, man solle seine Heimat lieben. Doch da-

zu bedürfe es gerade keiner Herabwürdigung anderer Heimatländer. Die spezielle Abneigung der Iren gegen die Engländer habe historische Gründe.

Er reist gerne und Auslandsreisen sind ihm lieber als heimischer Gartenbau. Darin unterscheidet er sich von Dir. Er hat im Garten Rasen angesät, um mit seinen Kindern Federball spielen zu können.

Ich habe 200 km mit Vater und Sohn zurückgelegt: Glencoe-Passstraße – Fort Williams – Loch Lochy – Loch Ness – Inverness. Auf dem Gaskocher haben wir zum Mittagessen etwas sehr Nahrhaftes zubereitet. Wir brutzelten Büchsenfleisch mit Spiegeleiern. Dazu gab es Butterbrote.

Um vier Uhr nachmittags war ich schon in Inverness. Das war gut, denn die Jugendherberge war fast ausgebucht, ich aber nicht angemeldet. So hatte ich Zeit, das Schloss zu besichtigen, Postkarten und Lebensmittel zu kaufen (Obst, Kohlrabi und Kartoffeln). Dann ging ich noch ins Kino. Gezeigt wurden ein Spionagefilm vor dem Hintergrund der Invasion von 1944 und ein Film über Halbstarke in den USA. Den Kriegsfilm gibt es immer als Dreingabe; geworben wird eigentlich nur für den neu gedrehten Hauptfilm. Ich nutze diese Vorfilme zum Englisch-Lernen, denn es fällt mir immer noch schwer, Filmdialoge zu verstehen. Häufig wird um des Lokalkolorits willen absichtlich Slang gesprochen. Den amerikanischen Film fand ich instruktiv, weil er ein Bild des Alltags in einer Kleinstadt im Staate Illinois entwarf. Ich hatte mich in London um freundschaftliche Beziehungen zu vielen Menschen bemüht und war nun überrascht, wie oberflächlich diese Freundschaften in den USA ausfallen können und wie selbstverständlich es ist, dass es auch bei nur lockerer Bekanntschaft schon zu sexuellen Beziehungen kommt. Dieser Film bestätigte einiges von den Berichten Carltons und was ich – andeutungsweise – selbst erlebt hatte und wozu ich skeptische Distanz gewahrt hatte.

Am nördlichsten Punkt

Dieser Brief bot neben dem Vater, den ich bei meinen einsamen Hochlandtouren – dank seines Rucksackes - im Geiste an meiner Seite wusste, auch den anderen Familienmitgliedern die von diesen erwünschten, eher beruhigenden Informationen. Und schon bald, am 1. August, sandte ich einen weiteren Brief aus Tongue von der Nordküste Schottlands. Die beigefügte Postkarte zeigte eine einspurige Schotterstraße und im Hintergrund drei aus der Ebene ragende Gipfel: The Approach to Lochinver showing the Peaks of Canisp, Suilven and Coulmore:

So also sieht die Gegend aus, durch die ich jetzt wandere. Heide, ein paar Felsbrocken, Wasserlachen, Moor, einige Schafe und verlassene und schon verfallene Hütten.

Ganz selten kommt mal ein Auto. Dies hält dann aber auch meistens an. Auch die Küste ist wild und felsig. Während der Ebbe ist der Strand mit Muscheln übersät. Ich stochere gerne in den Ablagerungen aus Tang und abgeschliffenen Brettern, in die Muscheln kreisrunde Löcher gebohrt haben.

Daraus, dass ich „Pride and Prejudice“ zu Ende gelesen habe, könnt Ihr schließen, wie das Wetter ist: Einfach scheußlich! Ich fresse wie ein Scheunendrescher, nur um mich einigermaßen warm zu halten. Krank darf ich bei diesem Vagabundenleben nun mal nicht werden. Doch so erlebe ich viel. Gestern traf ich einen Landpfarrer, der – gerade weil es hier so einsam ist – von seinen „Schäflein“ erzählen konnte wie ein Buch. Und ich habe ihm geraten, es doch

tatsächlich mit einem Manuskript zu versuchen, aber wahrscheinlich wird daraus nichts werden. Erzählen und aufschreiben sind zwei paar Stiefel. Und ich habe es versäumt, mir gleich anschließend Notizen zu machen. Ja, man müsste hier längere Zeit leben, dann könnten der Alltagsrhythmus und die karge Landschaft auch den Sprachstil prägen.

Doch man darf sich die Gegend auch nicht als eine ferne Idylle aus rauen Winden, Kalksteinen und ein paar Moosen vorstellen. Die Weltabgeschiedenheit wird zu technischen, möglicherweise höchst gefährlichen Experimenten genutzt. Heute bin ich in der Nähe von Thurso an dem kugelförmigen Atomreaktor Dounreay vorbeigekommen. Aus einer Entferung von 8 Meilen habe ich ihn von der Straße aus fotografiert. Man konnte nur die obere Hälfte des kugelförmigen Reaktors erkennen. Das Verteidigungsministerium ist an den Experimenten beteiligt. Das lässt Schlimmes befürchten.

Ich hielt mich nicht lange an der kalten Nordküste auf, sondern nutzte zwei Langstreckenlifts in Personenwagen, um von Thurso zunächst wieder nach Inverness und von dort weiter nach Perth zu gelangen, wo ich in der Jugendherberge übernachtete. Das Wetter hatte sich gebessert und so lockte es mich in Perth zum Rummelplatz.

Mit diesen Eindrücken beginnt der Brief, den ich am 3. August aus Edinburgh an meine Mutter zu deren 43. Geburtstag sandte:

Also, das Vergnügungsangebot in Perth war bescheiden. Fast nur Schießbuden und Glücksspiele. Mich wunderte, dass die Leute sich mit diesem dürftigen Angebot zufrieden geben. Die Schalheit des ganzen Betriebs musste eigentlich jedem auffallen. Ich latschte mit einer Tüte Kohlrabi unterm Arm zurück zur Jugendherberge. Und plötzlich fragte ich mich: Was würdest du tun, wenn du ohne die Aussicht, nach Stuttgart in die Familie zurück kehren zu können, allein in der Welt wärst, es jedenfalls kein Zuhause mehr gäbe, und Ihr aufgehört hättet zu existieren? Eigentlich müsste das Leben doch auch dann noch einen Sinn haben, eigentlich…

Heute Morgen bin ich von Perth über Stirling nach Edinburgh getrampt. Vier Lifts und vier Mal recht wortkarge Fahrer.

Edinburg gilt als eine der schönsten Städte Großbritanniens, und ich kann diesem Urteil beipflichten. Nur vom Royal Scottish Museum war ich etwas enttäuscht. Ich erwartete ein schottisches Heimatmuseum. Stattdessen traf ich auf eine Miniaturauswahl des überwältigenden Angebots der Londoner Museen. Vielleicht rührte meine Enttäuschung auch daher, dass ich in letzter Zeit zu viele Museen besucht habe, um Schnupftabakdosen, Araberdolchen, Eskimoschlitten, Ichthyosaurierknochen, griechischen Amphoren und afrikanischen Trommeln noch etwas abgewinnen zu können.

Doch die Gemäldesammlung bot einige Highlights: ein Selbstportrait Rembrandts, eine Lady von Gainsborough, eine der Landschaften von Constable, die ich besonders liebe, und ein Christusbild von el Greco. Man kann von diesen Meisterwerken Postkarten kaufen. Doch diese Abbildungen waren so grob gerastert, dass ich lieber darauf verzichtete, sie auch nur als Gedächtnisstütze zu erwerben.

Gerade habe ich mein Briefschreiben unterbrochen. Zwei deutsche Mädchen erzählten von einem Erlebnis in York. Sie waren zur Polizei gegangen, weil sie über die Heilsarmee zu keinem Quartier gekommen waren. Sie hätten den Polizisten gesagt, sie hätten kein Geld. Die Polizisten nahmen sich ihrer an und bug-

sierten sie zu einem Wohlfahrtsverband, der noch vier Betten für gestrandete Mädchen frei hatte. Dort wurden sie aufgenommen und verköstigt. Das erzählten sie den im Esszimmer versammelten Deutschen nicht nur einmal, lachend und stolz auf ihre Gewandtheit. Ich hatte mich abseits gehalten, stand nun auf, trat hinzu und sagte nur: „Welchen Eindruck habt ihr denn auf die Engländer gemacht?“ Diese Frage schlug richtig ein. Sie waren gar nicht auf den Gedanken gekommen, dass sie hier auch „das deutsche Mädchen“ vertreten. Ich habe ihnen einen Dämpfer verpasst. Sie sitzen jetzt bescheiden an ihrem Tisch und schreiben Postkarten und werfen nur ab und zu mal einen scheuen Blick zu mir herüber.

Der hypothetische Gedanke, dass ich meine Familie verlieren und plötzlich ohne diesen Rückhalt sein könnte, war mir auf dem Rückweg vom Rummelplatz zur Jugendherberg in Perth wohl gekommen, weil ich, je länger meine Trampertour dauerte und je weiter ich von Stuttgart entfernt war, desto deutlicher empfand, dass ich nun schon seit drei Wochen nichts von der Familie gehört hatte und noch ein lange Strecke, ja das Übersetzen nach Irland und auch dort eine lange Tour vom englisch kontrollierten Nordirland in die Republik Irland vor mir lag. Ich hätte umkehren und nach London trampen können, genau so gut, wie ich auch in Thurso hätte eine Woche lang bleiben und den Strand entlang wandern und noch einmal mit dem Landpfarrer hätte reden können. Ich hatte keine Termine und ausreichende Geldreserven. Doch ich meinte, dass es gut sei, bei der geplanten Route zu bleiben. Ich spürte nur, dass ich innerlich zum beschleunigten Ortswechsel und nicht zum Verweilen tendierte.

Unter Iren

Dies offenbarte bereits der nächste Brief, der mit einer Ansichtskarte als Anlage am 5. August bereits in Coloraine in Nordirland aufgegeben war. Das Foto zeigte die berühmte Felsenformation: Lord Antrim’s Parlour, Giant’s Causeway, die man noch heute im Internet unter diesem Stichwort aufrufen kann. Ich teilte den Eltern lakonisch mit:

Diese Postkarte zeigt mit den vulkanischen Basaltfelsen eine geologische Sehenswürdigkeit, auf deren Besuch ich dann doch verzichtet habe, um rascher in den Süden Irlands zu gelangen. Dort sollen die Leute keineswegs auf das Arbeiten erpicht und sehr arm sein. Diese irischen Lebensbedingungen kennen zu lernen, ist der eigentlich Zweck meiner Reise, nicht aber die Besichtigung von seltsam geformtem Lavagestein.

Heute Morgen bin ich um 7 Uhr aus dem Hafen von Stanrear im Südwesten Schottlands mit dem Schiff nach Larne in Nordirland übergesetzt. Das sind 37 Seemeilen = 2 ½ Stunden Fahrt = DM 8.70. Den Tag über bin ich dann in nördlicher Richtung die Küstenstraße Nordirlands bis Portrush entlang gegondelt. Im Augenblick regnet es mal nicht, und so mache ich mir auch keine Sorgen um ein Nachtquartier. Bis Coleraine bekam ich einen Lift von einem jungen Engländer. Er lud mich ein, mit ihm seine Eltern zu besuchen und zwar zum five o’clock tea. Ich war fast zu schüchtern, diese Einladung anzunehmen.

Ich habe es dann nicht bereut. Der Tee und das begleitende Gebäck wurden in traditionellem Geschirr aufgetragen, und ich habe mir besonders den Zitronenkuchen mit Schokoguss schmecken lassen. Es ist darüber spät geworden, aber

ich werde schon noch eine Jugendherberge finden. Beim Trampen lernt man sich irgendwie durchzuwursteln.

Am 7. August setzte ich nun schon von Dublin aus den Reisebericht fort, den ich am 5. August noch in Nordirland begonnen hatte.

Den Fünfuhrtee bei den freundlichen Iren habe ich genossen. Welch ein Vergnügen mit gebildeten Menschen beim kultivierten Geplauder an einem Teetisch aus Mahagoni zu sitzen!

Anfang August ist es noch lange hell und so stand ich nach der Teepause wieder im Sonnenschein an der Straße und deutete mit dem Daumen in die gewünschte Richtung. Und meine Glückssträhne riss nicht ab. Zwei Ferienreisende gaben mir einen Lift. Zwei Stunden konnte ich mit ihnen fahren und erst direkt vor der Jugendherberge in Omagh setzten sie mich ab. Dort stieß ich ausnahms- und erfreulicherweise mal auf keine Deutschen. Ich musste mich also nicht über die Wilhelm-Zwo-Manieren einiger Schüler ärgern und mich als Deutscher für ihr Betragen schämen. Die Engländer, die mich bisher mitgenommen haben, waren allesamt sehr nett zu mir gewesen. Ich hatte keine Vorurteile gegen Deutsche zu spüren bekommen. Sie merkten ja erst, wenn ich zugestiegen war, dass es sich bei mir um einen Deutschen handelte.

Nur bei den Jugendherbergsvätern, die häufig mit deutschen Schülern zu tun bekommen, scheint sich mittlerweile eine gewisse Abneigung gegen diese deutschen Angeber und Spruchbeutel entwickelt zu haben.

Ich verhielt mich in Omagh ganz unauffällig, kochte nur noch Barley und Haferflocken, pflückte Himbeeren und kroch ins Bett.

Erst am anderen Morgen wurde mir so richtig klar: Jetzt bist du nebendraußen gelandet. Gortin Gap ist ein kleiner Ort mit knapp fünfhundert Einwohnern – am Rande von Omagh im Bezirk Tyrone. Ich fürchtete sogar, in der Abgeschiedenheit hängen zu bleiben, zog es mich doch immer stärker nach Stuttgart. Doch es zeigte sich, dass die wenigen Autofahrer mich bereitwillig aufnahmen, auch wenn sie mich nur kurze Abschnitte mitnehmen konnten. Das gab mir immer wieder Gelegenheit, in der hügeligen Landschaft zu wandern, bis wieder einer anhielt und mich ein paar Meilen mitnahm.

So erreichte ich die Grenze zur Republik Irland und passierte diese ohne Schwierigkeiten. Ein englisches Ehepaar, das mit seinem 12-jährigen Sohn Irland bereiste, nahm mich bis Galway mit. Die beiden waren Mitglieder des englischen Pendants zum ADAC und fuhren nun genau nach Plan die Straßen ab. Kamen Straßenschilder wurde disputiert, wie es weiter gehen solle, und zwischendurch wurden immer wieder „sweets and chocolat“ geknabbert und dazu mehr oder weniger treffende Bemerkungen über Land und Leute gemacht. „Look at that boy, how dirty he is: isn't he?" Das nennt man dann "touring Ireland".

Um 6.30 p.m. kam ich in Galway an, doch die Jugendherberge war geschlossen. Genau genommen beschränkte sich deren Existenz auf das Erscheinen im Internationalen Herbergsverzeichnis. Man hatte den Plan gehabt, sie zu bauen, es dann aber doch unterlassen. Ich will jetzt nicht gleich ausrufen: Das ist Irland! Doch so ganz untypisch ist es wahrscheinlich nicht. Ein Versicherungsreisender, ein Ire, der mich nach Limerick mitnahm, charakterisierte seine Landsleute mit der Redewendung: „The Irish are rather easy going“. Wenn man dies

weniger freundlich formuliert, dann bedeutet es: Niemand reißt sich einen Fuß raus, man findet Schmutz eher gemütlich und hält Schlamperei für ein Zeichen von Lebensart. „Die Straßen sind am Morgen bis 10 Uhr wie ausgestorben und nachts geht der Betrieb in den Coffee Bars und den Fish- und Chips-Buden weiter bis um 2 Uhr.“ Als Einzelwesen seien die Iren freundlich, doch komme das Gespräch auf die Politik, würden sie zu Fanatikern und grauslichen Nationalisten.

Das konnte ich aus meinen paar Eindrücken, die man beim Trampen gewinnen kann, nicht folgern. Das waren die volkskundlichen Weisheiten eines Versicherungsreisenden, dem es Vergnügen bereitete, mir einen ethnologischen Grundkurs zu verpassen. Er machte mich neugierig, aber ich blieb skeptisch. Seine Verallgemeinerungen dürften kaum zuverlässiger sein als das, was man in Deutschland über Bayern oder Schwaben zu hören bekommt. Ich bleibe dabei: Wie überall wird es in Irland eben auch „sodde und sodde“ geben.

Doch auf einiges Ungewöhnliche muss man sich in Irland schon gefasst machen. Meine englische Familie – also die mit dem 12jährigen Sprössling – hatte, wie gewohnt, um fünf Uhr Tee trinken wollen. Und so war sie in eine Höhle von Cafe geraten. Der Zugang führte durch einen Gemischtwarenladen. Auf der Verkaufstheke, genau genommen einem langen Tisch, lagen Schinken, Brot, Krautköpfe und Salat, Schnürsenkel und Nähseide wild durcheinander. Und die Unterlage war auch nicht sauber gewischt. Meine Engländer brachten gerade mal eine Tasse Tee hinunter im Vertrauen auf die keimtötende Wirkung kochenden Wassers. Der Junge rührte die Teetasse aus Steingut nicht an und auch den Eltern verging der zum Tee gehörige Appetit auf Biscuits. Wieder auf der Straße begegneten uns Wohnwägelchen, bunt bemalt und von dürren Eseln gezogen.

Mir fehlte ein solches Wohnwägelchen, als ich - von dem Versicherungsreisenden bis Limerick kutschiert - dort keine Jugendherberge fand. Ich wollte in Limerick nicht bleiben, sondern noch versuchen, über eine Fernverkehrsstraße nach Dublin gelangen. Doch ich blieb kurz hinter Limerick in einer Kleinstadt hängen. Es wurde dunkel. Statt nach einem Hotel zu fragen, verfiel ich auf den Gedanken, in meinen Schlafsack zu schlüpfen und in der Nische eines Ladeneingangs auf den nächsten Morgen und einen nächsten Lift zu warten. Ich breitete eine Zeitung unter den Schlafsack. In einer Geschichte über Landstreicher hatte ich gelesen, dass Zeitungen eine isolierende Wirkung ausüben. Ich versuchte zu schlafen, nickte ein, wurde aber um Mitternacht von zwei Streifenpolizisten geweckt. Sie fragten kurz nach dem Woher und Wohin, nahmen mich mit auf ihre Wache und ließen mich auf einem Ledersofa neben ihrem Büro weiter schlafen. Zum Aufwachen spendierten sie eine Tasse Tee. Ich dachte an die beiden deutschen Mädchen, denen ich in Perth zwar keine Moralpredigt gehalten, sie aber doch an ihre Verantwortung für das Image der Deutschen erinnert hatte. Mir war die Sache peinlich, aber die Polizisten nahmen es gelassen. Wahrscheinlich war ich nicht der erste, der auf ihrem Ledersofa gelandet war.

Heute Morgen bekam ich dann um 7.30 Uhr sofort einen Lift. Ein leerer Südfrüchtetransporter brachte mich direkt ins Zentrum von Dublin. Der Fahrer interessierte sich insbesondere für deutsche Autos. Anscheinend importiert Irland viele Volkswagen. Auf diesem Gebiet war ich nicht beschlagen, aber dem Fahrer war es wohl das Wichtigste, dass er überhaupt jemand hatte, der ihm beim Fachsimpeln zuhörte.

Schon um 11 Uhr kamen wir in Dublin an. Ich brachte meinen Rucksack zur Jugendherberge und hatte den Nachmittag frei, um Museen und Galerien zu besichtigen. In der Sammlung alter Meister sprach mich ein Student der Kunstgeschichte an. Er freute sich, einen wissbegierigen Zuhörer zu finden und er gab keine Ruhe, bis ich nicht jedes Bild, das er für ein besonderes Meisterwerk hielt, gebührend bewundert hatte. Man zeigte auch französische Impressionisten, mit denen ich im armen Irland nicht gerechnet hatte. Beim Gespräch mit dem Studenten kam mir zustatten, dass ich schon einiges Kunstgeschichtliche gelesen hatte. Meine Hauptschwierigkeit war, dass ich mich an seinen irischen Akzent erst gewöhnen musste, um schließlich seinem Maschinengewehrfeuer von Erklärungen folgen zu können.

Für einen Studenten der Anglistik wäre es wahrscheinlich sinnvoller gewesen, sich um Dubliner Orte zu kümmern, an denen irischer Schriftsteller gedacht wurde. Doch ich war auf diesem Felde nicht bewandert und Werbesprüche wie „Dublin, die Stadt der trinkenden Dichter und dichtenden Trinker", mit denen zu innerstädtischen Kneipentouren eingeladen wird, stießen mich eher ab. Ich habe mich also lieber an die Dublin City Gallery gehalten, zumal man ja Meisterwerke der Literatur ohnehin nicht ausstellen, sondern eigentlich nur lesen kann. Solange man letzeres nicht getan hat, schien es mir auch ziemlich witzlos sich Portraits, Wohnhäuser und irgenwelche Dichter-Untensilien anzuschauen, wie z.B. im Schiller-Museum in Marbach den alten Wetterhahn von Mörikes Kirche in Cleversulzbach. Doch wenn ich es recht bedenke, hätte ich vielleicht doch noch einen weiteren Tag in Dublin bleiben und mich um die dort beheimateten Dichter kümmern sollen.[32] *Doch es zieht mich mit Macht in Richtung Schwaben und darum werden die nächsten Berichte über meine Rückreise auch knapp ausfallen.*

Von gottgefälligem Kakao und meinem Rückweg nach London

Tatsächlich habe ich mich in Dublin keinen Tag länger aufgehalten, sondern habe mich rasch auf die Heimreise begeben. Doch so knapp wie angekündigt ist der nächste Bericht, der schon am folgenden Tag in Bangor geschrieben wurde, nicht ausgefallen. Der Grund: Ich hatte den Geburtstag der geliebten Großmutter fast vergessen und wollte ihr nun – noch unter dem Eindruck eines intensiven Gespräches - etwas mitteilen, das sie in ihrem Selbstverständnis als kirchenkritische Christin und dennoch fromme Frau bestärken würde.

In der Jugendherberge von Bangor,
am Freitagabend, den 8. August 1958

Liebe Oma!

Beinahe hätte ich Deinen Geburtstag vergessen über all dem Winken nach Autos, die mich beim Trampen durch Schottland und Irland ein Stück mitnehmen sollten. Jetzt freue ich mich darauf, Dich und auch Opa und Tante Hede bald wieder zu sehen. Ich denke immer noch gerne an die Ferien im Beihinger Schloss, an Dein Waffelbacken auf dem offenen Herdfeuer mit dem schweren, um eine Achse schwenkbaren Waffeleisen. Die modernen elektrischen Waffelei-

---

[32] Seit 1991 gibt es im Zentrum Dublins ein kleines Writers Museum, das in drei Räumen, von denen einer speziell Yeats gewidmet ist, exquisite Erinnerungen an irische Dichter zeigt.

sen der Firmen Maybaum und Grossag sind zwar superpraktisch, aber Deine Waffeln waren und bleiben unübertrefflich – einschließlich der Waffelsuppe aus den übrig gebliebenen und sterch gewordenen Waffelherzen. Und jetzt wünsche ich Dir fürs kommende Lebensjahr: Bleibe so munter und beweglich wie bisher und ärgere Dich nicht über das Geschwätz der Nachbarn oder über eine seichte Predigt, die eine biblische Geschichte nur nacherzählt, ohne deren aktuelle Bedeutung zu erörtern!

Ich werde immer ungeduldiger im Gedanken an meine Rückkehr nach Stuttgart. Nur drei Tage habe ich es in Irland ausgehalten. Das ist eigentlich viel zu wenig. Irland ist ein reizvolles Ferienland. Es gibt Deutsche, die Wochen auf dem Shannon verbringen und von ihrem Boot aus Barsche und stattliche Hechte fangen – und auch Rotaugen, die viel größer sind als diejenigen, welche ich in Beihingen am Neckar mit aufgekochten Weizenkörnern anlocken konnte. Vielleicht fahre ich mal wieder nach Irland, aber dann soll diese grüne Insel das eigentliche Reiseziel sein und nicht nur die letzte Etappe einer Rundreise. Doch jetzt zieht es mich nur noch nach Hause.

Heute früh bin ich um 6.30 Uhr aufgestanden, bin mit dem Bus zum Hafen gefahren und habe mich dort vor dem Schalter für die Passage nach Holyhead in England in eine lange Schlange eingereiht. Nach 1 ½ Stunden erhielt ich meine Schiffskarte.

Die Fähre war randvoll. Wir waren fast vier Stunden auf See. Diese war rau und es regnete mal wieder. Also keine Vergnügungsfahrt und kein Mövenfüttern. Ich verkroch mich in die Cafeteria, las und dachte an Deinen Geburtstag. Vielleicht hätte ich früher an Deck gehen sollen, denn schließlich dauerte es noch einmal 1 ½ Stunden, um vom Schiff herunter an Land zu gelangen. Es blieb mir also nicht viel Zeit, um zumindest die dem Norden von Wales vorgelagerte Insel Anglesy zu durchqueren und bis zur Jugendherberge in Bangor zu gelangen.

Da stand ich also wieder mal an der Landstraße und deutete mit dem Daumen in Richtung London, das aber – wie ein Blick auf die Karte zeigt - unmöglich an einem Tag zu erreichen war.

Ich hatte Glück. Ein Vertreter von Cadbury, einer der ganz großen englischen Schokoladenfabriken, nahm mich mit. Er hatte diverse Muster in petto und ließ mich das Fabrikationsprogramm kosten. Sehr lecker! Er sagte: „Meine Kunden wollen zwar viel Schokolade verkaufen, aber persönlich achten sie auf die schlanke Linie. Sie probieren nur ganz kleine Stückchen.“

Ich ließ es mir schmecken und ihn freute dies. Es lebe der Kunde! Ich lobte die Produkte, aber neugierig war ich vor allem auf die Geschichte der Firma Cadbury. Von deren legendärem Gründer John Cadbury hatte ich schon gehört.

Der etwa 40jährige Generalvertreter, der auch John hieß und schon lange bei der Firma arbeitet und jetzt nur noch Großkunden besucht, war bestens informiert über die Entwicklung dieses Imperiums im Handel mit Schokolade und Kakao. Er gab mir zum Abschied dann auch noch eine Broschüre zur Geschichte der Firma.

Angefangen hatte es 1824 mit einer kleinen Tee- und Kaffeestube in Birmingham. Die besondere Spezialität des Hauses war damals ein heißer Schokoladentrank. Der junge Cadbury, der sich im Tee- und Kaffeehandel hatte zum Kaufmann ausbilden lassen, sah im Kakaotrinken eine köstliche und doch kostengünstige Alternative zum Alkoholkonsum. Ja, wegen des Alkohols sah er viele Arbeiter und deren Familien von der Armut ins Elend absacken. Ich fragte mei-

nen John am Steuer: „Hat Cadbury tatsächlich viele Arbeiter von Bier und Schnaps zum Kakao bekehrt?“

Er zuckte mit den Schultern: “Weiß der Himmel. Jedenfalls beim Schokoladenhandel blieben ihm die Erfolge nicht versagt, und als es dann an die Fabrikation im großen Stile ging, hielt er seinen Arbeitern keine Moralpredigten. Er zahlte faire Löhne, begünstigte sogar die Bildung von einer Art Betriebsrat und sorgte für ärztliche Betreuung.“

Das ist auffallend und passt so gar nicht zu dem, was wir aus den Schriften von Marx und Engels über die englische Arbeiterklasse wissen. Soziales Engagement gehörte und gehört immer noch zum Selbstverständnis der (christlichen) Society of Friends, denn zu dieser „Gesellschaft der Freunde“ zählten John Cadbury und seine ganze Familie. Du kennst diese Religionsgemeinschaft auch. Wir nennen sie einfach „die Quäker“ und denken dabei an „Quäkerspeisung“ und Haferflocken. Hast Du Dir schon mal Gedanken gemacht, wie es zu dieser Bezeichnung gekommen ist?

Es ist schon kurios. „Quäker“ war zunächst der Spottname für eine protestantische Erweckungsbewegung, die man in ihrer praktischen Frömmigkeit und im geschwisterlichen Umgang mit den deutschen Herrnhutern vergleichen kann. Also, sie ärgerten sich über das kirchliche Establishment. Das haben sie mit Dir gemeinsam. Ich erinnere mich gut, wie häufig Du in Beihingen auf nichtssagende Predigten geschimpft hast. Die Quäker beließen es nicht beim Meckern, sondern nahmen das Predigen bzw. die vorangehende Gottessuche selbst in die Hand und setzten darauf, dass jeder Christ auch ohne die Vermittlung der Kirche und ihres Personals – vorzugsweise durch selbständige Bibellektüre und offene Aussprache und auch durch Schweigen und das Hören auf die Stimme des Gewissens – in ein persönliches Verhältnis zu Gott und zu Jesus Christus geraten könne und dass diesem Christen dann ein „inneres Licht“ aufgehe.

Einige machten sich dann als Erweckungsprediger und in Amerika sogar als Missionare auf den Weg. Ihre Auftritte in Zirkeln von Christenmenschen wurden von der Amtskirche misstrauisch betrachtet und manchmal auch verfolgt. Das ging bis zur Einkerkerung. Eine der Quäkermissionarinnen wurde in den USA sogar gehängt. So weit ging man selten. Man zog es vor, diese Erweckungsprediger lächerlich zu machen. Man witzelte über ihre inneren Erlebnisse der Begegnung mit Jesus und dem Wort Gottes. Diese seltsamen „Heiligen“ – und so nannten sich einige tatsächlich in Anlehnung an unser Glaubenbekenntnis - würden, wie es bei Jesaja hieße, beim Hören von Gottes Wort am ganzen Körper zittern. Und „zittern“ heißt auf Englisch „to quake“. Und damit hatten die neuen Heiligen ihren Spitznamen weg. Man nannte sie die Zitterer, also Quäker.

Das Paradoxe an der Namensgebung ist, dass die so Beschimpften sich heute selbst als Quäker bezeichnen, nicht weil sie wie Espenlaub zittern, wenn sie sich versammeln, sondern weil aus der Bezeichnung der Dummschwätzer inzwischen ein Ehrenname geworden ist. Das war die Folge ihres anhaltenden sozialen Engagements und ihres unerschütterlichen Pazifismus. Die Quäker bildeten im Ersten Weltkrieg in England und in den USA den harten Kern der Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen. Sie gründeten die Peace Pledge Union und die Zeitung „Peace News“. Und nach dem Ende des Krieges waren sie die ersten, die in den Deutschen nicht die „Hunnen“ der englischen Kriegspropaganda erblickten, sondern auf den Hunger deutscher Kinder achteten. So kam es zur

„Quäkerspeisung“,[33] *die zwischen 1919 und 1926 etwa fünf Millionen deutscher Kinder zugute gekommen ist. Nicht allein die Quäker haben diese finanziert. Auch andere Kirchen halfen. Doch die Quäker hatten den Anstoß gegeben.*

Die Quäkerspeisung hat John Cadbury nicht mehr erlebt. Er ist 1889 im Alter von 88 Jahren, also noch vor den Friedenskonferenzen, die wir mit dem Namen Berta von Suttners verbinden, gestorben. Er hatte die kaufmännische Tätigkeit in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens den beiden Söhnen überlassen und sich auf den Tierschutz und die Abschaffung der Kinderarbeit konzentriert. Skandalös fand er insbesondere den Einsatz von schmalen Jungen zur Reinigung enger Kamine. In Deutschland kennt man diese Zustände vor allem aus dem Roman „Oliver Twist“ von Charles Dickens.

Unsere evangelische Kirche sieht mittlerweile in den Quäkern auch keine Sekte mehr, sondern eine Glaubensgemeinschaft, die vor allem durch ihr pazifistisches – an der Bergpredigt orientiertes – Verhalten und nicht durch die Betonung von Glaubenssätzen – sprich Dogmen - zusammengehalten wird. Die Quäker sind Mitglied im Ökumenischen Rat der Kirchen. Mir sind sie eigentlich sympathischer als unsere Landeskirche, aber es gibt in Deutschland nur verschwindend wenige Quäker. Insofern sind sie für mich keine Alternative, denn auf das Gemeindeleben kommt es schließlich an. Doch die Vorstellung der Quäker vom inneren Licht und dem Hören auf das Gewissen ist mir rückblickend viel sympathischer als das Auswendiglernen des Katechismus im Konfirmandenunterricht unserer Kirche.

Über diesen John Cadbury und die Geschichte der Quäker[34] *hätte ich mit dem freundlichen Schokoladenvertreter gerne noch länger gesprochen, aber er wollte nicht in Bangor übernachten, sondern noch in der Nacht weiterfahren. Er war so nett, mich zur Jugendherberge zu bringen. Sie wirkt wie ein Herrensitz, wurde in der Zeit von Queen Victoria aus behauenen Steinquadern errichtet, hat einen spitzen Giebel und ist von Efeu umrankt. Die sanitären Anlagen sind auch ziemlich victorianisch, aber für eine Katzenwäsche reichte es, und ich genieße jetzt erst mal das gemütliche Kaminzimmer, in dem ich mit Blick in den Garten, der nun schon im Dunkel liegt, diesen Brief schreibe und an die Kaminfegerjungen denke, die zu Cadburys Zeiten von ihren Lehrherren in die engen, schwarzen Schächte getrieben wurden. Und wenn dieser Brief nun eingetütet ist, will*

---

33 Hermann Stöhr: *So half Amerika. Die Auslandshilfe der Vereinigten Staaten.* Stettin 1936. Lutz Caspers: *Quäkerspeisung nach dem Ersten Weltkrieg.* In: Gesellschaft zur Förderung vergleichender Staat-Kirche-Forschung e. V. (Hrsg.): *Vorträge, Analysen, Diskussionen.* Berlin 1996. S. 78-82. Claus Bernet: *Gilbert MacMaster (1869-1967): Der Organisator der Quäkerspeisung.* In: *Forum Pazifismus. Zeitschrift für Theorie und Praxis der Gewaltfreiheit* 2, 2006. S. 38-39.

34 Aus der Sicht der protestantischen Kirchen sind die Quäker eine Friedenskirche, die vor allem durch ihr pazifistisches – an der Bergpredigt orientiertes – Verhalten und nicht durch die Betonung von Glaubenssätzen – sprich Dogmen - zusammengehalten wird. Die Quäker sind Mitglied im Ökumenischen Rat der Kirchen. Mir waren sie seit meinen ersten Begegnungen sympathisch, weil sie anders als die Evangelische Kirche den Militärdienst kategorisch ablehnten. Es gab und gibt in Deutschland jedoch nur verschwindend wenige Quäker. Insofern waren sie für mich keine Alternative, denn auf das Gemeindeleben wollte ich nun mal nicht verzichten. Die Vorstellung der Quäker vom inneren Licht und dem Hören auf das Gewissen sprachen mich mehr an als die auswendig zu lernenden Formeln des Katechismus im Konfirmandenunterricht der evangelischen Kirche. Ich habe jedoch als Historiker großen Respekt vor den Forschern auf dem Feld der Kirchen- und Dogmengeschichte. Wir bedürfen dieser ordnenden und aufklärenden Disziplinen und auch für die Pflege des kulturellen Erbes halte ich Großkirchen für unverzichtbar.

ich mal richtig ausschlafen. Über eine weitere Zwischenstation hoffe ich dann übermorgen bis nach London zu gelangen.

Sei ganz herzlich gegrüßt
von Deinem Theo

Die Rückkehr nach London zum YMCA und zu Carlton

Ich könnte damit fortfahren, die letzten Briefe und Postkarten der langen Reise zu zitieren, denn sie scheinen mir zuverlässiger zu sein als meine vagen Erinnerungen, denen nur gelegentlich ein kleinformatiges Foto aus der Agfa-Silette oder das Glanzbild einer Postkarte auf die Sprünge helfen können. Doch der private Informationsaustausch würde den Leser langweilen. Was interessiert ihn schon, ob mein Bruder sich strebsam auf das Abitur vorbereitet und seinen jüngeren Geschwistern bei den Hausaufgaben hilft und wie mein Vater mit dem Verkauf von Kleinbeleuchtungskörpern durch die Frühlings- und Sommerflaute kommt.

Zur Story des Roadmovies gehört nur noch, dass ich berichte, wie ich von Bangor zurück nach London gelangt bin.

Es war eine lange Strecke – quer durch England. Mein erstes Etappenziel war Shrewsberry. Als ich in der dortigen Jugendherberge um 19 Uhr ankam, nahm ich mir vor, auch die nächstgelegene, 100 km entfernte noch zu erreichen. Falls mir dies nicht gelingen sollte, wollte ich die Nacht durchtippeln.

Als es dann schon fast dunkel war, stoppte ein ziemlich klappriges Modell einer Automarke, die ich nicht kannte. Eigentümer solcher Oldtimer ohne Sammlerwert sind – nach meiner inzwischen erworbenen Erfahrung – häufig besonders nette Menschen, ausgesprochene Individualisten, die mit ihrem vierrädriger Untersatz im Laufe der Jahre verwachsen sind, ihn zumindest zu behandeln wissen. In diesem Falle war der Eigentümer des Nutzfahrzeugs ein Fensterputzer und Kaminkehrer, der aus den Ferien in Schottland nach Coventry zurückkehrte. Auf dem Rücksitz hatte er bereits zwei weitere Anhalter, ein Pärchen, geladen. Seine Menschenfreundlichkeit ging sogar so weit, dass er uns alle drei einlud, bei ihm zu übernachten. Ich zögerte zunächst, aber nach einem Blick auf den mit schweren Wolken verhangenen Himmel und in sein vertrauenswürdiges Gesicht nahm ich an.

Wir saßen dann in seiner bescheidenen, doch gemütlichen Wohnung bis Mitternacht zusammen, verzehrten Käsebrote und tranken dazu einen Gesundheitstee aus Südafrika, den man Roibos nennt und der aus den spitzen Blättern eines Steppenstrauches gewonnen wird. Roibos schmeckt so gut wie echter Tee, aber man kann nach seinem Genuss problemlos schlafen. Das versicherte mir unser Gastgeber.

Die beiden anderen Mitreisenden waren ein seltsames Pärchen. Er vielleicht 35, sie 25 Jahre alt. Er kam aus Frankreich und bezeichnete sich als Kunstmaler. Ich empfand ihn als die Karikatur eines Vertreters der abstrakten Kunst. Schulterlange Locken, Vollbart, schwarzer Rollpullover, darüber ein gleichfalls schwarzer, halblanger Mantel aus grobem Wollstoff. Ohne wirkliche Ausbildung an einer Akademie oder Universität treibt er sich in der Welt herum. Er verdient seinen Lebensunterhalt mit Geschirrwaschen. Und dann vagabundiert er weiter. An ein ernsthaftes Malen ist meines Erachtens bei einem solchen Lebenswandel und ganz ohne Atelier nicht zu denken. Mag sein, dass er ein paar Pastellkrei-

den, Aquarellfarben und einen Block in der Umhängtasche hat. Auf meine Fragen sagte er ein bisschen großspurig: „Die Kunst kann sich nur im freien Leben entfalten.“ Den materiellen Erfolg und die gesellschaftliche Anerkennung hielt er für weniger wichtig. Darüber kann man eigentlich nicht diskutieren. Er hätte uns dann schon Beispiele seiner Kunst zeigen müssen. Ich war versucht, ein englisches Sprichwort zu zitieren: The proof of the pudding is in the eating. (Ob der Auflauf auch wirklich schmeckt, merkt man erst, wenn man ihn isst.) Diese Bemerkung verkniff ich mir jedoch und fragte dann nur noch - im Blick auf seine doch recht ansehnliche Freundin, eine Mimi, die aus lauter Liebe dieses mehr Vagabunden- als Bohème-Leben mitzumachen schien -, welche Pläne er denn für die Zukunft habe. Die Frage hätte ich mir sparen können. Planung war für ihn das Fremdwort an sich. Dass zu künstlerischer Leistung viel Arbeit gehört und dass Genie zu 90 Prozent im Hosenboden steckt, schien ihm völlig fremd zu sein. Neben ihm kam ich mir einerseits vor wie ein Vertreter hausbackenen Spießertums, aber andererseits war ich auch ziemlich sicher, dass er nur in sehr oberflächlicher Weise das wirkliche Künstlerdasein imitierte. Doch eins irritierte mich: Ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass solche Künstlerkarikaturen wirklich existieren und mit einer Freundin durch die Lande reisen.

Am nächsten Tag, am Samstag, den 9. August, nahm mich ein Öl-Ingenieur, der in Pakistan arbeitet in seinem schnellen Auto mit. Mit dem Bus gelangte ich dann vollends zum YMCA in die Great Russell Street. Schon um 14 Uhr kam ich an. Und als erstes holte ich meine Post ab und setzte mich mit dieser in den Zeitungslesesaal. Es war noch zu früh, um im Lounge Ernest Peach zu treffen. Danach ging ich ins nächstgelegene Antiquariat und kaufte für den Rückweg einen Penguin-Klassiker „On the Eve“ (Am Vorabend) von Iwan Turgenjew. Man rühmt ihm nach, dass er zuerst nach interessanten Charakteren Ausschau gehalten und erst danach um diese Figuren herum eine Geschichte aufgebaut habe.

Übernachtet habe ich bei Carlton auf einer Matratze, weil ich annehmen musste, dass ich in der Jugendherberge ohne Voranmeldung keinen Platz finden würde. Bei Carlton war noch ein weiterer Deutscher zu Besuch, ein Brieffreund, den er zuvor noch nicht gesehen hatte. Er hat ihn für zwei Wochen zu sich eingeladen und besuchte am Abend meiner Ankunft mit ihm den Kurts Club. Dort hätte es – erfahrungsgemäß – keine Möglichkeit gegeben, mit Carlton allein zu sprechen und zu einer kursorischen Reiseberichterstattung vor unbekannten Biertrinkern hatte ich nicht die geringste Lust – und diese wahrscheinlich auch nicht auf meine wenig dramatischen Erfahrungen beim Trampen. Es käme bei einem solchen Reisebericht auf die Feinheiten an, aber zu einem geschliffenen Reisefeuilleton reichen meine Englischkenntnisse nicht im Entferntesten. So blieb ich zurück und vollendete einen Brief an Dr. Weidauer.

Nach einiger Zeit klopfte es an der Haustür. In England gibt es nur selten Klingeln. Es war ein polnischer Junge, anscheinend der jüngste Freund Carltons. Rundlich und kindlich, aber nett und aufgeschlossen. Er wohnt im Nachbarhaus und kennt so Carltons Lebensweise, seine Freunde und vor allem auch seine Freundinnen recht gut. Das war aufschlussreich. Einige meiner Vermutungen wurden bestätigt. Carlton ist ein zwiespältiger Charakter. Er würde in den Roman eines modernen Turgenjew passen. Hochintelligent ist Carlton zweifellos, aber ihm fehlt ein stabilisierender Familienhintergrund und es fällt ihm darum schwer, Prinzipien und einen gesunden Geschmack zu entwickeln. Zu früh selbständig war er gezwungen, selbstsicher aufzutreten. Er hatte gar keine Mög-

lichkeit, sich nach einer leitenden Figur oder einem leitenden Ideal umzuschauen. Einmal hat er mir erzählt, dass er davon träume, einen großen Bruder zu haben. Diesen Bruder hat er in mir auch nicht gefunden und schon gar nicht den großen, an dem er sich hätte orientieren können.

Die Expo in Brüssel

Wie schon meine Tante Marle wollte ich auf der Rückreise nach Stuttgart auf der Weltausstellung in Brüssel Station machen. Und wie ich trotz Heimweh am Abstecher nach Irland festgehalten hatte, so machte ich auch diesen Vorsatz wahr. Als Zeugnis gibt es davon jedoch keine Tagebuchnotizen oder Briefe. Letztere erübrigen sich, wenn man schneller heimkehrt, als die Post ausgetragen wird. So verfüge ich als Erinnerungsstützen nur über zwei Postkarten an die Eltern und einen späteren Brief an meinen Freund Carlton.

Am 12. August legte die Fähre um 10.30 Uhr in Dover ab und um 17.30 Uhr erreichte der Eilzug Brüssel. Von der Jugendherberge hieß es, sie sei überfüllt. Doch durch geduldiges Verhandeln ergatterte ich schließlich einen Schlafplatz auf einer Luftmatratze im Notquartier für jugendliche Expo-Besucher.

Die Weltausstellung hat mich nicht begeistert. Ich kaufte zwar eine Postkarte mit dem Sputnik II der UdSSR, weil die Sowjetunion mit dieser Erkundungsreise in den Weltraum aufzutrumpfen suchte. Doch eigentlich war ich an der Weltraumfahrt wenig interessiert. War es nicht sonnenklar, dass selbst für den Fall, dass es andere belebte Planeten überhaupt geben sollte, diese von der Erde viel zu weit entfernt sind, um von uns erreicht werden zu können? Und leblose Sterne im Sonnensystem zu erforschen, fand ich völlig witzlos angesichts der ungelösten Probleme auf dieser, unserer Erde und der hier lebenden Menschen.

Und es war auch so, dass sich die Besucher, wenn sich eine überraschende Gelegenheit bot, weniger für den Weltraum als für das Hier und Heute interessierten. Auf der Postkarte mit dem Sputnik hielt ich fest:

Als ich den französischen Pavillon betrat, fingen am anderen Ende der Halle einige Besucher plötzlich an zu klatschen. Man rannte hin. Ich hinterdrein. Der Grund: der Filmschauspieler Fernandel, wie man ihn als Don Camillo kennt, wenn hier auch ohne Soutane, doch wie immer grinsend, das Pferdegebiss bleckend. Der Auflauf immer größer, die Gänge verstopft. Schließlich musste der Stargast im Polizeiwagen aus der Halle gebracht werden.

Vielleicht war diese Episode auch tatsächlich nicht weniger erinnernswert als Sputnik und Atomium, denn Fernandel hatte seine Beliebtheit einem Filmspaß zu verdanken, der aus dem Interpretationsrahmen des Kalten Krieges fiel. Guareschi schmierte in seinen Romanen über „Don Camillo und Peppone“ den Westlern zwar insoweit Honig ums Maul, als er ihnen zugestand, dass das christliche Abendland – hier repräsentiert durch den Dorfpopen Don Camillo – dem kommunistischen Osten und seinen norditalienischen Parteigängern zumindest an Witz überlegen sei. Doch das Sympathische an Guareschis Figuren war, dass sie die Verbissenheit des Kalten Kriegs auf die Schippe nahmen, zugunsten von „leben und leben lassen“ unter kleinen Leuten. Mit Guareschi ließ sich jeden-

falls die Abschreckungsstrategie und die wahnwitzige Produktion von immer

mehr menschheitsvernichtenden Atomwaffen nicht plausibel machen.[35]

Ich nahm die Expo wie Don Camillo, das heißt, ich nahm sie nicht sonderlich ernst, sondern als ein Spektakel, das man sich begucken kann, ohne dass es ei-

---

[35] Da die Handlung des 1952 gedrehten und überaus erfolgreichen Films „Don Camillo und Peppone" nur denjenigen vertraut sein dürfte, die gelegentlich noch in Dritten Programmen des Fernsehens Schwarz-Weiß-Filme betrachten, sei sie – nach Wikipedia – nacherzählt.

Der Film setzt ein bei der Bürgermeisterwahl in *Brescello* 1946. Die Kommunisten haben diese gewonnen und veranstalten auf dem Marktplatz eine Siegesfeier. Da Don Camillo dies nicht zulassen will, will er aus der Kirche gehen und dies unterbinden. Jesus ruft ihm vom Hochaltar allerdings zu, dies zu unterlassen. Stattdessen läutet er alle Glocken, so dass die Kundgebung nicht mehr stattfinden kann. Dies beobachten Gina Filotti, die frisch aus dem Internat gekommen ist, die alte Lehrerin Fräulein Christina und der Anwalt. Im allgemeinen Trubel erreicht Peppone eine Nachricht und die Kommunisten stürmen los. Zunächst sah es so aus als wollten sie die Kirche stürmen, aber sie versammeln sich nur vor Peppones Haus, der stolz seinen neugeborenen Sohn zeigt. Don Camillo läutet nun vor Freude die Glocken.

Wenig später kommt die Frau Peppones in die Kirche und will das Kind taufen lassen. Da das Kind aber auch *Lenin* genannt werden soll, weigert sich Don Camillo das Kind zu taufen. Jesus redet ihm wieder in Gewissen. Und gerade als er einlenken will, kommt Peppone mit seinem Kind und beharrt darauf das Kind taufen zu lassen, auch mit dem Namen Lenin. Zur Lösung des Problems prügeln sich die beiden im Glockenturm. Das Kind wird dann auch getauft. Es soll von Peppones Seite statt Lenin nun Camillo heißen. Doch Camillo meint, dass er es dann auch zusätzlich Lenin nennen könne, denn neben ihm verschwinde Lenin sowieso.

Der Pate des Kindes ist der alte Brusco. Seine Familie hat zwar einen Bauernhof, ist aber dennoch arm. Ganz im Gegensatz zu seinem Nachbarn Filotti. Daher herrscht seit Jahren *Zwist* zwischen den beiden Familien. Das Problem dabei ist: Mariolino, der Sohn Bruscos, und Gina Filotti, die Enkelin des alten Filottis, lieben sich gegenseitig seit Kindertagen.

Bei Fräulein Christina kommt derweil der neugewählte Stadtrat zu Besuch und da die neuen Stadträte nur schlecht schreiben können, wollen sie *Nachhilfe* bei ihr nehmen. Fräulein Christina mag sie nicht, da sie selber Monarchistin ist und die Stadträte Kommunisten. Dennoch gibt sie ihnen Nachhilfe; bis auf den Bürgermeister.

Dieser geht stattdessen zu Don Camillo um zu beichten. In der Beichte kommt heraus, dass es Peppone war, der Camillo neulich nachts verprügelte und Camillo gibt zu erkennen, dass er es war, der über die Bekanntmachungen schrieb, dass Peppone ein Esel sei. Hiernach bittet Peppone Camillo um Hilfe bei der Formulierung seiner neuesten Bekanntmachung. Und dieser korrigiert die Grammatik, verlangt dafür aber die Reparatur des Glockenturms durch Mittel der Stadt.

Später wird Camillo eingeladen zur Grundsteinlegung für das Volkshaus, das Peppone seinen Wählern versprochen hat. Er kommt, segnet den Grundstein und spricht ein paar Worte. Ihm kommt der Verdacht, dass das Geld für den Bau nicht aus Spenden der Bevölkerung stammt, sondern aus der *Kasse* einer *Division* der Faschisten, die die Partisanen erbeuteten, aber komischerweise verloren hatten. So lädt Don Camillo dann Peppone ein und zwingt ihn mit einem Maschinengewehr, drei der zehn Millionen Lire ihm zu überlassen, damit er einen Kindergarten bauen kann.

Trotz der nunmehr zwei großen Baustellen gibt es aber nicht genug Arbeit in der Stadt.

Daher wird ein Streik organisiert. Die Streikposten lassen niemand seine Arbeit tun, auch nicht den Knecht von Filotti, der einer Kuh beim Kalben helfen muss. Empört über diese Ungerechtigkeit greift Don Camillo ein und begibt sich am Abend zu Filottis Hof. Dort trifft er auf Peppone. Dieser bejammert auch die Situation: In der Stadt stellt man Maschinen einfach ab, auf dem Land verrecken die Kühe. So machen die beiden sich an die Arbeit und melken die Kühe in Filottis Stall, füttern und tränken sie und bringen das Kalb zur Welt.

Um den Streik zu unterstützen, wurden weitere Streikposten aus der Stadt herbei gerufen. Als sie ankommen, ist der Streik jedoch zu Ende. Daher setzen sie sich und fangen an sich zu betrinken. Als Don Camillo vorbeikommt, verspotten sie ihn. Dies lässt dieser nicht unbeantwortet und prügelt sich mit ihnen und wirft sogar einen massiven Tisch auf sie.

Daher beschwert sich der Stadtrat beim Bischof. Dieser wäscht Don Camillo den Kopf, will aber nicht glauben, dass Camillo überhaupt einen derartigen Tisch so weit werfen kann. Daher befiehlt er Camillo seinen Tisch, welcher dem Tisch den Camillo geworfen hat ähnelt, zu heben und zu werfen. Camillo schafft dieses und wird deshalb nur verwarnt.

Die Segnung des Flusses steht an. Don Camillo lädt dazu auch den Bürgermeister ein. Dieser verspricht, dass er samt der ganzen Ortsgruppe der Kommunisten kommen werde – mit der Fahne; der roten Fahne. Don Camillo will dies nicht; es geht um Religion, nicht um Politik. Daher sollen sie ohne Fahne kommen. Da Peppone dies nicht einsehen will, lässt er verbreiten, dass jeder der zur Prozession kommt Prügel beziehen werde. So geht Camillo dann alleine mit dem Kreuz vom Hochaltar los, begleitet nur von einem Hund. Auf dem Weg trifft er die ganze Bevölkerung, inklusive den Kommunisten. Gerade als Don Camillo mit dem Kreuz zuschlagen will,

nen etwas angeht. Zu einem Rückblick auf die Expo in Brüssel kam es erst eine gute Woche später, als ich Carlton Karpeh von meinen Eindrücken berichtete und ihn zu bewegen suchte, nicht nur Brüssel zu besuchen, sondern sogleich nach Stuttgart weiterzufahren.

Stuttgart, den 23. August 1958

Dear Carlton,

daheim, wieder daheim – dies war das mich bestimmende Gefühl während der vergangenen Woche. England und meine dortigen Erlebnisse und die vielen Menschen, denen ich während der letzten vier Monate begegnet bin, stehen mir zwar noch vor Augen und an manches erinnere ich mich lebhaft, aber ich spüre, wie ich Abstand gewinne. Und schon kann ich mir vorstellen, dass ich eines Tages seelenruhig und von höherer Warte zurück blicke, und dann so manches, was nur eine konfuse Sucherei war, sich als geradlinige Entwicklung auf ein vorgegebenes Ziel verstehen lässt.

Das Stuttgarter Familienleben hat mich sofort wieder vereinnahmt. Es ist als ob man von einer Strömung mitgerissen wird. So viel ist zu tun! Ich soll den Vater in seiner Firma unterstützen und den Geschwistern bei den Schularbeiten helfen und dabei muss ich doch bald auch zu meinen Tübinger Studien der Geschichtswissenschaft und Germanistik zurückfinden. Da bleibt zu wenig Zeit zum Nachdenken. Und doch sollte ich bald gewisse Schlussfolgerungen aus den Erfahrungen der ersten fünf Semester ziehen.

Doch Dir wird es jetzt gehen wie meinen Verwandten: Du wirst zunächst einmal erfahren wollen, wie in Brüssel diese grandiose Weltausstellung, diese Expo mit dem Atomium als Wahrzeichen, auf mich gewirkt hat. Ja, es war überwältigend. Ich habe mich gefragt: Wärest du jetzt ein Journalist, wie und was würdest du berichten?

Doch mit ein wenig Abstand frage ich mich jetzt: Was ist denn die Botschaft dieser Expo für die Zukunft der Welt? Worauf kommt es wirklich an? Sind es die Dinge, die gezeigt werden, oder sind es die Menschen, welche die Dinge betrachten? Mein Fazit: Die Eindrücke, welche die Besucher von der Weltausstellung nach Hause mitnehmen, sind das Entscheidende!

Dürfen wir uns den Machern dieser Ausstellung anvertrauen? Ihr Ziel ist es, der Menschheit das Gefühl einer aufgeklärten Zuversicht zu vermitteln. Du betrittst die Ausstellung durch den Pavillon der Vereinten Nationen. Die Botschaft ist: Die Menschheit möge sich vereinen zu einer gemeinsamen Anstrengung; jede Nation soll dabei ihre Individualität erhalten und entwickeln. Die Schönheit liege in der Vielfalt. Doch es ist grotesk: Fast alle greifen zum selben Mittel, sich zu präsentieren: der enorm vergrößerten Fotografie. Aufdringlich und langweilig zugleich.

Mir scheint, dass Vielfalt und wechselseitige Befruchtung das Leben interessant machen und die Evolution fördern. Dann erwartet man von einer solchen Ausstellung, dass sie Hinweise gibt auf die künftige Entwicklung der Menschheit, ihrer Kultur und ihrer landwirtschaftlichen und industriellen Leistungsfähigkeit. Stattdessen drängte sich mir der Eindruck auf, das es nur in einem ganz oberflächlichen Sinne um die Hebung des so genannten Lebensstandards geht.

Die anonymen Kräfte der Industrie sollen arbeiten für anonyme Massen. Es geht überhaupt nicht um den Menschen als Individuum. Dessen persönliche Leistungen werden nicht gewürdigt. Es werden kaum Kunstwerke von Künstlerpersönlichkeiten gezeigt, sondern immer nur industrielle Produkte von Großorganisationen in riesigen industriellen Anlagen.

Dennoch, man gewinnt auf dieser Expo eine Fülle von Informationen, wenn sich jedes Land auch nur von seiner Schokoladenseite zeigt. Ich habe noch nie so blank polierte Schweinchen gesehen wie im Pavillon der Niederlande. Sie haben nicht einmal nach Schwein gerochen. Wenn du diese Art der Präsentation vom Schweinestall auf die Darstellung der ehemaligen Kolonialstaaten Afrikas überträgst, dann ergibt sich: Jedermann lebt dort im Paradies dank des selbstlosen Einsatzes der Europäer. So auch die belgische Sicht des Kongo. Und Südafrika zeigte Filme zur Diamantensuche. „Diamonds are forever!" Als ob in diesem an die Schönen und die Reichen adressierten Slogan die Probleme des Apartheidstaates zum Ausdruck kämen!

Mehr als für den deutschen Pavillon, der noch in der Tradition des Bauhauses steht, interessierte ich mich – wegen des Kalten Krieges – für den amerikanischen und den sowjetischen Pavillon. Beides sind große Nationen. Die Russen sind noch auf dem Weg zur Weltspitze, während die Amerikaner schon auf dem Niveau angelangt sind, auf dem man es nicht mehr nötig habt, sich aufzuplustern wie ein balzender Hahn. Die Russen versuchen die Besucher davon zu überzeugen, dass sie über alle Errungenschaften der westlichen Welt gleichfalls verfügen und eben zusätzlich noch über die am weitesten fortgeschrittene Weltraumtechnologie. Sie zeigen ein Modell von Sputnik II und im Übrigen immer noch diese monumentalen Plastiken von „Werktätigen", ob es sich nun um stramme Bäuerinnen oder muskulöse Arbeiter handelt. In der Kunst ist der Stalinismus noch nicht überwunden. Mich erinnert vieles an die Statuen germanischer Recken, für die sich unsere Nazis zur Zeit der Olympiade von 1936 begeisterten. Gemessen an dieser Protzerei war mir der US-amerikanische Auftritt sehr sympathisch. Mannequins zeigten auf einem Laufsteg über der Wasserfläche in der Mitte ihres kreisförmigen Pavillons modische Kreationen.

Aber ich will jetzt nicht versuchen, Dir einen Eindruck der ganzen Expo zu verschaffen. Fahr selber hin! So teuer ist es gar nicht, wenn man mit der simplen Unterkunft in der Jugendherberge zufrieden ist. Drei Tage brauchst Du schon. Dann hast Du aber auch genug von Modellen großindustrieller Anlagen und der Demonstration des Teppichknüpfens in Marokko, den Zelten der Polarforscher, und von neuen Farbfernsehern und Telegraphen, die auch handschriftliche Skripte übertragen können, usw. usw.

Und falls Du Dich tatsächlich auf den Weg nach Brüssel machen solltest, dann denke daran: Du bist schon auf halbem Wege nach Stuttgart und dort wirst Du von meiner ganzen Familie – einschließlich Tante Marle – herzlich willkommen geheißen! Wie auch immer Du Dich entscheidest, ich hoffe bald von Dir zu hören.

Mit allen guten Wünschen
Dein Theo

Was aus Carlton Karpeh geworden ist

Carlton ist nicht nach Brüssel gefahren und er hat mich auch in Stuttgart nicht besucht, aber die Verbindung zu ihm wurde noch zwei Jahre lang über Briefe aufrechterhalten. Er schenkte mir zu Weihnachten 1958 ein in Leder gebundes

„Any Year Diary“ mit Goldschnitt, Schloss und Leseband und ich habe darin auch diejenigen selbst- und familienkritischen Gedanken fest gehalten, die in keinen Brief gepasst hätten. Erst bei meinen späteren Tagebüchern habe ich einkalkuliert, dass sie früher oder später von anderen gelesen würden.

Doch schließlich lief auch diese Brieffreundschaft mit Carlton aus und wir verloren die Verbindung. Jetzt, bei der Niederschrift dieser Erinnerungen, fünfzig Jahre nach unserem ersten Zusammemtreffen in der Garderobe zum Gymnastiksaal des YMCA in der Great Russell Street, wäre es mir angenehm gewesen, zu erfahren, was aus ihm geworden ist. Ich griff zum selben Verfahren wie schon bei der Suche nach den Freunden aus dem Deutschen Jugendbund für Naturbeobachtung. Ich ging ins Internet, googelte und tatsächlich, ich entdeckte Carlton. Er war weder Schriftsteller, noch Arzt geworden, sondern war bei der ursprünglichen Ausbildung für den diplomatischen Dienst Liberias geblieben. Wahrscheinlich war dies ein Berufsfeld, auf dem man Diktatur und Bürgerkrieg einigermaßen unbeschadet überleben konnte. Jedenfalls fand ich den Hinweis, dass Carton heute als der Doyen der pensionierten Botschafter Liberias gilt und in dieser Eigenschaft als Vorsitzender einer Kommission für auswärtige Politik die neue demokratische Präsidentin berät. Wahrscheinlich werden wir uns nicht wieder sehen, aber er könnte mir vielleicht in einem Brief einiges zu seinem Leben schreiben. Und das Schönste wäre, er würde – ähnlich wie ich – sich an den Computer setzen und seine Autobiographie zu Papier bringen.

Zum Lebensweg Hans Georg Mejas

Doch wichtiger noch als ein Wiedersehen mit Carlton wäre mir ein solches mit Hans Georg Meja gewesen. Ihm wollte ich heuer meine Erinnerungen an das Studium am Queen Mary College zum Lesen geben und mich nach seiner Cousine Patricia erkundigen. Der briefliche Kontakt zu ihm war noch im Sommer 1958 abgerissen. Patricia hatte mir nur noch geschrieben, dass Hans Georg an die Universität Köln gewechselt sei und dass er sich dort schrecklich langweile und die Abende beim Kartenspiel oder im Kino verbringe.

So richtig erklären konnte ich mir diesen Kontaktverlust nicht. Als Riss hatte ich ihn auch nicht registriert. Es war nie zu einem Missverständnis oder einer Auseinandersetzung gekommen. Man hatte sich nur aus den Augen verloren, wie dies wahrscheinlich in einem Menschenleben, das mit mancherlei Ortsveränderungen einhergeht, häufig vorkommt. Ich hatte diesen Kontaktverlust über die Jahre auf sich beruhen lassen und mich mit dem Gedanken - ich will gar nicht sagen getröstet, wohl aber - abgefunden, dass ich ihn gelegentlich bei einem Ehemaligen-Treffen der Schüler des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums schon wieder sehen würde. Ich wähnte ihn schließlich unter den Englisch-Lehrern eines Gymnasiums in Baden-Württemberg oder auch unter den Dozenten einer englischen Universität. Was mich jedoch irritierte, war der Umstand, dass ich, als ich vor dem Treffen zum Goldenen Abitur auch ihn zu suchen begann, ihn weder im Internet, noch im Deutschen Telefonbuch aufspüren konnte. Als ich schließlich bei seinen ehemaligen Klassenkameraden – und er gehörte 1956 beim Abitur zu einer der beiden Parallelklassen – anrief, wurde meine Ahnung zur Gewissheit: Hans-Georg war – schon körperlich geschwächt durch einen Herzkrankheit, welche die Ärzte in Zusammenhang brachten mit Nikotin und etwas Übergewicht – am 16. Januar 2006 an einem Gehirntumor gestorben. Am

13. Januar war er ins Krankenhaus gebracht worden. Der Pfarrer konnte ihm noch die letzte Ölung erteilen.

Hans Georg hatte sein Studium der Anglistik nicht abgeschlossen, sondern sich zum Bankkaufmann ausbilden lassen und hatte schließlich in Stuttgart, ganz in der Nähe des Hauptbahnhofs, eine Filiale der Verkehrskreditbank geleitet. Bis zum Tode meiner Mutter im Jahre 2002 hätte ich also bei einem meiner häufigen Besuche in Stuttgart ihn jederzeit wieder sehen können. Von Klassenkameraden, die ihn ärztlich betreut oder anwaltlich beraten und schließlich seinen Nachlass geregelt hatten, erfuhr ich, dass er schon früh einen Lebenspartner gefunden und mit diesem – mehr als vierzig Jahre lang - bis zu seinem Tode zusammengelebt hatte.

Ich suchte das Gespräch mit diesem. Er hatte Hans-Georg bereits 1962 in Stuttgart kennen gelernt in Verbindung mit seiner Tätigkeit als Koch. Hans-Georg war schon immer ein Feinschmecker gewesen. Der Freund berichtete, dass er in Familie Meja wie ein Sohn aufgenommen worden sei und auch mit Hans-Georgs Eltern bis zu deren Tod zusammengelebt habe. Sie beide hätten zusammen die Verwandten in London und Freunde in den USA besucht – und an einen dieser Freunde aus den Londoner Tagen erinnerte ich mich auch noch. Hans-Georg habe sich in der Industrie- und Handelskammer besonders um die Lehrlingsausbildung verdient gemacht. Das Überreichen der Lehrbriefe sei für Hans-Georg immer ein ganz großer Tag gewesen. Auch seinem Hobby, dem Fotografieren, sei er treu geblieben und er habe ein umfangreiches Fotoarchiv hinterlassen.

Hans Georg unterrichtete die Lehrlinge auch in dem speziellen Englisch für Banker. Zu seinem Gedenken nach der Beerdigung seien mehr als fünfzig Kollegen und ehemalige Lehrlinge in zwei Räume eines feinen Restaurants gekommen. Aus den Worten des Freundes, seinem Alleinerben, hörte ich heraus, dass Hans Georg alles in allem ein glückliches Leben geführt hat. Er musste sich vor der Verwandtschaft als Schwuler nicht verstecken, aber ich nehme doch an, dass diese Orientierung ihn davon abgehalten hat, eine Tätigkeit als Studienrat an einem schwäbischen Gymnasium anzustreben. Dabei war er so gerne Anglist gewesen. Im Blazer mit dem Badge des Queen Mary Colleges hatte sein Freund ihn zur letzten Ruhe aufbahren lassen. In den 60er Jahren konnte ein Lehrer – auch wenn er einen festen Partner hatte und ein grundsolider Mensch war – sich nun mal nicht outen.

Hans Georg hatte mir 1958 zwar das – 1955 erstmals erschienene - „Against the Law“ von Peter Wildeblood geliehen und sich erstaunlich informiert gezeigt, doch offenbar konnte oder wollte er auch mit mir über seine sexuelle Orientierung nicht sprechen. Aus meinem Bericht über meine erste Begegnung mit einem Homosexuellen war ihm ja deutlich geworden, wie wenig Verständnis für diese Menschen ich nach London mitgebracht hatte. Nachträglich kann ich so manche Tagebuchnotiz aus der Londoner Zeit, in der ich mich über einige Verhaltensweisen Hans Georgs nur gewundert hatte, besser verstehen. Ich kann es rückblickend kaum begreifen, dass ich seine Homosexualität nicht einmal geahnt, geschweige denn klar erkannt habe. Das ist blamabel. Zum Freund habe ich nicht getaugt, und das tut mir leid, zumal ich später mit Menschen freundschaftlich kooperiert habe, die aus ihrer schwulen oder lesbischen Orientierung kein Geheimnis mehr zu machen brauchten.

Hans-Georg war nicht der Typ, der eine Aufgabe darin gesehen hätte, für die Belange der Schwulen offensiv einzutreten. Ich war sicher nicht der einzige in seinem Bekanntenkreis, der in den 50er und 60er Jahren der Tatsache, dass es in unserem Umfeld Schwule und Lesben gibt, ahnungs- und verständnislos begegnet ist und dann eben auch keine Hilfestellung bieten konnte, wenn Menschen mit dieser Orientierung sich zurechtfinden und gesellschaftlich durchsetzen mussten.

7. Kapitel.
Zurück nach Tübingen.
Das Wintersemester 1958/59

Vereinnahmt von der Familie und dem Elektrogroßhandel des Vaters

Nicht nur an Carlton Karpeh und Hans Georg Meja schrieb ich aus Stuttgart, sondern auch an den gesamten Londoner Damenflor: an Patricia Gallagher, Hans-Georg Cousine, dann zum ersten Mal in rudimentärem Französisch an die Germanistikstudentin Marie-Claude Ardoin und schließlich – und am ausführlichsten - an die liebste meiner Londoner Freundinnen, die Französischlehrerin Hélène Bourquin. Aus diesen Briefen wird deutlich, wie sehr ich das freie und doch intensive Studieren und das Einüben der Sprache in London genossen hatte und wie nahezu total ich nun in Stuttgart wieder für die familiäre Pflichterfüllung vereinnahmt wurde.

Mein Vater erkältete sich bei der herbstlichen Apfelernte im Feldwengert und musste mit hohem Fieber das Bett hüten. Eine schwierige Situation, da mit der dunklen Jahreszeit für den Absatz der Batterien und Taschenlampen – vor allem der Marken Pertrix und Daimon - die Herbst- und Wintersaison begonnen hatte. Was tun? Ich kannte unsere Kunden und diese kannten mich. So konnte ich es wagen, meinen Vater auf einigen seiner regelmäßigen Touren zu vertreten. Die Kunden warteten zumindest bei den Batterien – unserem gängigsten Artikel – auf Nachschub. Ich berichtete Hélène Bourqin, dass ich den Ford Taunus mit den üblichen Waren, also dem gesamten Sortiment von Batterien, Taschenlampen und Glühbirnchen beladen hätte, eine der schwarzen Kisten aus Stahlblech über die andere gestapelt und dazu noch die Kartons mit Bügeleisen und Heizkissen und mit dem Renner der Saison, den elektrischen Kaffeemühlen der Firma Moulinex. Dann hätte ich mich – mit dem Griff zu den Londoner Maßanzügen - in Schale geworfen.

Ich musste vermeiden, dass unsere Kunden sich bei der übermächtigen Konkurrenz, die nach Einschätzung meines Vaters auf eine solche Gelegenheit nur lauerte, mit unseren Artikeln eindeckten. Ganz konnte ich die Rolle meines Vaters jedoch nicht ausfüllen. Seine Stärke war carry and cash: Er lieferte nicht nur stante pede aus dem Ford Taunus, sondern schrieb auch noch im Laden unserer Kunden von Hand die Rechnungen, kassierte und gewährte 2 % Barzahlungsskonto. Das war weit weniger aufwändig als das Verfahren der anderen Grossisten, die zuerst den Vertreter schickten, dann die Waren im eigenen Lager zu-

sammensuchten oder auch erst mal nachbestellten, dann per Lastwagen ausliefern und schließlich die Rechnung schickten, auf den Zahlungseingang warteten und gelegentlich mahnen mussten, bis endlich die Rechnungen auch bezahlt wurden.

Mein Vater besorgte dies alles in einem Arbeits- und Geschäftsgang. Ich übernahm von ihm das sofortige Ausliefern der Ware, doch zum gleichzeitigen Ausschreiben der Rechnungen fehlte mir noch die Routine, und so stellte ich nur Lieferscheine aus und überließ die Abrechnung meiner Mutter bzw. meinem Vater, der nach zwei Woche auch wieder soweit hergestellt war, dass er nun wieder zusammen mit mir die Stammkunden in der Umgebung Stuttgarts besuchen konnte.

Es machte mir Spaß, meinen Vater zu begleiten, und zu zweit konnten wir auch mehr verkaufen als einer allein. Wenn man im Duett das Warenangebot vortrug, war es für die Kunden unterhaltsamer, als wenn dies solo geschah. Und während ich dann schon die ersten Bestellungen aus dem Auto holte, konnte mein Vater das Verkaufsgespräch oder auch den Erfahrungsaustausch in vielerlei, manchmal auch sehr privaten Angelegenheiten fortsetzen. Er kannte seine Kunden zum Teil schon aus der Zeit vor dem Krieg. Mit einem seiner besten Kunden, einem Elektromeister aus Bietigheim, hatte er in Russland zusammen den Winterkrieg überlebt. Sie hatten zusammen in einem Ziegenstall gelegen und auf das Ende des Granatfeuers gewartet. An den Gestank der Ziegen und eben auch weit schlimmere Erfahrungen erinnerten sich die beiden jedes Mal, wenn sie zusammentrafen.

Auf Geschäftsreise zu sein, war also nicht nur unterhaltend, sondern konnte auch aufklärend wirken. Dennoch litt ich darunter, dass ich – ganz anders als in London – kaum mehr zum Lesen kam, sondern auch noch in der Nacht von elektrischen Kaffeemühlen und Heizlüftern träumte. Gewiss, die preisgünstigen Kaffeemühlen der Firma Moulinex mit ihrem kugeligen Kopf aus Plexiglas und ihrem rotierenden Messer gingen weg wie warme Semmeln, doch den Heizlüftern trauten einige Kunden, die bisher Heizstrahler im Sortiment hatten, noch nicht so recht. Beim Heizlüfter blies ein Ventilator die Raumluft durch zwar erhitzte, aber nicht sichtbar glühende Spiralen. Einige Verkäuferinnen – und meist waren dies die Ehefrauen der Elektromeister - glaubten nicht an die Erhaltung der Energie, sondern mutmaßten, dass durch den Ventilator die Heizspiralen gekühlt würden und von der Heizenergie nicht viel übrig bliebe. Diese Skeptikerinnen galt es zu überzeugen. Der Vorteil des neuen Heizlüfters sei, dass er in einer gewissen Zeitspanne einen ganzen Raum gleichmäßig erwärme und anders als z.B. ein Badezimmerstrahler nicht nur einen eng begrenzten Ort stark und manchmal gar in gefährlicher Weise erhitze. Das Anpreisen und Vorführen der Heizlüfter der Marke Ismet war meine Spezialität, und es gelang uns in der Tat, die neuen Heizlüfter kistenweise an die Elektrogeschäfte in der Umgebung Stuttgarts zu verkaufen.

Meine Entdeckung Gandhis und des Zusammenhangs zwischen Mitteln und Zielen

Doch ich ging nicht auf in den Verkaufsgesprächen und in der Steigerung des Umsatzes der Firma Arthur Ebert. Mir fehlte, wie gesagt, die Lektüre. Und da erinnerte ich mich, dass ich aus der Krabbelkiste eines Londoner Antiquariats ein ramponiertes Taschenbuch gezogen hatte. In ihm stellte der amerikanische

Journalist Louis Fischer, ein Globetrotter mit sozialistischer Vergangenheit, das Leben Mahatma Gandhis dar. Ich hatte das Buch en passant mitgenommen, um durch eine simple Lektüre im bevorstehenden Tübinger Wintersemester meine Englischkenntnisse zu verbessern.

Dieses zerfledderte Taschenbuch steckte ich nun schon während der Geschäftsreisen mit dem Vater in die Jackentasche. Wir verfuhren arbeitsteilig. Bei längeren Strecken steuerte der Vater unseren Kleinbus und ich las Louis Fischer: Das Leben des Mahatma Gandhi.

Und das erleuchtende Kapitel über Gandhis Erfahrungen in Südafrika befasste sich mit dem Problem des Verhältnisses von Mitteln und Zielen, englisch: Ends and Means. Und stud. phil. Theodor Ebert fiel es wie Schuppen von den Augen. Er kapierte, warum Revolutionen ihre Kinder fressen, warum ein Robbespierre einen Danton köpfen lässt und wie aus der militärischen Verteidigung der Revolution die aggressive Militärdiktatur eines Napolen erwächst: **Es sind die gewaltsamen Mittel, welche die revolutionären Errungenschaften – unweigerlich – verderben.** Es kommt nicht allein auf den Willen der Revolutionäre an, sondern auf die sorgfältige Wahl der Mittel und das kategorische Ausscheiden der gewalttätigen, also die Menschen verletzenden und die unwahrhaftigen Mittel. Sobald bewaffnete Gewalt angewandt wird, ändern sich die Willensbildungsprozesse in den Widerstandsorganisationen. An die Stelle von Mitsprache und spontanten Aktionen treten Befehl und Gehorsam. Das Eingestehen der eigenen Fehler und Mängel wird verdrängt von Propaganda und Lügen. Und ich begriff das Wichtigste: Es gibt immer eine gewaltfreie Alternative zur militärischen Gewalt als dem angeblich letztem Mittel. Unter günstigen Rahmenbedingungen lassen sich gewaltfreie, direkte Aktionen organisieren und die Gegner durch demonstrativen zivilen Ungehorsam von Einzelnen oder von auserwählten Gruppen und dann auch durch Massenaktionen geringeren Risikos zum Einlenken bewegen; in weniger günstigen Fällen muss zunächst mit konstruktiven Aktionen ein Netzwerk gewaltfreier Basisgruppen geschaffen werden, und die gewaltsamen Sanktionen sind (unter Protest) vorläufig zu ertragen.

Damit die Widerstandsorganisation der Unterdrückung Stand halten kann, gilt es, zur Gewaltfreiheit verpflichtete Kader zu trainieren, und gilt es außerdem, durch vorbildliches Handeln das Vertrauen in die versöhnende Wirkung des geduldigen Ertragens gewaltsamer Sanktionen zu stärken. Da aber das Leiden möglichst gering gehalten werden muss, gilt auch für gewaltlose Kampagnen das Sprichwort: „Nothing suceeds like success.“ Darum ist es die Aufgabe derer, die sich auf gewaltlose Kampagnen einlassen und zu diesen aufrufen, die Methoden und die Erfolgsbedingungen der gewaltlosen Aktion zu studieren.

Ich war fasziniert von Gandhis Aktionen in Südafrika und Indien. Hier war zu beobachten, wie gewaltlose Aktionen auf Massenbasis funktionierten und welche Fehler man vermeiden muss. Meine Schlussfolgerung lautete: **Bilde eine Graswurzelorganisation aus trainierten gewaltlosen Akteuren und achte auf die Willensbildung von unten nach oben, und kein etabliertes Regime wird diesem Druck auf die Dauer Stand halten können!**

Das begriff ich, während mein Vater den nächsten Kunden in Ludwigsburg oder Sindelfingen ansteuerte und mit mir überlegte, ob wir wohl unseren ganzen Vorrat von Heizlüftern der Firma Ismet bis zum Abend verkaufen könnten. Und diese politikwissenschaftliche Botschaft zum Zusammenhang zwischen Mitteln und Zielen, diese realpolitische Verbindung von Machiavelli und Gandhi, sollte

– mit einer gewissen Inkubationszeit – meinem Lebensweg eine Wende verpassen.

Wie sehr mich Louis Fischers Darstellung und Interpretation von Gandhis Vorgehen in Südafrika und später in Indien beeindruckte, ist daran abzulesen, dass ich in den Briefen an Freundinnen und Freunde immer wieder darauf zu sprechen kam und Gandhi zitierte. Ich fing an, Geschichte durch die Nickelbrille Gandhis zu studieren und kaufte mir im Stuttgarter Antiquariat Steinkopf, was ich von Gandhi finden konnte, vor allem seine Aufsätze in der Zeitschrift „Young India“, die 1924 im Schweizer Verlag Rotapfel erschienen waren und die Gandhi-Biographie Romain Rollands. Und als Kontrast-Lektüre dazu Adolf Hitlers „Mein Kampf“. Von der Dünndruckausgabe hatte Steinkopf einen größeren Vorrat in einem Wäschekorb gespeichert, vermutlich den Restbestand eines Standesamtes, denn bei der Heirat hatte im Dritten Reich jedes junge Paar dieses Werk des Führers überreicht bekommen. So auch meine Eltern im Jahre 1936. Als die Amerikaner im März 1945 Münsingen, wo wir evakuiert waren, befreiten, hatte die Mutter „Mein Kampf“ – und der Goldschnitt klebte noch aneinander – vorsichtshalber im Küchenherd verbrannt.

Zwei Jahre dauerte diese Zeit der Gandhi-Lektüre und des Studiums des Nationalsozialismus als faschistischer Bewegung. Es war kein Pfad der Erleuchtungen; eine Erkenntnis kam zur anderen. Am Ende dieses Inkubationsprozesses kam es schließlich zu einer Krise meines Studiums und ich fällte eine schwerwiegende Entscheidung. Von dieser Entwicklung soll im Folgenden in mehreren Kapiteln und Schritt für Schritt erzählt werden. Doch dem ungeduldigen Leser – und einige kennen meinen Lebensweg aus anderen Quellen – sei verraten: Im Sommer 1962 verließ ich Tübingen und das Dissertationsvorhaben, das seinen Ausgangspunkt bei einer Untersuchung der Reformation und Gegenreformation im Kloster Gengenbach im Schwarzwald hatte, und arbeitete mit Stuttgarter Kriegsdienstverweigerern nach dem Vorbild von Gandhis Shanti Sena an einem Netzwerk von Graswurzelrevolutionären und gründete die Gewaltfreie Zivilarmee, die sich aber von der Roten Armee Fraktion unseligen Angedenkens nicht allein durch die Wahl der Mittel, sondern auch durch ihr öffentliches, sich jeder Kritik stellendes Vorgehen unterschied.

Nur wenig Allotria und wieder mal zwei Hörgeldprüfungen

Vorläufig aber ging mein Studium der drei Fächer Geschichte, Germanistik und Anglistik seinen Gang. Ich kehrte nach Tübingen zurück in der Vorstellung, dass ich zwar meine in England erworbenen Kenntnisse des Französischen schon bald zu einem Studium an der Sorbonne in Paris nutzen wollte, mich aber im Übrigen auf das systematische Studium meiner drei Fächer konzentrieren müsste. Im Tagebuch findet sich im Januar 1959 der Satz: „In London habe ich heiter - an der Oberfläche plätschernd - dahin gelebt.“ Wenn man unter Studieren das disziplinierte Ansammeln von Wissen und Fertigkeiten versteht, dann hätte mir bange werden können im Blick auf das *laissez faire laissez aller* der Monate am Queen Mary College. Doch in London war das heitere Plätschern geradewegs das Programm gewesen. Ich sollte nichts anderes tun, als möglichst viel und möglichst rasch Englisch lernen. Und gemessen an meinen dürftigen

Englischkenntnissen beim Betreten der britischen Inseln war mir der Gebrauch des Englischen so gut gelungen, dass ich es wagen konnte, mir auch das kurzfristige Erlernen des Französischen zuzutrauen.

Am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium hatte ich zeitweilig eine Arbeitsgemeinschaft für Französisch besucht. Dies war sogar im Abiturzeugnis vermerkt worden, doch die les- und hörbaren Fortschritte erzielte ich dann erst in London.

Ich hatte also im Rückblick auf die Londoner Zeit kein schlechtes Gewissen, aber ich hatte das Gefühl, jetzt systematischer lernen zu müssen. Wegen der Philosophievorlesungen waren die ersten vier Semester in Tübingen und München aufwühlender gewesen als die heitere Zeit an der Themse und während der Trampertour.

Ich notierte in Carltons „Any Year Diary“ einen Traum, der offenbarte, wie sehr es mich umtrieb, dass mir ein deutliches Studienziel fehlte.

Ich habe im Feldwengert Boskop gebrochen und die großen Äpfel vorsichtig in Kisten geschichtet. Ich strebte zurück nach Stuttgart und weiter nach Tübingen. Das Gefährt zum Transport der Kisten stand auf abschüssiger Straße. Auf den Gummirädern konnte es leicht ins Rollen geraten. Tatsächlich geschah dies. Der Apfeltransporter bog selbständig einen Feldweg ein und kam dort, ohne dass er auf einen Baum geprallt oder die Ladung Schaden genommen hätte, zum Stillstand.

Das Merkwürdige an diesem Traum war, dass seine Deutung bereits beim Träumen, spätestens jedoch in halbwachem Zustand erfolgte. Es war offenbar die sich im 5. Semester bereits abzeichnende lange Dauer meines Studiums, die mich umtrieb. Da gab es Haupt- und Nebenwege, und ich wusste nicht, wohin ich das Gefährt lenken sollte. Ich hoffte nur auf eine weiche Landung, man könnte auch sagen: Ich hoffte auf den glimpflichen Verlauf der Bruchlandung.

Das Grundproblem war: Ich wusste noch nicht, was ich überhaupt werden sollte. Ich wollte zunächst einmal wissen: Wozu lebe ich eigentlich? Bei meinem Vater beobachtete ich, dass ihn der Broterwerb für die Familie nicht befriedigte. Eigentlich war er kein Kaufmann. Er hätte lieber selbst Elektrogeräte konstruiert, statt mit den Produkten anderer einen mehr oder weniger hohen Umsatz und Gewinn zu erzielen. Und ich konnte es ihm nicht verdenken, dass er in der bloßen Steigerung seines Einkommens kein lohnendes Ziel sah, obwohl gerade unsere Mutter der Meinung war, dass die Firma Ebert einen größeren Gewinn abwerfen müsste. Sie hatte ihre eigenen Vorstellungen davon, wie das Geld dann in Immobilien und Kunstwerken angelegt werden könnte. Bezeichnend war, dass die Lebensgeschichte der Fugger sie zu faszinieren vermochte.

Mich reizten die potenziellen Gewinne, die eigentlich das Leben eines Kaufmanns ausmachen müssten, überhaupt nicht. Ich konnte zwar beobachten, dass meine Mitarbeit und meine größere Risikobereitschaft beim Einkauf knapper Artikel – wie zum Beispiel der Heizlüfter - die Gewinne unserer Firma im Winter 1958/59 um ein Drittel zu steigern vermochten und dass dies die materielle Situation unserer Familie spürbar verbesserte, aber ein Kaufmann und ein reicher Mann zu werden, war mir suspekt – einerseits im Blick auf Gandhis Angleichung seiner Lebensweise an die Möglichkeiten der armen Inder und andererseits in Erinnerung an Jesu Diktum vom Kamel, das „leichter durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein Reicher ins Reich Gottes komme.“ (Matthäus 19,24)

Von Mitte Oktober bis Mitte Dezember hatte ich nur von Montag bis Mittwoch in Tübingen studiert und den Rest der Woche in der Firma geholfen. Ich

freute mich auf die Flaute in den ersten Monaten des neuen Jahres, weil ich dann die ganze Woche in Tübingen bleiben, am Wochenende lesen und mich auf die Hörgeldprüfungen vorbereiten konnte. Doch diese zu bestehen, war auch nur ein kurzfristiges Ziel, so wie mittelfristig meine Vorbereitung auf das Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien nur der gesellschaftlich akzeptierte Vorwand für mein Studium war, das nach dem Schock des Nationalsozialismus und angesichts der Bedrohung durch die atomaren Menschheitsvernichtungswaffen zunächst einmal der weltanschaulichen Neuorientierung diente.

Das Lehrangebot half mir dabei kaum weiter, weil ihm der ausdrückliche Gegenwartsbezug fehlte. Walter Schulz las – wieder im Rahmen des Studium Generale – im Auditorium Maximum, und ich war wieder zur Stelle. Sein Thema waren die drei Kritiken Immanuel Kants. Dies waren keine Sprachkunstwerke wie die Texte Platons, Schopenhauers und Nietzsches, die ich gerne gelesen hatte; doch was Kant meinte, nur so sagen zu können, war in seiner Argumentation plausibel, aus meiner Sicht jedoch nicht sonderlich aufregend. Die Methode Kants war mir in Schopenhauers „Die Welt als Wille und Vorstellung“ bereits begegnet, aber ich wusste nicht so recht, was man mit dieser auf die Strukturen unseres Denkens bezogenen Philosophie im Leben anfangen sollte. Ich wollte nun wirklich nicht wie Arthur Schopenhauer mit einem Hund – ob nun Spitz oder Rauhaardackel – spazieren gehen und Aphorismen zur Lebensweisheit absondern, während die Amerikaner und die Russen dabei waren, atomare Weltuntergangsmaschinen zu entwickeln. Da sei Gandhi vor!

Ich war mit meinen Gedanken woanders, als die Tübinger Philosophiestudenten etwas unternahmen, das noch so ganz in der ehrwürdigen Tradition der Ordinarienuniversität stand. Erst aus dem „Amtsblatt des Kreises und der Universitätsstadt Tübingen“ erfuhr ich am 11. Februar 1959 von einem Fackelzug, mit dem 400 Philosophiestudenten Walter Schulz – und wie sich zeigte mit Erfolg – zu überreden wussten, Rufe an die Universitäten Freiburg und Frankfurt abzulehnen. So altmodisch der Bericht auch daherkam, so gehörte dem Anliegen und auch der Person Schulzens doch meine volle Sympathie.

„Bange Erwartung herrschte bei den Vielen, frohe Gewissheit nur bei wenigen Wissenden. Nahezu 400 akademische Jungbürger mit philosophischer Grundhaltung, der Herdenbildung sonst ungewohnte Individualisten, hatten sich auf dem Tübinger Marktplatz geschart, um in dichten Haufen flammende Pechfackeln als Zeichen innerer Entzundenheit zum Schlossberg zu tragen. Dem verehrten Lehrer der Weisheit und streitbaren Scharfschützen des Begriffs, Professor Dr. Walter Schulz, galt ihr Bemühen. ... An diesem Abend sollte die Entscheidung bekannt gegeben werden. Die Stangen mit den teergetränkten Lappen wuren ausgerollt und verteilt. Bezahlt waren sie von denen, die sie trugen, zu der auch Professor Schulz in wohlwollender Zerstreutheit 20 Pfennige geopfert hatte. Kurz nach sieben Uhr kletterte eine vielgliedrige Lichterschlange das ‚Kapitänswegle' hinauf, gefolgt von einigen Kostümierten, die sich der Saison wegen anschlossen.

Ein Sprecher der Studenten grenzte diesen Trabanten gegenüber vor dem Hause in der Schlossbergstraße, wo Professor Schulz am Gartentor empfing, das Ethos des Zuges ab: Wir haben nicht nur Tanzsäle, sondern auch die Seminare und Bibliotheken verlassen, um Ihnen unsere große Dankbarkeit auszudrücken. ... Bescheiden rühmend gab der Redner ein jedermann anregendes Bild der Schulzschen Vorlesungen: Ihre Klarheit sei nicht die des Wassers, sondern

des schweren alten Weins, der die unedlen Bestandteile abgelagert und ausgeschieden habe. Er schloss mit den Worten: ‚Bleiben Sie in Tübingen!'

Ein Repetent des Tübinger Stifts hielt anschließend die Lobrede in klassischem Latein, auf die die Zuhörer mehrfach mit Beifall und Gelächter, offenbaren Zeichen des Verständnisses, reagierten. ... Er stellte die dramatische Frage: Was bliebe, wenn Schulz ginge? Und musste bekennen: Nichts. Seine Wirkung sei die der überall wirkenden Leibnitzschen Zentralmonade. Der Wettstreit zwischen Theologie und Philosophie würde in Tübingen seinen kräftigsten Beweger verlieren. Die Kommilitoninnen hätten in den Prüfungen einen sanft und freundlich von Wissen entbindenden Hermeneutiker schätzen gelernt; für sie sehe er beim Weggang ‚keine Möglichkeiten' mehr. In Abwandlung eines Bibelwortes schloss der Repetent, wenn Professor Schulz nicht bleibe, habe er der Dankbarkeit und Fülle des Herzens nicht geglaubt.

Nach einem bereits freudvoll gestimmten „Gaudeamus" sprach Professor Schulz einige Worte, die ihm spürbar von Innen kamen. Er habe den Ruf abgelehnt. Jede Universität besitze eine bestimmte Atmosphäre, begründete der Lehrer seine Entscheidung, Tübingen aber sei schwer zu definieren und in seinem System noch nicht bewältigt, noch Problem. Die Stadt Hegels und Schellings leide darunter, dass ihre philosophischen Bürger zu frühe ausrissen. Darunter leide auch die Philosophie, da gerade Tübingen die Arbeit an der Aufhebung der Metaphysik stelle. Wenn er bleibe, geschehe es auch seiner Tübinger Studenten wegen. Ihre innere Ergriffenheit, ihr schwäbisch-bohrendes Verstehenwollen begeistere ihn immer wieder. Professor Schulz versicherte, dass er selbst dann an die inneren Vorgänge seiner Schüler glaube, wenn nur ein leichtes Brummen im Äußeren davon Zeugnis gebe. Mit dem klangvollen, gar nicht gebrummten Lied ‚Preisend mit viel schönen Reden…' verabschiedete man sich."

Dieser Tübinger Fackelzug und die Reden, von denen ich die lateinische auch nicht andeutungsweise verstanden hätte, atmeten bei allem Sprachwitz doch konservativen Geist. Man hätte meinen können, ein Drittes Reich und einen Zweiten Weltkrieg hätte es nicht gegeben und die atomare Abschreckung wäre nicht die aktuelle Zentralfigur des politischen Denkens. Verglichen mit den Diskussionen in London war Tübingen ziemlich nebendraußen, so richtig hinter den Bergen bei den sieben Zwergen. Merkwürdigerweise vermisste ich jedoch das weltstädtische Flair nicht, sondern angesichts der familiären Belastungen in Stuttgart nahm ich die Chance, in Tübingen klassisches Bildungsgut ungestört aufsaugen zu dürfen, dankbar wahr. Dieses Wintersemester war das pure Lernsemester. Es diente vornehmlich der Wissensspeicherung. Zu aufregenden Bildungserlebnissen kam es nicht.

Im Tagebuch finden sich nur wenige Notizen, die Versuchen gelten, noch etwas anderes zu tun, als Vorlesungen mitzuschreiben und anempfohlene Bücher zu studieren.

Tübingen. Montag, 12. Januar 1959

Ein Lesezirkel

In den Biographien von Dichtern finde ich immer wieder Hinweise auf Freundschaften mit anderen Studenten und auf Diskutierzirkel. Das müsste es doch auch in Tübingen geben! Ich atme immer noch in erster Linie die Luft meiner Stuttgarter Familie. Ich darf mich nicht abkapseln, doch in Tübingen bin ich

über das Fachsimpeln noch nicht hinaus gelangt. Man kommentiert Äußerlichkeiten des Studienbetriebs. Niemand will sich etwas vergeben oder sich gar lächerlich machen.

Umso überraschender eine ganz andere Erfahrung. Auf dem Weg zu einer SPD-Versammlung treffe ich am Schimpf-Eck Herrn Bühler, den ich aus der Goethe-Vorlesung Professor Zieglers kenne. Er befindet sich auf dem Weg zu einem Kandidaten der Naturwissenschaften, der um sich einen Kreis von philosophisch interessierten Studenten zu sammeln sucht. Ich soll mich anschließen. Doch bilden Fünfe bereits einen Kreis? Neben Bühler und mir noch ein weiterer Student, dann Herr Sommer, der Einladende, und seine Frau. Sommer liest Passagen aus Hermann Hesses „Narziss und Goldmund“ und dem „Steppenwolf“, die sich mit dem Unterschied von Kunst und Naturwissenschaften, mit Schöpfertum und Sinngebung befassen. „Narziss und Goldmund“ ist mir seit meiner Ghostwriter-Rezension in der Schülerzeitung des Ebelu vertraut, aber ich höre erst mal zu und halte mich mit einer Einschätzung zurück. Den „Steppenwolf“ habe ich noch nicht gelesen. Hesses Sicht des Menschen als Steppenwolf ist mir – im Blick auf die Geschichte der Menschheit – nicht so ganz fremd. Homo homini lupus. Doch persönlich gesprochen, würde ich mich jetzt nicht als „unzufrieden“ bezeichnen. Ich finde das Studieren spannend und bei meiner Erziehung ist auch niemand auf die Idee gekommen, „die Bestie in mir tot zu kriegen“. Ich war in der Familie von Menschen umgeben, die mich liebten. Niemand hat den Steppenwolf aus mir oder in mich hineingeprügelt. Gibt es rings um mich überhaupt Steppenwölfe?

Ich zitiere Hesses Charakteristik dieses Menschentypus: „Er ging auf zwei Beinen, trug Kleider und war ein Mensch, aber eigentlich war er doch eben ein Steppenwolf. Er hatte vieles von dem gelernt, was Menschen mit gutem Verstande lernen können, und war ein ziemlich kluger Mann. Was er aber nicht gelernt hatte, war dies: mit sich und seinem Leben zufrieden zu sein. Dies konnte er nicht, er war ein unzufriedener Mensch. Das kam wahrscheinlich daher, dass er im Grunde seines Herzens jederzeit wusste (oder zu wissen glaubte), dass er eigentlich gar kein Mensch, sondern ein Wolf aus der Steppe sei. Es mögen sich kluge Menschen darüber streiten, ob er nun wirklich ein Wolf war, ob er einmal, vielleicht schon vor seiner Geburt, aus einem Wolf in einen Menschen verzaubert worden war oder ob er als Mensch geboren, aber mit der Seele eines Steppenwolfes begabt und von ihr besessen war oder ob dieser Glaube, dass er eigentlich ein Wolf sei, bloß eine Einbildung oder Krankheit von ihm war. Zum Beispiel wäre es ja möglich, dass dieser Mensch etwa in seiner Kindheit wild und unbändig und unordentlich war, dass seine Erzieher versucht hatten, die Bestie in ihm totzukriegen, und ihm gerade dadurch die Einbildung und den Glauben schufen, dass er in der Tat eigentlich eine Bestie sei, nur mit einem dünnen Überzug von Erziehung und Menschentum darüber. Man könnte hierüber lang und unterhaltend sprechen und sogar Bücher darüber schreiben; dem Steppenwolf aber wäre damit nicht gedient, denn für ihn war es ganz einerlei, ob der Wolf in ihn hineingehext oder -geprügelt oder aber nur eine Einbildung seiner Seele sei. Was andere darüber denken mochten und auch was er selbst darüber denken mochte, das war für ihn nichts wert, das holte den Wolf doch nicht aus ihm heraus.“ Mal sehen, wie es bei Sommers weitergeht.

Tübingen. Montag, 26. Januar 1959
Was sagt uns Hermann Hesse?

Zum zweiten Mal beim Ehepaar Sommer. Wir vier Gäste sind alle Philologen. Dies führt dazu, dass wir Hermann Hesse in erster Linie als sprachschöpferischen Künstler zu verstehen trachten. Doch wir äußern auch Kritik. Ich meine, Hesse könne unterhaltend erzählen und sein besonderes Verdienst sei es, philosophisches Gedankengut zu popularisieren. Herr Fischer spitzte diese Überlegungen noch zu. Hesse schreibe banal direkt und mit dem Zeigefinger deute er dann noch einmal auf seinen Gedankengang. Und damit auch jeder die Nachtigall trapsen höre, werde die Moral von die Geschicht als Kommentar in diese hineingeschrieben. Da heiße es dann zum Beispiel: „So ist es mit allen Ideen." Beim wahren Künstler leuchte das Gemeinte durch die gesamte Anlage des Textes.

Wie dem auch sei, ich halte „Unterm Rad" für ein wunderschönes Buch und sympathisiere mit dem Pazifisten H. Hesse. Und Pazifismus will nun mal propagiert sein. Soll ich in Hesses durchsichtiger Art des Vorgehens nun einen Vorzug oder eine Schwäche sehen? Ich gebe zu: Hesse hat seinen breiten und anhaltenden Erfolg wahrscheinlich gerade dieser Methode zu verdanken, den Lesern die moralischen Schlussfolgerungen wie Butter aufs Brot zu schmieren. Doch muss wahre Kunst denn immer schwer zu verstehen sein?

Im Übrigen war das kulturelle Abendprogramm in Tübingen nicht sonderlich reichhaltig. Ich besuchte Aufführungen von Lessings „Minna von Barnhelm" und der Prosa-Fassung von Goethes „Iphigenie". Ansonsten scheint sich mein Interesse an Theaterstücken auf das Radio verlagert zu haben. Ich hörte von Schiller die Wallenstein-Trilogie, von Kleist den Prinzen von Homburg, von Hebbel Herodes und Mariamne; von Anouilh den Walzer des Toreros und von Lord Byron Kain. Kommentiert habe ich diese Hörspiele im Tagebuch nicht. Ich nahm sie als Bildungsgut zur Kenntnis. Unter die Haut ging mir allein „Dantons Tod" von Büchner. In diesem Drama sah ich Gandhis Theorie bestätigt, dass auch berechtigte Revolutionen durch den Gebrauch gewaltsamer Mittel pervertiert werden, wobei allerdings noch zu klären war, wie strikt gewaltlose Revolutionen sich in Zukunft gegen konterrevolutionäre militärische Interventionen verteidigen lassen. Nach der ersten Lektüre von „Dantons Tod" war ich mir sicher, dass ich mich mit Büchner noch eingehend befassen würde.

Ein weiteres Exempel bot mir „Die Gladiatoren", der Spartacus-Roman Arthur Koestlers. Eindrücklich dessen Hinweis auf das „Gesetz der Umwege", also die scheinbar unvermeidlichen, so opportunen wie miesen Maßnahmen, die immer weiter vom ursprünglichen Ziel abführen. Koestlers autobiographische Berichte „Pfleil ins Blaue. 1905 – 1931" und „Die Geheimschrift. 1931-1940", die seine Begeisterung für den Kommunismus und seine Abwendung vom Stalinismus darstellen, hatte ich bereits als Schüler gelesen. Sie hatten mich gegen die kommunistische Ideologie immunisiert. Im späteren Streit zwischen Sartre und Camus stand ich ganz auf Camus Seite und mit Koestler und Camus wurde ich zum entschiedenen Gegner der Todesstrafe.

Nur zwei Mal habe ich Theateraufführungen im Tagebuch des Tübinger Wintersemesters kommentiert, beide Male skeptisch, obwohl mir die beiden Autoren als Humanisten sehr sympathisch waren.

Tübingen. Freitag, 30. Januar 1959
Im Zimmertheater

Sozusagen aus Versehen bin ich heute Abend ins Zimmertheater gegangen. Ich musste feststellen: „Iphigenie auf Tauris“ wird erst in der kommenden Woche gespielt. So sah ich zwei Einakter von Anton Tschechow. „Der Bär“ und „Der Heiratsantrag“. Zwei an Einfällen magere Stücke, deren Witz mich auch nicht ansprach. Die Heiraterei und schon gar deren materielle Aspekte interessieren mich überhaupt nicht.

Das Zimmertheater findet man in einem der winkligen Gässchen unterhalb der Stiftskirche. Das Unternehmen hat das Flair der Wanderbühne. Vieles wirkt improvisiert. Futuristische Wandbemalungen sollen wohl andeuten, dass man sich avantgardistisch dünkt. Die schauspielerischen Leistungen sind dürftig. Charakterzeichnung durch Grimassenschneiden. Ich frage mich, wie man es bei solch mäßigen Leistungen vermeidet, an sich selbst zu verzweifeln. Doch die Akteure und Aktricen scheinen sich unbekümmert durchs Leben zu schlagen. Eher Karnickel als Steppenwölfe. Beliebt sind diese Darbietungen vor allem bei Korpsstudenten. Nun gut, man amüsiert sich, und das hatte Tschechow wohl gar nicht im Sinn.

Ich wünschte, ich hätte im Wintersemester in Tübingen mehr Briefe geschrieben und könnte mit deren Hilfe wie für die Münchener oder Londoner Zeit mein Leben als Student rekonstruieren. Doch die Korrespondenz mit den Londoner Freunden war eingeschlafen und wegen der häufigen Besuche in Stuttgart erübrigten sich auch die in den ersten Semestern noch üblichen wöchentlichen Berichte an Eltern oder Großeltern. So blieb es bei wenigen Notizen im Tagebuch. Dafür das Beispiel einer studentischen Aufführung eines Stückes von Albert Camus.

Tübingen. Samstag, 31. Januar 1959
Philosophische Thesen in antiken Gewändern

Im Studententheater „Caligula“ von Albert Camus. Als Schüler hatte ich mich mit dem Existenzialismus aus der Sicht Sartres befasst und alle seine Dramen in einem Sammelband gelesen. Am meisten beeindruckte mich „Die schmutzigen Hände“. Camus setzt sich nun auch damit auseinander, dass der Sinn des Lebens nicht erkennbar ist und man es als absurd bezeichnen sollte. Caligula versucht durch den Einsatz logischen Denkens und durch das Ausüben von Macht das Unmögliche möglich zu machen. Durch Totschlag und tyrannische Willkür sucht er die Grenzen des Menschlichen zu überschreiten. Er provoziert, fordert heraus.

Camus schrieb dieses Stück 1938, als er mit einer Theatertruppe unterwegs war. Es fehlt dem Stück das Dramatische, kurz: ich langweile mich. Camus verteilt seine philosophischen Sentenzen fein sauber über den Text. Ist mal wieder eines dieser Sprüchlein in die Welt posaunt, klopft er sich befriedigt auf die Schulter. Ich vermisse zwischenmenschliche Spannungen und das Aufeinandertreffen von Charakteren. So fehlt dem Drama das innere Leben. Es dominiert das Lehrhafte. Ich habe das Gefühl, dass der Autor mir nicht nur das Drama, sondern gleich auch noch dessen Interpretation – in gebrauchsfertigen Zitaten –

servieren möchte. Camus schreibt zuerst den Essay mit seinen Wahrheitsdestillaten und konstruiert dann um diese Erkenntnisse seine Dialoge. Kann zeitgenössisches Theater etwas anderes sein als banales, sozusagen realistisches Alltagsgeschwätz oder Sentenzengeraschel?

Lässt sich von Caligulas Fragestellungen das eine oder andere auch auf meinen Weg ins Leben anwenden? Ich strebe nicht – wie ein Caligula – nach dem Unmöglichen, wüsste aber gerne, welche Möglichkeiten in mir stecken. Werde ich mich mein ganzes Leben wie ein Spießbürger Stück für Stückchen voran quälen müssen, oder ist es vorstellbar, dass sich ein gewisses Willenspotential anstaut und sich dann Bahn bricht? Wird sich meine Erwartung, dass es in meinem Leben zu Krisen und dann auch sprunghaften Entwicklungen kommt, bestätigen? Oder ist mein Leben wie der Grundriss eines Mosaiks bereits angelegt und gilt es nur – unter den Einflüssen der Umwelt – diesen Schattenriss mit bunten Steinchen zu füllen? Kommt es nur darauf an, welches Mosaiksplittermaterial mir vom Schicksal in die Hand gedrückt wird und wie ich die Steinchen in die vorbestimmten Felder einfüge. Das Leben besteht dann aus der Suche und der Wahl der passenden Steinchen. Oft werden wir nur einen Teil des möglichen Gesamtbildes, diesen Teil dann aber doch ziemlich vollständig ausfüllen.

Ich kam im Wintersemester 1958/59 jedoch nicht dazu, mich mit der französischen Existenzphilosophie, die in dieser Zeit en vogue war, näher zu befassen. Es gibt nur eine Notiz im Tagebuch, welche zeigt, dass ich fast instinktiv abgeneigt war, mich mit dem – wie wir heute sagen würden – supercoolen Gehabe einiger Adepten dieser Philosophie zu befreunden.

Tübingen. Mittwoch, 28. Januar 1959

Kondolenz

Auf dem Weg zum Schimpfeck treffe ich Peter, meinen Nebensitzer in den ersten Schuljahren am Ebelu. Er berichtet, dass der Vater unseres Klassenkameraden Hans Christof gestorben ist. Es sei ihm schwer gefallen, ein Beileidsschreiben zu verfassen. Der Tod dieses Menschen habe für sein Leben keine Konsequenzen und könne ihm gleichgültig sein. Warum formuliert er dies so schroff? Will Peter mir demonstrieren, dass er kein Heuchler, sondern ein Realist – im Stile der russischen Nihilisten – ist? Also, keine Angst vor dem Odium des gefühlsarmen Egoisten!

Doch warum soll ich den kaltherzigen Egozentriker spielen? Ich habe nach dem Abitur zwei Wochen auf der Baustelle des Hauses von Familie Hengerer gearbeitet. Der Vater war Architekt gewesen und hatte für seine Familie ein besonders wärmegedämmtes Haus entworfen. Auf eine Holzkonstruktion wurden sogenannte Sauerkrautplatten genagelt. Zwischen diese stopften wir Hobelspäne und verklebten sie mit einem Geliermittel. Eine originelle, wahrscheinlich einmalige Lösung, die aber nur funktionieren konnte, wenn man die Hobelspäne als Abfall zur Verfügung hatte und intelligente Bastler bereit waren, die Sauerkrautplatten zurecht zu sägen und Hobelspäne mitsamt Geliermittel in alle Winkel zu stopfen. Ich hätte der Familie Hans Christofs den gemeinsamen Genuss dieses Hauses von Herzen gegönnt, und es geht mir schon nach, dass ein Klassenkamerad so früh seinen Vater verlieren musste. Welch eine Katastrophe, wenn unserer Familie etwas Ähnliches widerfahren würde!

Peter stilisiert sich da in eine bestimmte Richtung. Selbstlose Taten oder gar Opfer lägen ihm völlig fern. Diese seien seinem Wesen fremd.

Als ich die Vermutung äußere, Vater Hengerer habe, um seine Angehörigen durch die hohen Kosten des Krankenlagers nicht zu belasten oder gar in eine hoffnungslose Lage zu bringen, sich selbst das Leben verkürzt, ist Peter von dieser Überlegung überrascht. Er sagt ganz schnell und ohne viel nachzudenken. Er würde so etwas nie machen, allenfalls wenn er damit unerträglichen Schmerzen entgehen könne. Ich verstehe Peters Position als Reaktion auf die humanistische und christliche Moral, die uns in der Schule vorgehalten worden ist. Was Peter im persönlichen Ernstfall tun würde, steht auf einem anderen, noch unbeschriebenen Blatt.

Letzten Endes konzentrierte ich mich im Wintersemester bzw. in den verbleibenden ersten beiden Monaten des neuen Jahres auf zwei Vorlesungen, zu deren Themen ich wieder die Hörgeldprüfungen ablegen wollte. Hans Rothfels (1891-1976) untersuchte das Zeitalter des Imperialismus vor dem Ersten Weltkrieg und Ernst Walter Zeeden, geboren 1916 und seit 1958 in Tübingen, hielt eine Überblicksvorlesung zur Gegenreformation bzw. zur katholischen Reform in Europa.

Rothfels war aus der Emigration in den USA nach Deutschland zurückgekehrt und genoss als Verfasser des Buches „Die deutsche Opposition gegen Hitler“ großes Ansehen unter den deutschen Historikern. Ursprünglich ein Deutschnationaler, hatte er sich in den USA zum Demokraten gewandelt und in Tübingen den entsprechenden Historikernachwuchs gefördert, darunter auch den von mir besonders geschätzten Privatdozenten Waldemar Besson, der den Nationalsozialismus und als Kontrast die angelsächsischen Demokratien zum Thema seiner Vorlesungen machte.

Ich hatte keine Ahnung von Rothfels deutschnationaler Vergangenheit an der Universität Königsberg. Mir war er das Urbild des Grandsegnieurs, mehr noch: des gütigen Menschen. Solch einen Großvater mütterlicherseits hätte ich mir gewünscht, wo der meine doch im Ersten Weltkrieg in Russland seinen Verletzungen erlegen war. Rothfels war im selben Krieg als Leutnant vom Pferd gestürzt und er blieb gehbedindert, was man noch immer merkte, wenn dieser groß gewachsene Mann den Hörsaal betrat. Für Rothfels empfand ich Verehrung, und ich mochte seinen Vortragsstil. Wenn es um den Imperialismus, diesen europäischen Wahn, die Welt beherrschen zu müssen, ging, dann beschönigte er nichts. Er räumte auf mit den Vorstellungen der deutschen Kolonialzeit, die ich als halbwüchsiger Schüler gewonnen hatte – nicht in der Schule, sondern gewissermaßen auf dem freien Büchermarkt. Hinter dem Leonhardtsplatz hatte ich in einem von den Bomben verschonten Winkel der Stuttgarter Altstadt ein schäbiges Antiquariat entdeckt. Die längst ergraute Besitzerin, die sich mit einer Kittelschürze vor dem Staub zu schützen suchte, verhökerte zerlesene Heftchenromane aller Genres, doch neueren Datums an Hausfrauen. Spottbillig erstand ich dort einige ausrangierte Jugendbücher, die in den 20er Jahren erschienen waren und die mich mit ihren farbigen Bildern beeindruckten. Da waren Depeschenreiter in Deutsch-Südwest unterwegs, und General Lettow-Vorbeck im Tropenhelm war so etwas wie ein edler Ritter. Diese kindliche Lektüre, die den Imperialismus romantisierte, hatte mich zunächst auf eine deutsche Version von Ridyard Kiplings Ideologie von „the white man’s burden“ eingestimmt, die neuerdings

jedoch in krassem Gegensatz zu meiner Gandhi-Lektüre geraten war. Mag sein, dass Rothfels in seiner Königsberger Zeit meine kindlichen Vorstellungen der Ausbreitung deutscher Kultur geteilt hatte, jetzt begriff ich mit seiner Hilfe das wilheminische Streben nach einem „Platz an der Sonne“ und nach Kolonialbesitz als eine Torheit und den „Verlust“ der Kolonien als einen Segen, der uns davor bewahrte, dem Völkermord an den Hereros noch weitere kolonialistische Gräuel folgen zu lassen.

Auch Ernst Walter Zeeden korrigierte mein Weltbild. Er dämpfte meinen Helden-Protestantismus, der auf Luther als den standhaften Reformator und Gustav Adolf als den Retter des evangelischen Glaubens schwor. Zeeden verwies auf einige lutherische Grobschlächtigkeiten und die Verteuflung des Papsttums durch die protestantische Propaganda. Ich informierte mich über die Träger der katholischen Reform, war beeindruckt vom missionarischen Einsatz der Jesuiten und der Selbstdisziplin des Ordensgründers Ignatius von Loyola. Dabei spielte sicher eine gewisse Rolle, dass ich in London den Jesuitenpater M. Brenninkmeyer kennen und schätzen gelernt und ihn dann auch im Manresa College besucht hatte, wie es überhaupt der Zufall gewollt hatte, dass ich unter den Studenten des Queen Mary College auch noch auf einen weiteren, mir besonders sympathischen katholischen Pater getroffen war, der sich auf eine Laufbahn als Missionar in nachkolonialer Zeit vorbereitete. Worin bestand die Botschaft Jesu in der heutigen Zeit, worin der Auftrag? „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ (Matthäus 25,40)

Das war das Gegenprogramm zur herrschenden Weltanschauung im Zeitalter des Imperialismus. Ich versuchte dem damaligen Lebensgefühl auf die Spur zu kommen, indem ich einzelne zeitgenössische Zeitungsartikel las und mich mit dem Sozialdarwinismus befasste. Da wurde die Vorstellung vom survival of the fittest zum politischen Programm erhoben und auf die Beziehungen der Völker übertragen. Als ob nicht auch Kooperation und wechselseitige Rücksichtnahme dem Überleben und gerade auch der kulturellen Entwicklung dienlich wären! Richtig schien mir, sich neben den diplomatischen auch mit den wirtschaftlichen Beziehungen zu befassen. Diese schienen mir wegen ihrer Breitenwirkung wichtig zu sein für die sogenannte „Zu- und Abneigung“ von Völkern bzw. Staaten. Am Samstag, den 3. Januar 1959 schrieb ich ins Tagebuch:

Krieg beginnt in den Köpfen! Ich lese in S. B. Fay, The Origins of the World War. Ich verfolge die Balkankrisen auf der Suche nach den Gründen für den Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Deprimierend ist es, immer wieder auf die so lapidare wie törichte Aussage zu stoßen: Die kriegerische Auseinandersetzung zwischen dem Germanen- und dem Slawentum sei nun einmal ‚unvermeidlich“. Hat sich ein solcher Gedanke erst einmal in den Köpfen festgesetzt, dann kommt es auch zum Krieg, weil man eben von dessen Kommen überzeugt ist. Das ist ähnlich wie bei einer Inflation. Sie kommt ins Galoppieren, weil alle an ihre Beschleunigung glauben und entsprechend, also falsch handeln.

Und was wäre sinnvoll? Ist eine Partei von der „Unvermeidbarkeit“ des Krieges überzeugt, so muss die andere Partei (bzw. die jeweilige interne Opposition) diese Einstellung erkennen und kritisch erörtern. Diese Konstellation in rosigem Optimismus zu übermalen, ist nicht sinnvoll.

Im Rassismus der Nazis sah ich die letzte, absurde Konsequenz der Ideologisierung von Darwins respektablen Versuchen, die Entstehung der Arten zu erklären. Rothfels bot mit seiner Vorlesung über „Allgemeine Geschichte im Zeitalter des Imperialismus“ außenpolitische Information und weltanschauliche Orientierungshilfe. Ich hatte jedoch keine eigene Imperialismus-Theorie in petto, als ich mich zur Hörgeldprüfung anmeldete. Ich hatte von Lenins Imperialismus-Theorie läuten hören und das grundlegende Werk Hallgartens über den Imperialismus gelesen, aber ich war noch ein Lernender und war erst dabei, mir die Kenntnisse anzueignen, die es mir später eventuell ermöglichen würden, zu einer fundierten Einschätzung der Weltpolitik zu gelangen. Zunächst ging es nur darum, bei Hans Rothfels die Hörgeldprüfung zu bestehen. Am 16. Februar 1959 war es so weit. Im Tagebuch notierte ich:

Rothfels prüfte mündlich. Das Warten auf einer Bank im Flur vor seinem Zimmer verband. Wer auch vorüber kam, ob nun Dozent oder Student, sprach ein paar ermunternde Worte mit uns. Eine Studentin, die kurz vor mir an der Reihe ist, wurde von Rothfels schließlich noch gefragt, was ihr denn an der Vorlesung nicht gefallen habe.

Wenn er mich dies fragen würde, was wäre dann meine Antwort? Ein bisschen diplomatisch muss man's wohl angehen: „Ich konnte nicht umhin, Ihnen immer wieder zuzustimmen. Doch ich wünsche mir, dass zumindest gelegentlich – wie zum Beispiel bei Hallgarten - ganz parteiisch dargestellt und persönlich interpretiert und so eine Diskussion provoziert wird.“

Rothfels doziert so abgeklärt, dass es mich lähmt. Alles ist schon fertig. In seiner Güte teilt er uns Studenten nur noch mit, was schon vor Jahrzehnten in die hehren Gefilde der Wahrheit aufgenommen wurde. Und diese Wahrheiten gilt es nun nur noch in angemessenem Stil zu formulieren.

Ich hätte sogar noch eins drauf gesetzt: „Sie kommen uns Studenten als angehenden Examenskandidaten zu weit entgegen. Wir drängen nach handbuchartigen, vollständigen Skripten. Nehmen Sie unsere Studierstubenarbeit stärker in Anspruch! Die Handbücher können wir doch lesen. Wählen Sie einzelne Problemfelder aus, interpretieren Sie im Detail das Einmalige und arbeiten Sie daran das Zeittypische heraus. Handbücher sind langweilig, weil sich sprachlich – durch die abgegriffenen, zusammenfassenden Formulierungen – vieles zu wiederholen scheint.“

Ich wurde aber um meine Meinung nicht gefragt. Umsonst hatte ich tagelang über meiner Vorlesungsnachschrift gesessen und meinem Gedächtnis durch wiederholtes Lesen den Yangtse-Vertrag, gewisse Flottenvorlagen und die Franckensteinsche Klausel einzuprägen gesucht. Hätte Rothfels mich nach dieser gefragt, hätte ich wie ein braver Schüler heruntergerasselt: Als Franckensteinsche Klausel wird eine nach dem Zentrumspolitiker Georg Arbogast von und zu Franckenstein (1825-1890) benannte Klausel in § 7 des Zollgesetzes vom 9. Juli 1879, derzufolge alle Erträge von Zöllen und indirekten Steuern, die den Betrag von 130 Millionen Mark überstiegen, vom Reich den einzelnen Bundesstaaten überwiesen und von diesen nötigenfalls als Matrikularbeiträge zurückgefordert werden mussten bezeichnet. Das Reich blieb dadurch von den Einzelstaaten abhängig.

Stattdessen erkundigte Rothfels sich lediglich nach meinen künftigen Plänen. Dass ich für die Grundfragen im Zeitalter des Imperialismus Verständnis gezeigt, hätte ich im Colloquium bereits ausreichend bewiesen. Nach zwei Minuten hätte ich also wieder abziehen können.

Ich wollte jedoch die Gelegenheit, den Hochschullehrer mal alleine für mich zu haben, nicht ungenutzt vorüber gehen lassen. Ich wollte ihn auf mich aufmerksam machen und so sprach ich einige Probleme der deutsch-russischen und der deutsch-englischen Beziehungen an. Es waren vor allem die wirtschaftliche Fragen, die George Hallgarten in „Imperialismus vor 1914“ bearbeitet hatte. Wir unterhielten uns so ohne Stocken, er wie ich äußerten uns, doch es gelang mir nicht, ein wirklich intensives Gespräch herbeizuführen. So freundlich Rothfels auch war und so günstig er mich anschließend auch beurteilt haben mag, ich blieb der kleine Student, der zwar recht eifrig, aber noch nicht zu den Arcana der Geschichtswissenschaft vorgestoßen war. Und was mich ärgert, Rothfels hatte Recht mit dieser – unausgesprochenen – Einschätzung.

Anschließend an dieses harmlose Gespräch, das Rothfels angesichts der vielen mir noch folgenden Prüflinge rasch vergessen haben dürfte, wollte ich mich auf die nächste, diesmal schriftliche Prüfung bei Zeeden und auf mein Skript der Vorlesung „Allgemeine Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation“ konzentrieren. Doch immer wieder kehrten meine Gedanken zurück zu Rothfels. Ich versuchte, das Gespräch mit ihm zu rekapitulieren. Und wenn es jetzt total missglückt wäre!? Vielleicht hätte mich dies so erschüttert, dass mir ein Durchbruch – wohin auch immer – gelungen wäre.

In Zeedens Hörgeldprüfung galt es drei Fragen in 45 Minuten zu beantworten. Ich war so gut vorbereitet, dass ich sogar eine von Zeedens Fragen gespürt und im Voraus schriftlich ausgearbeitet hatte: Gemeinsame Züge des Calvinismus und des Jesuitenordens. Doch was ich dann unter Zeitnot niederschrieb, war lücken- und stümperhaft. Im Tagebuch notierte ich:

Das war nur auswendig Gelerntes, weit entfernt vom Niederschlag geistiger Arbeit in einem Essay. Das war nicht souverän. Da wurde nicht in klaren Strichen etwas Wohlgegliedertes, Unumstößliches, nur Staunen und Bewunderung Zulassendes aufbaut. Was ich geschrieben habe, genügt wahrscheinlich für eine gute Note. Die brauche ich nun mal, aber nach so viel Vorarbeit hätten viele Andere dies auch auf die Reihe gebracht. Wenn ich es selbstkritisch betrachte, habe ich ein paar Gedanken aufs Papier gestammelt und diejenigen Einfallsfetzen ausgespuckt, die mein Gedächtnis gerade mal gnädig herausgab. Stolz und menschliche Würde, wie fremd sind diese solchem Automatenwerk!

Ermutigend war diese Dekanatsprüfung also nicht. Ich kann bei mir keine außerordentlichen Leistungen erkennen. Und die Schlussfolgerung? Ich werde noch mehr arbeiten und mich unter Zeitdruck testen müssen, denn eines empfinde ich bestimmt nicht – und das hatte ich auf einen der Hörsaaltische gekritzelt gefunden: O Lord, I feel so unnecessary!

Meine Rolle in der Familie

Doch wie ging es mir nun wirklich am Ende dieses sechsten Studiensemesters und vor der Reise nach Paris, die ich im März antreten wollte, um bis Mitte Ap-

ril, also bis zum Beginn des Sommersemesters in Tübingen, zu testen, ob ich dann im Wintersemester 1959/60 an der Sorbonne weiterstudieren könnte? Am wenigsten kümmerte mich der Umstand, dass ich die Halbzeit der offiziellen Studiendauer bis zum Staatsexamen bereits überschritten hatte. Ich hatte bis auf die Anschaffung einiger Bücher und die Londoner Maßanzüge äußerst sparsam gelebt. Das Wenige, das ich unbedingt benötigte, ließ sich in den Semesterferien oder in der Hochsaison vor Weihnachten durch Mitarbeit in der elterlichen Firma verdienen. An der Universität gab es und galt es noch sehr viel zu lernen. Weltgeschichte und Weltliteratur waren ein weites Feld. Der Welterkennungsprozess war bei mir gerade erst richtig in Gang gekommen und musste unbedingt noch einige Zeit fortgesetzt werden. Ich wollte nicht irgendeinen Beruf ergreifen; ich wollte wissen, wozu ich überhaupt geboren worden bin. Und ich hielt es für wahrscheinlich, dies herausfinden zu können.

Die Behauptung der Existenzialisten, dass das Leben absurd sei, und Camus Rede vom Sisyphus, den man sich als fröhlichen Menschen vorzustellen habe, passte so gar nicht zu der Jesus-Orientierung, die ich seit den Münsinger Kindergottesdiensten in mir trug und die durch nichts und niemand zu erschüttern war. Um diese Haltung auch Atheisten oder Andersgläubigen verständlich zu machen, müsste ich jetzt die Entstehung und Entwicklung dieser Grundüberzeugung vom vorbildlichen Wirken Jesu darstellen. Vielleicht hätte ich mit meinem autobiographischen Bericht nicht erst mit dem Abitur einsetzen dürfen, sondern hätte diesen Entwicklungsroman mit der Erzählung von Theo, dem sieben- oder achtjährigen Grund- und Sonntagsschüler beginnen müssen. Ich habe diese Lücke erst im Jahre 2009 mit einem Vortrag bei der Leipziger Studentengemeinde zu füllen gesucht. Ich beschränke mich hier auf diesen Verweis, bin mir aber darüber im Klaren, dass eine solche Reminiszenz Außenstehende nicht überzeu-

gen, sondern allenfalls zum Nachlesen des entsprechenden Textes motivieren kann.[36]

Mit meinen Experimenten im Schriftstellern war ich noch zu keinen, mich selbst überzeugenden Ergebnissen gelangt. Vorläufig genügte es mir zu notieren, was ich erlebte und beobachtete. Im Studium durfte ich mit bester Literatur umgehen und ich konnte mich immer wieder aufs Neue für Vorbildliches begeistern. Ich hatte jedenfalls im Blick auf das eigene Schreiben nicht resigniert. Im Wintersemester hatte ich mich – angeregt durch Zeedens Vorlesung über die Gegenreformation - an eine historische Novelle gewagt, die 1520 in Dithmarschen spielte und an Heinrich von Zütphen, einen Märtyrer der lutherischen Reformation, erinnerte.

Dieses literarische Experiment hatte ich mir nebenbei geleistet – wenn man so will als Alternative zum Boxen, das ich im Wintersemester aufgegeben hatte. Das Boxen war mit der Reisetätigkeit an der Seite meines Vaters nicht zu vereinbaren, und das Boxen hatte inzwischen auch seine Funktion im Rahmen der

---

36 Friedensethik und kirchliches Engagement. Ein autobiographischer Bericht in der Evangelischen Studentengemeinde in Leipzig am 29. Januar 2009, 28 Seiten (unveröffentlicht). Darin schreibe ich zu den Anfängen meiner christlichen Sozialisation unter der Überschrift „An Jesus orientierter Pietismus“:

Ungewöhnlich war an ihr, dass ich in Münsingen nicht zur ortsüblichen, landeskirchlichen evangelischen Gemeinde gehörte und dort in die Sonntagsschule ging. Meine Mutter schloss sich vielmehr einer freikirchlichen Gemeinde an, zu der ihre Münsinger Verwandten gehörten. Diese Gemeinde hatte einen pietistischen Charakter, war aber im dogmatischen Sinne nicht fundamentalistisch, sondern praktisch-fromm und allem kirchlichem Pomp abhold. Man versammelte sich in einem schmucklosen Raum mit hellgrau gestrichenen Bänken und einem genau so simplen Altartisch mit einem einfachen Holzkreuz. Gesungen wurden die üblichen Lieder aus dem Gesangbuch, und nach meiner Erinnerung war der Hauptinhalt der Predigten die Aufforderung zur Nachfolge Jesu. Das wichtigste Lied im Kindergottesdienst, den ich regelmäßig mit dem Sohn des Predigers, meinem Klassenkameraden und Spielfreund, besuchte, war „Jesus geh voran, auf der Lebensbahn“.

Wenn ich mich jetzt an diese Gemeinde zu erinnern suche, dann stelle ich sie mir als einen Ableger der Herrnhuter Brüdergemeine vor. Das stimmt wohl nicht so ganz; wahrscheinlich waren es eher Methodisten. Doch das ist – im Rückblick - auch ziemlich egal. Für meine erste Vorstellung von Religion war das Entscheidende: Dieser Jesus von Nazareth ist das Vorbild. Der hat es richtig gemacht im Leben. An dessen Beispiel und dessen Leitsätze musst du dich halten. Und das ist auch möglich. Das ist nicht nur so gesagt. Das gilt und du musst sehen, wie du damit klar kommst. Das war so. Dass diese Römer – und aus meiner Sicht waren das Nazi-Typen - ihn gefoltert und ans Kreuz geschlagen hatten, war ein übles, politisch motiviertes Verbrechen, aber keine Widerlegung der Richtigkeit seiner Lehren. Ich sah den Lebensauftrag, das in seinen Gleichnissen und in der Bergpredigt als selig machend Empfohlene zu realisieren. Ich weiß nicht, ob ich als 8- oder 9-jähriger die Bergpredigt als Ganze schon gelesen und einigermaßen durchdacht hatte; wahrscheinlich nicht. Doch diese Erzählungen aus dem Leben Jesu und seine Spruchweisheiten waren für mich auf jeden Fall verbindlich. Die Wunder spielten keine so große Rolle. Sie zeigten nur, dass Jesus sich um die Menschen kümmerte und für die Bedürftigen da war.

Ich las auch schon selbständig die Bibel. Ich suchte aufgrund der feinen Holzschnitte von Schnorr und Carolsfeld nach den zugehörigen Bibelstellen. Ich las aber auch die griechischen Götter- und Heldensagen und auch entsprechend Germanisches, das mir aber weniger zusagte als das Griechische. Wotan und den nordischen Götterverein fand ich blöd. Irgendwie brachte ich diesen in Zusammenhang mit Hitler. Doch alle diese Sagen und Göttergeschichten waren für mich nur phantasy, wie man das heute nennt. Jesus, der war wirklich, gewissermaßen präsent. Dieser Jesus war für mich der Gegentyp zu den Nazis, der freundliche, liebevolle Mensch per se. Unter einem Messias konnte ich mir bestimmt nichts vorstellen. So etwas wäre mir möglicherweise auch verdächtig gewesen. Von „Führern“ und ihren Stellvertretern hatte man damals die Schnauze voll. Das galt auch für aufgeweckte Kinder wie mich. Wir hatten ja in Münsingen in der Hermann-Göring-Straße gewohnt und unser Lieblingsrätsel war: Wer ist das? Rechts Lametta, links Lametta und der Bauch wird immer fetta. Nur ein ganz, ganz schlichter Jesus – kein Kyrios – hatte bei uns eine Chance – insofern war die Geburt Jesu, im Stall, in der Krippe liegend, von Hirten begrüßt, die bei uns Vertrauen weckende Geschichte, die uns zu Herzen ging und Weihnachten für uns zum wichtigsten Fest machte. Ich erinnere mich nicht, dass Ostern mir Vergleichbares bedeutet hätte. Wahrscheinlich konnte ich mir unter einer Auferstehung von den Toten nichts vorstellen – und irgendwelche die Phantasie stützende Gemälde – z.B. eines Grünewald – gab es in unserem schlichten, einheitlich hellgrau gestrichenen Versammlungssaal nun mal nicht.

Charakterbildung verloren. Ich hatte mir ausreichend bewiesen, dass Angst vor Schlägen sich überwinden lässt und dass ich Stand halten konnte. Den letzten Ausschlag gab, dass ich beim Sparring von einem weit kräftigeren Boxer einen solch heftigen Hieb auf die Nase bekam, dass ich mich im Spiegel schon mit der typischen eingedellten Boxernase erblickte. Das wollte ich mir nicht antun, und im Ring ein Champion zu sein, hatte nie zu meinen Träumen gehört.

Vom Experiment einer Novelle über das Martyrium des früheren Augustiner-Mönchs Heinrich von Zütphen, das auch Martin Luther zu einer eigenen Schrift herausgefordert hatte, werde ich aber erst berichten, wenn ich im Folgenden zunächst einmal die Lage meiner Stuttgarter Familie geschildert habe. Diese Familie bildete in meiner Lebens- und Lernstrategie gewissermaßen die Operationsbasis. Dieses Rückhalts musste ich mich versichern. Und für das Wohlergehen der Familie fühlte ich mich auch zuständig. Wenn die Engländer sagen: My home is my castle, so galt für mich: Die Familie und ihre Verbindungen sind das Terrain, von dem aus die jeweiligen Unternehmungen starten. Auf dieses Terrain musst du zurückfallen können, wenn etwas schief geht. Damit lag ich auf der Linie meiner Mutter. Deren Maxime während des Dritten Reiches war gewesen: Das Überleben der Familie ist das Wichtigste und bei diesem Überlebenskampf ist allein auf die nächsten Angehörigen und auf einige wenige Verwandte und Freunde Verlass.

Ich habe als Kind diese Maxime nicht reflektiert, und wahrscheinlich passte sie zur Nachkriegszeit auch immer weniger. Meinen Kindern und Enkeln ist solch sippenhaftes Familiendenken heute ziemlich fremd. Doch in meinen ersten dreißig Lebensjahren stand ich noch ganz im Banne dieser Lehrmeinung meiner Mutter. Und diese meine Operationsbasis - die Familie im ganz engen Sinne der Vater-Mutter-Kinder-Beziehung - war bedroht, und die Verwandten boten dieses Mal keine Hilfe. Das geht aus den Tagebuchnotizen der ersten beiden Monate des Jahres 1959 hervor, wenn man die Indizien einer Krise in solchen Notizen zu erkennen und zu deuten weiß. Es gibt von der Zeit nach Weihnachten 1959 und dann ganz speziell vom Wochenende vor den Prüfungen bei Rothfels und Zeeden mehrere Tagebuchnotizen, die darauf schließen lassen, dass innerfamiliäre Probleme mir schwer zu schaffen machten.

Von außen betrachtet gab es keinen Anlass zu spezieller Sorge. Positiv war zu bewerten, dass das Weihnachtsgeschäft gut gelaufen war und meine Bereitschaft, den Vater auf seinen Geschäftsreisen zu begleiten, dem vorzeitig Alternden einen gewissen Auftrieb verschafft hatte. Das wirkte sich in der Bilanz aus. Wie gesagt, der Umsatz war ein Drittel höher als im Vorjahr. So recht froh wurde der Vater dessen aber nicht, weil er wusste, dass ich ihn nicht dauerhaft unterstützen könnte und dass der zwei Jahre jüngere Manfred, wenn er das Abitur im Frühjahr schaffen sollte, ab dem Sommer gleichfalls in Tübingen studieren würde, doch sicherlich kein Fach, das der väterlichen Firma eine Perspektive eröffnen könnte.

Wie meinem Vater zu Mute war, wird an kleinen Notizen in meinem „Any Year Diary“ deutlich. Ich zitiere es im Folgenden, wenn auch nicht immer Wort für Wort, weil ich an einigen Stellen Informationen hinzufügen muss, die der außenstehende Leser braucht, um den Text ohne Fußnoten zu verstehen.

Stuttgart. Donnerstag, 1. Januar 1959

Tischmanieren

Zeichnen sich die künftigen Probleme schon am ersten Tag des neuen Jahres ab? Manfred nimmt Anlauf zum Abitur. Diese Hürde muss er allein nehmen. Wir können ihn fast nur noch moralisch unterstützen.

Schon am Neujahrsvormittag frage ich ihn griechische Vokabeln ab. Er war fleißig und er verfügt über bessere Kenntnisse als ich vor drei Jahren. Er hat systematisch Thukydides übersetzt, ein Kapitel des „Peloponnesischen Krieges“ nach dem anderen, und er hat ein fabelhaftes Gedächtnis. Wenn im Abitur aus Thukydides übersetzt werden muss, wird er den Text sofort erkennen. Das beruhigt mich.

So hätte ich mit den Annalen des Tacitus verfahren sollen. Leider hatte ich es nur mit der „Germania“, einem weit kürzeren Text, so gehalten. Mein Glück war gewesen, dass Weidauer, unser Klassenlehrer, mir wohl wollte, mir die Abschreiberei verzieh und dass Direktor Sontheimer auf dem Kultusministerium prophylaktisch erreicht hatte, dass nach 9 Jahren Latein auch die Note „mangelhaft“ als Großes Latinum anerkannt wurde. Sonst hätte ich Geschichte gar nicht studieren können. Das war mir vor dem Abitur nicht klar gewesen.

Nach dem Mittagessen mache ich mich allein auf den Weg. Zuerst ein Krankenbesuch bei Lilo Fritz. Sie wohnt mit ihrem gehörlosen Vater in einer Parterrewohnung in der Johannesstraße, dicht beim Hölderlinplatz. Über diese Kollegin hat Tante Marle ihre Stelle in der Untersuchungshaftanstalt gefunden. Lilo ist eine gesprächige und gebildete, etwa 45jährige Frau mit einem ebenmäßigen Gesicht und dunkelbraunem, zu einem Knoten gebundenem Haar. Leider ist sie ziemlich korpulent, weil zuckerkrank. Doch wir alle mögen Lilo und ich berate mich gerne mit ihr. Schon zur Konfirmation hat sie mir eine Sammlung von Gedichten und Briefen von Matthias Claudius geschenkt. Die neuerliche Lungenentzündung hat sie inzwischen fast überwunden und sie kann in ihrer Wohnung wieder aufstehen. Sie hört mir aufmerksam zu, wenn ich vom Studium in Tübingen berichte. Auch die Kontroversen unter den Reformatoren Luther, Zwingli und Calvin interessieren sie, und ihr kann ich auch von der Arbeit an der Novelle über Heinrich von Zütphen berichten.

Nach dem stärkenden Besuch bei Lilo besuche ich auch noch die Großeltern und Tante Hede im Topasweg 8, gleich hinter dem Lindenmuseum für Völkerkunde. Das sind alles nur kurze Strecken, Fußwege von einer Viertelstunde. Seit die Großeltern vom Beihinger Neuen Schloss in die neu gebaute Eigentumswohnung ihrer Tochter Hede gezogen sind, fehlt besonders dem Großvater „der Umtrieb“. Doch er hätte auch nicht mehr die Kraft gehabt zur Hühner- und Hasenzucht, die ihn während und nach dem Krieg voll in Anspruch genommen hatte. Als früherer Werkszimmermann hatte er in Beihingen und Pleidelsheim für viele Obstbauern noch Leitern gebaut. Von all diesen Aktivitäten ist ihm in den letzten Jahren nur die Möglichkeit geblieben, mit unserer Familie in den Feldwengert zu fahren und nach den von ihm gepflanzten Apfelbäumen zu sehen.

Die Lage wird kompliziert durch den Umstand, dass die Tochter Hede zwar mit den Eltern zusammen wohnt, aber nicht wirklich für sie sorgen kann, weil sie Herzbeschwerden hat und viel ruhen muss. Tante Hede sucht jetzt nach einer Hilfe, die sich um die 80jährigen Eltern und – falls dies erforderlich wird - auch um sie kümmert. Doch leider sind die Großmutter und Tante Hede mit allen Pflegekräften, die sich anbieten, nicht zufrieden. Zweien wurde bereits in der

Probezeit gekündigt. Unseren Vater bedrücken diese Querelen mit den Pflegerinnen, die zum Teil über die Kirche oder nachbarschaftliche Kontakte gewonnen worden waren. Er würde am liebsten seinen Vater zu uns in die Wohnung in der Johannesstraße holen. Unsere Mutter ist strikt dagegen.

Ich plaudere eine Stunde lang mit den Großeltern. Tante Hede besucht heute eine Freundin aus der Bibelgruppe. Mein wichtigstes Thema ist Manfreds bevorstehendes Abitur. Oma holt Zimtsterne, Opa bleibt im Sessel sitzen. Die beiden hören mir zu, aber meine Tübinger Themen sind ihnen fremd. Sie hatten ihre Kinder Hede und Alfred zur Oberschule geschickt. Das kam in Arbeiterfamilien sonst nicht vor. Doch sie hatten resigniert, als Hede und Alfred mit den Fremdsprachen nicht zurechtkamen. Beide schafften immerhin die mittlere Reife. Tante Hede wurde Sachbearbeiterin beim Hochbauamt der Stadt Stuttgart. Sie verfügt über eine ansehnliche Bibliothek mit Klassikern der deutschen Literatur, außerdem über viele Bücher religiösen Inhalts und auch eine große Zahl von Reclamheften mit Opernlibretti und Theaterstücken von Ibsen und Strindberg. Von Onkel Alfred, der in Stalingrad umkam, ist nichts erhalten. Ich weiß nur, dass er Kaufmann und Radsportler war und dass er in seinen Feldpostbriefen wie ein Rohrspatz auf den Gröfaz schimpfte, na ja, ein bisschen versteckter, aber doch verständlich.

Bei unserem Vater hatten die Großeltern es mit der Oberschule gar nicht erst versucht. Seine Noten seien nicht glänzend gewesen.

Doch um die Noten geht es eigentlich gar nicht. Man muss das Abitur wollen! Weil es das Tor zum Studium öffnet. Vielleicht hätte gerade Arthur es geschafft. Ich denke, er hätte schon Lust gehabt, in die Oberschule zu gehen. Er hat auch gerne gelesen. Robinson Crusoe und Gullivers Reisen waren seine Lieblingsbücher. Doch mit Arthur in der Oberschule wäre eben alles ganz anders gekommen – und mich gäbe es gar nicht.

Ich denke, dass die sechs Kriegsjahre – und er war in Russland vom Anfang bis zum Ende dabei – ihn ausgelaugt haben. Er wird im nächsten Jahr fünfzig und empfindet sich als alten Mann. Wir haben zusammen die Verfilmung von Hemingways Novelle „Der alte Mann und das Meer“ gesehen. Seine Interpretation war bezeichnend: Ein müder, abgekämpfter, in all seinen Hoffnungen enttäuschter Mann ist zu alt geworden, um den größten Fang seines Lebens noch zu landen. Ergreifend sei, wie der von allen Missverstandene in einem kleinen Jungen den einzigen Freund finde, der für ihn sorge. Eine Szene habe ihn besonders erschüttert. Nachdem die anderen Fischer alle ausgefahren sind, fährt der alte Mann mit schweren, langsamen Ruderschlägen zum Fang hinaus. Mein Vater sieht hier nur die Tragödie des Alters.

Ich hielt dagegen: Der Versuch, den riesengroßen Fisch zu landen, sei Ausdruck des zwar vergeblichen, aber immerhin heroischen Lebenskampfes. Am Schluss steht nicht der Erfolg, sondern nur das Zeichen des Kampfes, das riesige Skelett des Fisches, für die staunende Nachwelt. Es ist Ansporn, es noch einmal zu versuchen.

Bei uns in der Johannesstraße 67 dominiert jetzt der Wille der Mutter. Als sie 1936 heiratete, war sie mit 21 noch sehr jung. Mein Vater war fünf Jahre älter. Er führte. Er war ein erfolgreicher Geschäftsmann. Dann kam der Krieg. Unsere Mutter musste sechs Jahre lang allein entscheiden. Der Russlandheimkehrer war nicht fit für Wiederaufbau und Wirtschaftswunder. Unsere Mutter wollte

raus aus dem Souterrain in der Hauptmannsreute. Sie schaffte es, aber unser Vater fühlte sich ständig unter ihrem Druck.

Das ist auch jetzt noch so in unserer lichten Fünfzimmerwohnung mit geräumiger, verglaster Veranda und einem großen Souterrain als Lagerraum für die Waren der Firma. Im Englischen Unterhaus nennt man den Fraktionsvorsitzenden chief whip. Diese Funktion übt in unserer Familie die Mutter aus. Sie ist die Einpeitscherin. Sie gibt die Richtung vor und sie treibt alle voran. In mir sieht sie eine Art assistant whip, während ich mich eher als involved mediator verstehe, als einen Vermittler, der gleichfalls im Schlamassel steckt.

Beim Mittagessen kam es heute zu einer absurden Diskussion. Unsere Mutter kritisierte den mangelhaften Umgang des 11-jährigen Hans-Martin mit Messer und Gabel. „Ein Oberschüler schaufelt das Essen nicht mit dem Löffel in den Mund.“ Statt die Mutter zu unterstützen, pochte der Vater auf spezifisch proletarische Tischmanieren. „Ein Arbeiter trinkt Bier aus der Flasche und nicht aus dem Glas.“ „Was soll das jetzt? Bei uns (und ‚bei uns’ betonte sie) trinkt niemand Bier, weder aus der Flasche, noch aus dem Glas.“

Wenn die Mutter dies feststellte, dann war es auch so. Trumpfte der Vater mal auf, dann brachte das nichts. Dabei war ich insgeheim stolz darauf, vom Vater gelernt zu haben, wie man – nota bene Apfelsaft – aus der Flasche trinkt, indem man den Flaschenhals nicht mit dem Mund verschließt, sondern über die Oberlippe Luft nachgluckern lässt. Das sagte ich aber nicht. Es hätte nichts genützt. Die kleinen Brüder sollen es schließlich lernen, mit Messer und Gabel zu essen. Ich hatte nur das Gefühl: Der Vater hat eigentlich gar nichts gegen bürgerliche Tischmanieren; er treibt hier Opposition um der Opposition willen. Er will seine Stellung behaupten. Offiziell ist er immer noch das Familienoberhaupt. Das Aufstiegsprogramm der Mutter ist nicht das seine. Es ist nicht so, dass ihm reicht, was er hat. Er möchte schon vorankommen, aber er will nicht so hoch hinaus. Am liebsten wäre es ihm, wenn wir Kinder alle mal in seine Firma einsteigen würden, nicht unbedingt als Kaufleute, eventuell schon als Ingenieure. Ebert & Söhne, das würde ihm gefallen!

Wenn Manfred nun auch noch das Abitur besteht und mit Sicherheit nicht Elektrotechnik studieren wird, dann wird sich das Gewicht in der Familie noch mehr auf die erwachsenen Söhne verlagern. Zu uns sagt die Mutter: „Den Papa direkt zu kritisieren ist zwecklos. Doch diese Versuche, das Familienniveau zu drücken, lass ich mir nicht bieten.“

Dieses Abitur hatte Manfred aber noch nicht bestanden, und doch machten wir uns schon Gedanken über die Wahl des passenden Studiums. Bei mir hatte sich vor drei Jahren niemand eingemischt, aber bei Manfred verstärkten die Mutter und ich eine der zur Wahl stehenden Alternativen und warnten vor der anderen. Ich hatte Manfred zu Weihnachten einen Stempel mit stud. med. geschenkt. Das sollte ihn ermutigen. Doch lenkten Mutter und ich mit solch demonstrativer Festigkeit ihn wirklich auf den richtigen Weg? Manfred hatte auch das Studium der Theologie erwogen – orientiert am Vorbild Albert Schweitzers. Ich war dagegen, weil Manfred bei Auseinandersetzungen zur Polemik neigte. Als Theologe würde er sich in der Opposition gegen die Amtskirche erschöpfen und bald lächerlich machen. Und bei einem Studium der Philosophie oder eines philologischen Faches würde er womöglich an der überwältigenden Fülle des

Stoffs scheitern. An Anlagen fehlte es ihm nicht, aber er schien mir aufgrund seines guten Gedächtnisses und seines Assoziationsvermögens zur Viel- und Besserwisserei zu neigen. Und ich fürchtete, dass er mit der „Berufungsfremdheit“ des trockenen Stoffes nicht umgehen könnte.

Die Medizin schien mir das Passendere zu sein. Da ging um die unmittelbare Hilfe für Kranke, und die Ergebnisse des eigenen Einsatzes wurden rasch sichtbar. Es ging um praktisches Wissen und auch um handwerkliches Können. Das sah Manfred auch ein, und ich denke, dass er diese Berufswahl nicht bereut hat. Wahrscheinlich hat die Entscheidung für den Beruf des Arztes dazu beigetragen, dass er bis fast an die Grenze der Pensionierung Facharzt für Kinderkrankheiten bleiben konnte, und einige Verhaltensweisen, die man später als manische Depressionen deutete, außerhalb der Familie kaum sichtbar wurden.

Damit greife ich jedoch dem Gang der Ereignisse 45 Jahre voraus, was aber sinnvoll ist, weil damit einige der Tagebuchaufzeichnungen aus der Zeit vor und während des Abiturs von Manfred und damit auch meine Sorgen verständlicher werden.

Den schwierigsten Teil der Prüfung bildeten für Manfred nicht diejenigen Fächer, denen er mit dem Erlernten beikommen konnte. Die eigentliche Herausforderung und auch Versuchung bildete der sogenannte „Besinnungsaufsatz“. Er hatte vielerlei gelesen und dazu kam sein kaum zu zügelndes Assoziations- und Kombinationsvermögen; man hätte weniger freundlich aber auch von Stoffhuberei und einem Hang zu überspitzten Formulierungen sprechen können. Am 8. Januar 1959 schrieb ich ins Tagebuch:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall…

Manfreds Abitur hat heute mit dem deutschen Aufsatz begonnen. Um ihn zu ermuntern und um mich zu beruhigen, führe ich ein teures Ferngespräch mit der Familie in Stuttgart. Manfred fühlte sich anscheinend ganz in seinem Element und ist mit seiner Leistung hoch zufrieden. Doch wann wäre er das nicht, wenn er die Feder nach einem literarischen Erguss aus der Hand legt? Seine Aufsätze gleichen einem herabstürzenden Gebirgsbach, der auch schwerste Brocken und sperrigste Äste mit sich reißt, und wehe dem, der sich am Rande dieses Gewässers mit einem Schluck erquicken will. Er bekommt nacheinander so viel Hochkarätiges gegen das Haupt gedonnert, dass ihm Hören und Sehen vergeht und er diesen Schwall von Ideen zu verfluchen beginnt.

Ich hatte es geahnt und mit Manfred in den Weihnachtsferien an einem Probeaufsatz gearbeitet. Unser Thema „Völkergemeinschaft: Getragen vom Patriotismus oder zerstört vom Chauvinismus?“ Wahrscheinlich hatte der vorangehende Abi-Jahrgang sich damit gemüht. Ich hatte bei unserer Übung vor allem auf eine deutliche Gliederung gedrungen und Manfred einen dialektischen Aufbau empfohlen. Vorteilhaft sei es, Thesen, Anti-Thesen und Synthesen herauszuarbeiten - unter Berücksichtigung der jeweiligen historischen Gegebenheiten.

Dieses Vorgehen hätte in diesem Jahr recht gut zum ersten der vier angebotenen Themen gepasst: „Der Einzelne muss vor dem Staat, der Staat aber auch vor dem Einzelnen geschützt werden.“ (Theodor Heuss) Weisen Sie die Berechtigung dieser Forderung an Beispielen aus Geschichte und Gegenwart nach!“ Doch Manfred ging es wahrscheinlich wie mir: Er konnte nicht recht erkennen,

warum und wie die Menschen als Einzelwesen den Staat gefährden könnten. Da hätte man in diesem Sprüchlein den Einzelnen schon multiplizieren und von Partikularinteressen bzw. Gruppenegoismen sprechen müssen.

Die nächste Möglichkeit, seine „Reife“ zu beweisen, bot dann das freundliche Blümchen-Thema „Zerstreuung – Vergnügen – Freude – Heiterkeit. Versuch einer Begriffsbestimmung und Wertung“. Doch dieses Thema roch für Manfreds Nase dermaßen nach humanistischen Mottenkugeln, dass er auch diese Chance, brav und bieder zu reüssieren, verwarf. Oder soll ein Neunzehnjähriger den Cicero mimen und dem Affen Zucker geben, um eine gute Note herauszuschinden? Wenn schon einen Aufsatz „De educatione animi“ à la Cicero, dann auf den antithetischen Refrain: Du sollst Deinen Lehrern nicht in den Arsch kriechen!

Manfred hat sich dann für das dritte Angebot entschieden, obwohl auch dieses einen gewissen, zur Kriecherei einladenden Geruch verströmte: „Mit der Beendigung der Schulzeit werden Sie Ihre Beschäftigung mit der Literatur und Dichtung wohl nicht abschließen, sondern selbständig weiter führen wollen. Was hat nun die Schule an Ausrüstung und Anregungen Ihnen dafür mit auf den Weg gegeben?“

Dieses Thema war akkurat die Manfred verlockende Einladung, sich vom Nibelungenlied bis zu Brechts „Mutter Courage“ über die Literatur und das Leben und insbesondere die aktuellen Fragen des Pazifismus auszulassen. Und Manfred war in die Vollen gegangen. Als ich am Wochenende nach Stuttgart kam, zeigte er mir die säuberliche Rekonstruktion seines Abi-Aufsatzes. Im Tagebuch notierte ich dazu:

Man muss es ihm lassen. Manfred schreibt wie gestochen. Anscheinend hatten die Schüler auch ausreichend Zeit, sich ihre Gedanken zu machen, diese zu ordnen und auf den Punkt zu bringen. Manfreds hat bei der Reinschrift am Entwurf nur noch wenig geändert.

Ich habe also jetzt – im Blick auf die Rekonstruktion, genau genommen der dritten Version des Abi-Aufsatzes - fast wortwörtlich den tatsächlichen Text vor mir. Und darauf kann ich mich verlassen. Da ist er unschlagbar. Doch, was ist das? Du lieber Himmel! Es ist eine überwältigende, manchmal wirre Stoff- und Zitatensammlung. Neunzehn erlauchte Dichter erheben ihre Häupter. Einzelne Sätze überraschen durch pointierte, wahrhaft stechende Formulierungen. Manfred stellt das epische Theater Bert Brechts dem dramatischen Schaffen Friedrich Schillers gegenüber. Er schlägt sich auf die Seite Brechts. „Der Zuschauer soll die Ereignisse auf der Bühne wissbegierig betrachten und seine persönlichen, praktischen Schlüsse daraus ziehen. Er muss sich nicht einfühlen; er soll an den heroischen Lebensläufen anderer nicht ‚schmarotzen’ (Feuchtwanger 1928).“

Doch wie ich Manfreds Formulierungen auch wiege und einzelne, wohl gelungene positiv bewerte, der Aufsatz hat drei gravierende Mängel:

Erstens, er ist überladen mit einem Wust von Einfällen. Alles, was Manfred im Moment bewegt und was ihm – aber vielleicht auch wirklich nur ihm – zum Thema passend erscheint, bringt er im Text unter bzw. stopft er in diesen hinein.

Zweitens, der Leser wird auf die einzelnen Aphorismen nicht vorbereitet; er wird mit diesen überfallen. Die Doktrin hämmert auf ihn ein. So kraftvoll der Stil ist, so rücksichtslos springt der Autor auch mit dem Leser um. Ein Aphoris-

mus reiht sich an den anderen. Dazwischen nur Gedankenstriche. Er wuchtet seine Thesen auf das Papier - ohne jedes Gespür für die Möglichkeit von Antithesen oder gar Synthesen.

Drittens, es fehlt dem Aufsatz eine Leitidee und damit die geistige Einheit und Übersichtlichkeit.

Manfred sucht Eindruck zu schinden mit seinem Wissen. Das Grundübel ist ein gewisser Mangel an Bescheidenheit. Er kennt seine Grenzen nicht und er kann beim Abgleich von Positionen, was diese verbindet, nicht herausarbeiten.

Und wie soll man einen solchen Aufsatz beurteilen? Ich hoffe, dass er einen Korrektor findet, der die Gedankenfülle, die Wucht des Vortrags und die sich jeder Lenkung entziehende Sturheit des persönlichen Ausdrucks als originelles sprachliches Phänomen zu schätzen weiß. Doch wie ich es auch wende: Ich bin und bleibe entsetzt! Ich habe ihm doch eingeschärft, wie er seine Argumentation herleiten und aufbauen soll! Er gehört zu den Menschen, die aufgrund ihres Charakters einfach keine „normalen" Besinnungsaufsätze schreiben können!

Wie sich später zeigte, fiel das Urteil der Lehrer milder aus als das meine. Er war mit der Note „befriedigend" angemeldet worden. Im Mündlichen machte er – wortgewandt und literaturbeschlagen wie er war - eine gute Figur. Er schrieb mir nach Tübingen: „Direktor Haussmann war mit meinem umfangreichen Wissen vollauf zufrieden. Er merkte bald, dass ich mich der Literatur als Liebhaber befleißige." Wie gesagt, Selbstzweifel waren Manfred fremd.

Jedenfalls war die ganze Familie erleichtert: Der Zweite aus der Familie hatte das Abitur geschafft und ein erkleckliches Maß an Allgemeinbildung erworben. Lediglich in Mathematik erntete Manfred das verdiente „Mangelhaft". Doch eine einzelne Fünf war zu verkraften. Das hatte ich dem Bruder vorgemacht. Statt Thukydides hatte er einen Text Platons zur Hebammenkunst von Sokrates übersetzen müssen. Das war ihm einigermaßen gelungen.

Im Übrigen war er mit einem Aufsatz Ciceros über die Unsterblichkeit der Seele besser bedient worden als ich mit Taciti verdammten, alles lakonisch verkürzenden Partizipialkonstruktionen. Er hatte allerdings den zentralen Begriff Ciceros „celeritas animi" statt mit „Heiterkeit der Seele" mit „Schnelligkeit der Seele" übersetzt und weil dies so gar nicht stoisch klang, die celeritas animi ein bisschen frei mit „Flüchtigkeit des Lebens" übertragen. In puncto Sprachgefühl eigentlich gar nicht so schlecht, doch leider die krottenfalsche Vokabel. Dabei weiß doch ein akademisch gebildeter Autofahrer, dass akzelerieren mit beschleunigen zu übersetzen ist. Verflixt noch mal, warum erlaubt man im Examen eigentlich keine Wörterbücher?! Da müssen die Examenskandidaten mit der Taschenlampe auf Klo gehen, weil dieses abgedunkelt wird, und in winzigen Lexika das Fehlende nachschlagen, und im Klausurenraum wird mit der Stoppuhr notiert, wie lange sie für ihre „Geschäfte" benötigen. Drei Minuten gelten als unverdächtig. Nun, die Klausuren lagen jetzt allesamt hinter Manfred!

Dass wir nicht allesamt in Feierlaune gerieten, lag an den Spannungen in der Ehe unserer Eltern. Ich konnte eventuelle Auswirkungen ihrer Konflikte schwer einschätzen. Ich wusste nur: Außereheliche intime Beziehungen zu anderen Frauen oder Männern gab es nicht, überhaupt nicht. Das war nie ein Thema. Doch es war offensichtlich: Die Eltern zogen nicht immer am gleichen Strang. Mein Tagebuch schildert gelegentlich „Szenen einer Ehe".

Stuttgart. Samstag, 24. Januar 1959
Die Ehe als Entfremdungsprozess?

Komme ich nach zwei Wochen von Tübingen wieder nach Hause, betrete ich freudig beschwingt, versöhnlich gestimmt und zu frischem Zupacken bereit die Wohnung. Lähmend wirkt dann sogleich wieder das matte und sich selbst bemitleidende Auftreten meines Vaters. Mutter und Vater scheinen sich immer weiter voneinander zu entfernen. Früher mag es einen gewissen seelischen Gleichklang gegeben haben. Daraus ist ein von Zwecken bestimmtes Verhältnis geworden. Oder sind sich Ehepaare von Anfang an fremd und bleiben es dann auch im Laufe einer langen Ehe? Ich stoße auf eine dumpfe, in sich verkapselte Einsamkeit. Beiden scheint dies aber nicht bewusst zu sein. Die Mutter wirft dem Vater vor, er hänge gar nicht an ihr. Sonst würde er sich nicht rücksichtslos für seine Eltern einsetzen. Das stimmt nicht und so zu argumentieren ist auch nicht plausibel. Wenn er überhaupt fähig ist, sich für Familiemitglieder einzusetzen, dann dürfte dies wahrscheinlich für alle mehr oder weniger gelten.

Stuttgart. Sonntag, 25. Januar 1959.
Streit und Schlichtung

Bei den Streitereien zwischen Vater und Mutter geht es fast immer um dessen Verhältnis zu seinen Eltern. Im Topasweg 8 klappt es mit den Pflegerinnen nicht. Keine kann es Oma und Tante Hede recht machen. Mutti schimpft auf den Geiz und die Bequemlichkeit Tante Hedes. Vati würde am liebsten den Opa in unsere Wohnung holen. Ich halte dies für keine gute Idee – und handle mir dafür seinen Vorwurf ein, dass ich ihn bestimmt einmal hilflos verkommen lassen würde. Tatsache ist zunächst einmal, dass Tante Hede mit den Pflegerinnen nicht zurande kommt und diese immer wieder vertreibt.

Streiten und Beschuldigen helfen uns nicht weiter. Die Frage ist: Wie kommen wir zu einem modus vivendi. Die innerfamiliären Spannungen sind gewaltig. Ich versuche sie zu lockern und will verhindern, dass sich alle in einer Sackgasse verrennen. Ich setze mich zu meiner Mutter ans Bett und betone den verhältnismäßig guten Gang unserer Geschäfte. Mein Vater wird sofort hellhörig, wenn er auch mal gelobt und nicht nur beschuldigt wird. Und heute ist es mir gelungen, die ganze Familie auf dem Cannstatter Wasen zum fröhlichen Segelfliegen zu vereinen.

Stuttgart. Sonntag, 15. Februar 1959
Eine Affekthandlung

Die Auseinandersetzungen zwischen der Mutter und dem Vater spitzen sich zu. Kein Ausweg in Sicht. Die Mutter meint Punkte zu machen, indem sie ihre Vorwürfe noch und noch wiederholt und sie mit ihren, angeblich wörtlichen Zitaten der Kritisierten unterfüttert. „Überall“ und „immer“ sieht sie den verhängnisvollen Einfluss ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin Hede. Ich kann das nicht nachvollziehen. Dieses Zitieren von Jahre zurück liegenden Aussprüchen ist - aus meiner Tübinger Sicht historischer Quellenkunde - purer Unfug. Und im Übrigen spüre ich meine emotionale Bindung. Das sind doch meine Oma und meine Patentante. Beide freuen sich, wenn ich sie im Topasweg 8, in ihrer Dreizimmer-Eigentumswohnung, besuche. Ich mag sie.

Doch die Mutter gibt die ganze Schuld am fehlenden Ehrgeiz und dem kleinbürgerlichen Verhalten unseres Vaters diesen beiden Frauen. „Oma und Hede haben nur ihr eigenes Wohlergehen im Auge, sind wehleidig und zerfließen in Selbstmitleid.“ Ihr Fazit: Aus diesem Bannkreis könne sich der Vater zu Omas Lebzeiten nicht mehr lösen. „Solange er auf den Topasweg hört, ist er außerstande, sich positive Ziele zu setzen.“

Der Vater kann die ständigen Vorwürfe nicht mehr hören und möchte mit dem 11jährigen Hans-Martin zum Skifahren verreisen, womöglich zu seinem Freund Albert Vonblon ins Kleinwalsertal. Eigentlich kein übler Gedanke, nur eben mit der Schule nicht zu vereinbaren. Ich frage ihn, wie er denn die Entwicklung von Hans-Martin und dem fünfjährigen Ulrich einschätze.

„Ich bin zufrieden. Man darf die Kinder nicht überfordern. Aber ich möchte in der Erziehung auch mitreden und nicht alles den Direktiven der Mutter überlassen.“

„Das ist plausibel, aber Sich-Kümmern braucht Zeit. Du solltest Dich kontinuierlich engagieren. Du hast die Schule fast ausschließlich Mutti überlassen. Du warst noch nie bei einem Elternabend. Wenn ein blauer Brief kam, hat immer nur Mutti mit Manfreds Klassenlehrern geredet, und als Manfred fast ein zweites Mal durchgefallen wäre, ist sie allein zu Direktor Sontheimer gegangen.“

Das sieht der Vater sogar ein, aber das heißt noch nicht, dass er aus seinem Trott herausfindet. Im Moment sind die Geschäfte flau, aber das ist im Januar immer so. Gestern hat er im Radio stundenlang irgendeinen Bunten Nachmittag angehört. Kann er ja tun, doch auch an den reinen Werkstagen kommt es vor, dass er um die Mittagszeit noch ohne Krawatte und mit einem Wollschal rumläuft und so die Bestände im Lager prüft. Danach legt er Prospekte ab, die er auch wegwerfen könnte. Auf seinem Schreibtisch stehen drei verkorkte Kölbchen mit Arznei nebst Kaffeelöffel zum Einnehmen der homöopathischen Tropfen. Er schwört darauf. Ich glaube nicht, dass dieses hochgradig verdünnte Zeug – Belladonna und Gelsemium oder wie es heißt - etwas bewirken könnte. Schaden kann es auch nicht. Kosten tut es nicht viel. Das Problem ist, dass er seit der echten Erkältung im November, als ich stellvertretend einige Kunden besuchen musste, nicht wirklich krank ist, sondern je nachdem den Kranken spielt.

Jetzt, heute am Sonntag, ist er gesund. Kein Husten, kein Schal, keine Tropfen. Nach den Apfelpfannkuchen, die es den Kleinen zuliebe zum Mittagessen gab, fährt die ganze Familie mit unseren Kleinbus nach Pleidelsheim in den Feldwengert. Wir nehmen als Zufahrt den oberen Feldweg und fahren die beiden Obstbaumreihen nicht hinab bis vor die Hütte. Die Wiese ist zu nass. Doch unten wartet die Arbeit. Manfred hat im vergangenen Jahr an einer besonders feuchten Ecke die Wiese umgegraben und Tobinambur gesteckt. Seine Entdeckung. Quasi die Lösung des Welternährungsproblems! In den höchsten Tönen hatte er die gesunde Süßkartoffel gepriesen. Man könne sie bei Bedarf ausgraben, und das verbleibende Wurzelwerk würde weiter wuchern und wieder und wieder Knollen bilden. Tobinambur sei das perpetuum mobile unter den Nahrungsmitteln! Und tatsächlich, die ersten Stecklinge sind gewuchert und haben an hoch ragenden Stengeln gelb geblüht. Die Ernte ist nicht üppig ausgefallen, und geschmeckt haben die wässrigen Knollen uns auch nicht. Nur Manfred blieb dabei. Das nussige Aroma sei zu loben.

Wir wollen keine Spielverderber sein. Wir geben zu: Wir haben uns – bis auf den skeptischen Vater, der nun mal auf Kartoffeln und gelbe Rüben schwört – von Manfreds Begeisterung anstecken lassen. Ich habe gegenüber Hans-Martin und Ulrich die Knollen mit Robinson Crusoe in Verbindung gebracht, obwohl ich mir des literarischen Belegs nicht sicher bin. Wie dem auch sei, das Tobinamburgeflecht hat sich ausgebreitet, und heute müssen wir eben alle die dürren Stängel abreißen und verbrennen.

Ulrich und Hans-Martin haben damit ihren Spaß. „Wir machen uns Fackeln!“ Doch der Vater schnauzt sie an. „Ihr macht nur Blödsinn, und ich soll mich am Feiertag schinden mit diesem Unkraut. Ich will fertig werden!“ Mutti empört sich: „Diesen Sauton lasse ich mir nicht mehr gefallen. Wir sind nicht auf dem Bauernhof.“

Das geht schon wieder gegen die Oma – und wieder mal eine Tonlage zu scharf. Mir ist an den Worten des Vaters kein Sauton aufgefallen. Nun gut, er hat die Kleinen ein bisschen angeschnauzt. Bewirkt hat es wenig. Sie rannten weiter mit ihren brennenden Stängeln durch die Wiese. Passieren konnte dabei aber auch nichts.

Es ist wieder dasselbe. Der Vater fühlt sich nicht respektiert und brüllt noch lauter. Und die Mutti hält ihm das vor. „Hier bist zu in deinem Jest. Auf dem Grundstück deiner Mutter bist du eifriger als am Schreibtisch, als ob im Garten goldene Berge zu verdienen wären. Ob Tobinambur oder Kartoffeln ist doch ganz egal. Das Geld verdienen wir in der Firma und nicht auf dem Acker.“

Nun wird der Vater wütend. „Meine Arbeit ist in deinen Augen nichts wert. Dann mach ich gleich gar nichts mehr. Die Oma hat doch gleich gesagt: Tobinambur zu pflanzen ist Krampf. Da machen wir uns vor den Pleidelsheimer Bauern nur lächerlich!“

Das Urteil seiner Mutter und die Pleidelsheimer Bauern hätte er nicht zitieren dürfen. Nun ist die Mutter wieder bei ihrem Lieblingsthema, der Bevormundung ihres Mannes durch seine Mutter. „Was deine Mutter sagt, gilt. Mich hat sie noch nie leiden können und mir sogar unterstellt, dass ich den Theo vom KdF-Dampfer mit nach Hause gebracht hätte.“

Du liebe Zeit, jetzt kommt wieder diese Story! Ich kenne das Thema. Es hat all die Jahre nie einen anderen Mann im Leben unserer Mutter gegeben, weder vor, noch während der Ehe. Die Norwegen-Reise mit ihrer unternehmungslustigen Schwester passte um mehrere Monate nicht zu meinem Geburtsdatum. Doch die Unterstellung hatte meine Mutter tief verletzt.

Da sind wir eigentlich ganz friedlich als Familie im Feldwengert und jäten Tobinambur und da wird – so mir nichts dir nichts – diese 22 Jahre alte Geschichte aufgetischt. Ist doch grotesk. Der Vater hatte doch zu seiner Anna-Luise gestanden und sie ganz schnell und wie geplant geheiratet, so dass ich nach sieben Monaten im Mai 1937 rund und gesund mit normalen Gewicht zur Welt kommen konnte. Man könnte darüber lachen, aber der Vater ist sauer. „Ich lasse meine Mutter nicht dauernd von dir beleidigen.“ Er stürmt die Obstbaumwiese hinauf zum Auto und schreit: „Mir reicht es jetzt, ich fahre nach Hause.“

Manfred und die Mutter machen keine Anstalten, die Hacken und Spaten in die Hütte zu stellen und gleichfalls die Wiese hinauf zum Auto zu gehen. Der Vater ruft in seiner Wut: „Ihr könnt sehen, wie ihr nach Hause kommt.“

Ich weiß nicht so recht, wie ich die Lage einschätzen soll. Ist das eine realistische Drohung? Will er ohne uns fahren? Er könnte die Wiese hinab an der Hütte vorbei fahren und dort könnten Manfred, Mutti und ich zusteigen. Oder will er die Wiese oben wieder verlassen und über den dortigen, geschotterten Feldweg die Landstraße erreichen?

Ich traue dem Vater in seiner Erregung zu, dass er Manfred und Mutti tatsächlich unten stehen lässt und weiter nach oben fährt. Ich gehe langsam die Wiese hinauf und auf das Auto zu. Hans-Martin und Ulrich steigen ein. Der Vater lässt den Motor an und dreht den Wagen, der bisher in Richtung Hütte gestanden hatte. Jetzt ist mir klar, dass er nicht an der Hütte vorbei, sondern nach oben fahren will, was sich auch damit erklären lässt, dass der untere Teil der Wiese sehr feucht und damit zu rechnen ist, dass die Reifen rutschen und tiefe Rillen graben.

Ich habe inzwischen etwa zwei Drittel des Weges zwischen Hütte und Auto zurückgelegt und rufe zurück: „Mutti, komm! Wir fahren oben über den trockenen Feldweg hinaus."

Ich gehe zögernd weiter. Der Vater fährt an. „Wenn du nicht schneller machst, kannst du mit deiner Mutter heim laufen."

Ich sage nichts, erreiche das Auto und öffne die hintere Schiebtür des Busses. Ich lege den Schnittlauch, den ich kurz vorher geschnitten habe, auf den Rücksitz, steige aber noch nicht ein, sondern schiebe die Wagentür wieder halb zu und springe rasch vor den Wagen. „Mutti und Manfred werden über die Wiesen der Nachbarn den Weg abschneiden und wir können sie unten, auf halbem Wege einladen."

„Deine Mutter soll sehen, wie sie heim kommt. Ich lasse meine Mutter nicht beleidigen."

„Papa, Papi", ich setze zweimal an und versuche ganz ruhig zu sprechen. „Fahr jetzt nicht ab! Dein Geschrei war schließlich auch unmöglich." Ich gebe Hans-Martin einen Wink, der bedeuten soll: Steig jetzt aus! Unschlüssig langte er nach dem Griff der Schiebetür, lässt ihn aber wieder los.

„Fahr nicht ab!" Ich stemme mich mit dem Rücken gegen den anfahrenden Wagen. Mir schießt durch den Kopf: Reiß ihn vom Steuer! Wirf ihn auf die Wiese! Welch fürchterlicher Unsinn!

Halb entschlossen, hilflos lasse ich mich von dem immer schneller fahrenden Wagen zur Seite schieben, packe den Griff der Tür zum Führersitz und reiße die Tür auf. Doch weiter beschleunigt sich das Auto. Ich klammere mich an den Griff, die Tür schlägt wieder zu. Ich werde mehrere Schritte mitgerissen, werde gegen das Auto geschleudert, stolpere und stürze auf den Schotter des Feldweges.

Das verhinderte Schlimmeres. Der Blick meines Vaters war stur geradeaus gerichtet. In diesem abgründigen Zorn hätte kein Hindernis ihn aufzuhalten vermocht.

Wie Hans-Martin später der Mutter berichtet hat, muss es grauenhaft gewesen sein. Er, Hans-Martin, hätte überhaupt nicht gewusst, was er hätte tun können. Der Vater habe kein Wort gesprochen, und nur Ulrich hätte mit dem Finger an die Stirn getippt und gesagt: „Der Theo ist doch blöd." Und dazu habe er gelacht. Er habe Ulrich in die Rippen gezwickt. Dann sei dieser schließlich auch still gewesen.

Es musste aber dennoch irgendwie weiter gehen. Die Mutter, Manfred und ich machten uns zu Fuß auf den Weg zum Bahnhof von Beihingen/Heutingsheim. Man ist etwa eine Dreiviertelstunde unterwegs. Muttis Kopf war rot. Sie sagte nur: „Ulrich und Hans-Martin sind eben noch arg klein." Wir überlegten noch, ob Vati umkehren und uns abholen würde.

Glücklicherweise hatte ich Geld dabei und konnte drei Fahrkarten kaufen. Es war längst dunkel, als wir in der Johannesstr. 67 ankamen. Wir sagten gar nichts. Ich setzte mich noch eine Weile zu Hans-Martin an Bett. Er wurde ruhiger, als er fühlte, dass Hass und Zorn sich wieder zurückgezogen hatten.

Der Vater ging bald weg, nachdem wir eingetroffen waren. „Ich werde wohl nicht wieder da sein, wenn du nach Tübingen abfährst. Ich glaube nicht, dass du meine Affekthandlung verstehen kannst." Ich wunderte mich über das passende Fremdwort, das ich aus seinem Munde noch nie gehört hatte, sagte nichts, stand zögernd auf und drückte ihm dann aber fest die Hand. Es muss weitergehen!

In Tübingen angekommen, habe ich nachts auf einen Block gekritzelt: Das Leben ist nicht gewaltig, sondern kleinlich; nicht heroisch, sondern grausam ist der Kampf.

Am folgenden und dem übernächsten Tag waren die Hörgeldprüfungen bei Rothfels und Zeeden, die ich weiter oben bereits geschildert habe. Anscheinend habe ich den Konflikt der Eltern doch weggesteckt in der fragwürdigen Annahme, dass es zu Hause - schon um der kleinen Geschwister willen - irgendwie weitergehen müsste, und die Eltern und die Großeltern und die unverheirateten Tanten Hedwig und Marle sich auch arrangieren würden, und ich mich auf Zeit aus diesem Beziehungsgeflecht lösen und - ohne allzu große Sorgen – nach Paris reisen könnte. Zwei Wochen nach der Hörgeldprüfung und noch bevor Manfred zu den mündlichen Prüfungen des Abiturs angetreten war, bin ich am 1. März 1959 für zwei Monate, also bis zum Beginn des Sommersemesters in Tübingen nach Paris gereist.

Diese Reise hatte ich schrittweise vorbereitet. Ich hatte auf die Londoner Erfahrung mit dem YMCA zurückgegriffen und mich auch in Paris – mit Erfolg – um ein Quartier bei der Union Chrétienne de Jeunes Gens (UCJG) im IX. Bezirk, in der Rue des Trévise 14 am Montmartre beworben.

Als zweites hatte ich – vermittelt über Helene Lorenzen, Sekretärin am Uhland-Gymnasium in Tübingen – Kontakt zu einer Pariser Schule aufgenommen. Über den Schüler-Austausch kannte „Tante Helene"[37] den einen oder anderen Lehrer am Lycée Chaptal, und ich erhoffte mir auf diesem Wege mit einer Pariser Familie in Verbindung zu kommen.

Und schon am 22. Dezember 1958 hatte mir – ohne alle Fissimatenten - die Faculté des Lettres et Sciences Humaine bestätigt, dass ich mich für das Semester 1958/59 an der Université de Paris immatrikulieren könne. Das genügte für meine Erkundungsreise. So konnte ich mich im Ferienprogramm für auswärtige Studenten umsehen. Damit war ich fürs Erste zufrieden. Offiziell immatrikulieren wollte ich mich erst im Wintersemester 1959/60.

---

[37] Die Leser kennen sie bereits aus dem 1. Kapitel als die Mutter jener Rosemarie, die nichts Anstößiges daran gefunden hatte, einen Studenten aus befreundeter Familie auf seinem Zimmer zum Schwimmen abzuholen.

Die beiden verbleibenden Ferienwochen verwandte ich darauf, die in Tübingen begonnene Novelle über den Märtyrertod Heirich von Zütphens zu einem lesbaren Abschluss zu bringen. Ich hatte bereits bemerkt, dass ich an die Erzählkunst eines Conrad Ferdinand Meyer, der ähnliche Sujets behandelt hatte, so auf Anhieb nicht heranreichen würde. Ich wollte jedoch den Text nicht unabgeschlossen herumliegen lassen und folgte der Devise: Träume nicht von einer Laufbahn als Schriftsteller; teste, ob du überhaupt etwas Lesbares zustande bringst!

Der skeptische Leser dieses Studienberichts muss sich diesem Test im Folgenden nicht anschließen. Er darf die Erzählung zum Geschick Heinrich von Zütphens überblättern. Auch ohne die Kenntnis dieser historischen Erzählung kann er meinen Bericht über die Studienzeit und meine schließliche Entwicklung zum Friedensforscher statt zum Schriftsteller weiter verfolgen. Immerhin lässt sich behaupten, dass man sich an Heinrich von Zütphen, diesen Märtyrer der lutherischen Reformation, in Deutschland erinnern sollte. Man vergisst sonst zu leicht, dass es unter den Deutschen auch vor den Gräueltaten der Nazis zu religiös und politisch motivierten Verbrechen und zur Ermordung Unschuldiger gekommen ist. Wer deutsche Geschichte studiert, hat immer wieder Anlass, sich daran zu erinnern, dass Goethes Mahnung „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ ausgesprochen wurde und manchen berührt hat, weil genau das Gegenteil der Fall war – ob nun immer wieder oder nur vereinzelt ist eine Frage des gelegentlichen Hinsehens. Letzterem könnte die folgende Erzählung dienen, auch wenn sie nicht zu den Meisterwerken deutscher Novellistik gezählt werden dürfte.

8. Kapitel.
Heinrich von Zütphen – der erste Märtyrer der lutherischen Reformation

Und das ist, dass ich samt euch getröstet würde durch euren und meinen Glauben.
Römer 1,12

Dithmarschen. Dezember 1524. Über das frostige, neblige, moorige Land eilt mit großen Schritten ein einsamer Mann in mittleren Jahren. Er hat den dunklen Mantel eng um den hageren Leib geschlungen. Die Kapuze verdeckt die Tonsur und rahmt das blasse Gesicht, das die strengen Regeln der Augustiner Eremiten gehärtet und geprägt haben. Doch der weiche Glanz der braunen Augen verrät, dass dieser Sucher nicht alle Kraft aus sich selbst und dem Gebet zu schöpfen suchte, und dass er immer auch der Wärme, wie sie nur andere Menschenherzen einem entgegenbringen können, zustrebte. Seit dem späten Vormittag ist Bruder Heinrich nun schon Stunden - ohne den Blick schweifen zu lassen und nur auf den Weg und die nächsten Schritte achtend – voran gegangen. Der evangelische Prediger Nicolaus Boje, sein zeitweiliger Kommilitone in Wittenberg, hat Heinrich nach Meldorf gerufen. Der Ältere soll ihm helfen, die Reformation gegen einige Sturköpfe unter den Bauern und gegen die im Ort den Ton angebenden Dominikaner durchzusetzen. Nicolaus ist zuversichtlich: Heinrichs Predigten werden es richten. In Bremen hat er, den man wegen seines Geburtsorts auch Heinrich von Zütphen nennt, den Ruf eines überzeugenden, ja eines hinreißenden Predigers erworben. Es heißt von ihm, er wage alles, um die frohe Botschaft der Nachtigall von Wittenberg erklingen zu lassen.

Heinrich ist ein Reformator der ersten Stunde. In Dortrecht versuchte er es Luther gleichzutun, bevor er dann selbst nach Wittenberg kam. Im Januar 1521 promovierte er zum Baccalaureus biblicus. Er war kein fröhlicher Student. Streng war er gegen sich und die anderen. Und er war zu allem entschlossen. In Wittenberg stand er im Schein der Flammen, als Martin Luther die päpstliche Bannbulle vor dem Stadttor verbrannte.

Als er von der Verfolgung der Evangelischen in den Niederlanden hörte, ist er nach Antwerpen geeilt und hat dort gepredigt. Er wollte Mut machen und er hat Zustimmung gefunden für seine Kritik der – sehr einträglichen – Privatmessen. Dann haben ihn seine Gegner gefangen genommen, doch die von seinen Predigten Überzeugten, empörten sich und befreiten ihn. So ist er dem Feuertod entgangen, den im nächsten Jahr die Ordensbrüder Johannes von Esschen und Hendrik Vos in Brüssel erdulden mussten. Heinrich von Zütphen hat daraufhin Antwerpen verlassen und ist nach Bremen gereist.

Seit seinen Kanzelreden in Antwerpen begleitet den groß gewachsenen Lizentiaten der Theologie der Ruf, dass er kein Blatt vor den Mund nehme und alles wage, wenn es darum gehe die frohe Botschaft von der freien Gnade Gottes, die allen Menschen gelte und die nicht käuflich sei, zu verbreiten. Heinrich belastet es, dass man seinen Worten eine solch starke Wirkung zutraut. Er weiß, er darf die Menschen zu keinen unüberlegten Taten verführen. Auch die Rhetorik ist Teufelszeug. Jesus sprach einfach, gebrauchte Gleichnisse, die alle verstanden. Allein Jesus soll sein Reden gleichen. Und so ist er bei der Wanderung schon wieder dabei, die nächsten Predigten in Meldorf zu entwerfen. Wie der Wind die Nebelschwaden will er den Aberglauben aus den Hirnen der Meldorfer vertreiben und ihre Herzen erschließen für die Liebe. „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“ (1. Kor. 13,1)

Heinrich misstraut seinen eigenen Worten. Das Erhabene ist mit irdischen Bildern nicht zu fassen. Ihm scheint, was er bisher sagte und schrieb, glich einem Konstrukt aus Kristallen, schlimmer noch, einem Tempel aus geschliffenen Scherben. Nur wenn er an die denkt, die bald seinen Worten lauschen werden, spürt er einen Wärmestrom.

Mit den Worten des Apostels Paulus würde er vor die Gemeinde in Meldorf treten: „Denn Gott ist mein Zeuge, welchem ich diene in meinem Geist am Evangelium von seinem Sohn, dass ich ohn Unterlass euer gedenke und allezeit in meinem Gebet flehe, ob sich’s einmal zutragen wollte, dass ich zu euch käme durch Gottes Willen. Denn mich verlangt euch zu sehen, auf dass ich euch mitteile etwas geistlicher Gabe, euch zu stärken.“ Und dann würde er wieder einmal die für ihn so bedeutungsschweren Worte sprechen: „Das ist, dass ich samt euch getröstet werde durch euren und meinen Glauben, den wir untereinander haben.“

Bei diesem Gedanken überkommt ihn wieder diese beseligende Siegesgewissheit. Wenn Gott will, dass er in dieser Gegend stirbt, dann ist er dem Reiche Gottes hier so nah wie anderswo. Doch wie er aufblickt, hängt der Himmel düster und bleischwer tief. Ihm wird bang und er schaut zurück.

Der Nebel und der moorige Boden haben bisher die Huftritte verschluckt. Schemenhaft zuerst, dann aber wuchtig kommt ein Reiter hinter ihm her. Heinrich hat keine Zeit, sich zu verbergen; auch bietet sich in der Nähe des Weges kein Versteck an. Nur wenig schütteres Birkengestrüpp. Ob die weltliche Tracht ihn schützen wird? Er bleibt stehen und wartet ab, bis er den Reiter ins Auge fassen kann. Ein brauner Umhang, eine massige, gedrungene Gestalt und ein breiter Bauernschädel. Noch bevor der Reiter den Wanderer ganz erreicht hat, lässt er sein Pferd eine zögernde, verhaltende Gangart einschlagen.

Ihrer beider Blicke versenken sich ineinander. Keinem kommt ein Gruß über die Lippen. Kein Muskel zuckt in den Gesichtern der beiden Männer. Sie haben sich noch nie gesehen und doch ahnen sie, wer der andere sein dürfte. Sie haben voneinander gehört. Es hat sich in den Dörfern Dithmarschen bereits herumgesprochen, dass Heinrich von Zütphen nach Meldorf kommen wird. Heinrich ist vor dem Dominikanerprior Augustinus Torneborch gewarnt worden. Mit dessen erbitterter Feindschaft müsse er rechnen.

Heinrich blickt in ein derbes, fleischiges Gesicht, aus dem eine scharfe Nase wie eine Spitzhacke vorspringt. Dieser Mann kann einem Angst machen. Seine Augenbrauen hängen wie Wurzeln, aus denen das Wasser die Erde gewaschen

hat, über den tief liegenden, stechenden Augen. In diesem Schädel brodelt düstere Leidenschaft.

Nur wenige Augenblicke dauert die Begegnung. Vorsichtig ist das Pferd weiter geschritten. Torneborch reißt den Mantel fester an sich. Das Pferd beschleunigt wieder seine Gangart und bald hat ihn der wogende Dunst verhüllt.

Als Heinrich eine Stunde später in die warme Stube des Meldorfer Pfarrhauses tritt und sein Studienfreund ihn herzlich umarmt und sie mit der Schwester des Pfarrers bei einer Brotsuppe die heiteren Erinnerungen an die gemeinsame Zeit in Wittenberg auffrischen, gelingt es Heinrich, sich einzureden, der düstere Reiter sei irgend ein mürrischer Müller oder Hufschmied gewesen, der in dem Nebelniesel eben keine Lust gehabt habe, den Fremden zu grüßen, so ungewöhnlich ein solches Verhalten auch war. Er unterlässt es sogar, gegenüber Nicolaus diesen aus Nebelfetzen aufgetauchten Reiter zu erwähnen. Agnes bereitet sein Lager in einer Kammer unter dem Dach. Heinrich genießt es, in dem Bett mit dem rot karierten Bezug zu versinken.

Augustinus Torneborch ist jedoch eilig weiter geritten und hat bald sein Kloster erreicht. Hinter seiner Stirn jagen sich die Gedanken. Der fremde Wanderer ist der Ketzer aus Bremen! Das ist so gewiss wie die Notwendigkeit, ihn zu vernichten. „Diese Lutheraner bedrohen die Freiheit Dithmarschens, weil sie mit dem dänischen Adel paktieren.“ Immer wieder hat er dies seinen Landsleuten eingeschärft.

Gewöhnlich hört man auf ihn. Er steht im Ruf einer der Aufrechten unter den Dithmarschern zu sein, wenn es um die Heimat geht. Man hat es ihm nicht vergessen. Gerade zwanzig war er geworden. Damals rief man ihn noch Carsten. Sein Vater hat ihn ins Stift nach Bremen schicken wollen. Da war König Hans von Dänemark und da waren weitere Ritter aus Holstein und Lauenburg – von der reichen Beute angelockt – in die Dithmarscher Bauernrepublik eingefallen. Zurückweichen mussten sie zunächst vor den Räubern, die ihre Höfe geplündert haben. Doch dann setzte Tauwetter ein und der zornige Himmel verwandelte die Felder mit Regengüssen in einen zähen Morast. Und die Bauern öffneten auch noch zielstrebig die Deiche, und das Ritterheer und die angeworbenen Söldner verloren den Boden unter den Füßen. Hinter der Schanze bei Eppinwöhrde hatten sich Torneborchs Sippe und andere Bauergruppen gesammelt. Als das Ritterheer sich im Schlamm und Wasser neu zu formieren suchte, brachen sie hervor und hieben sie zusammen, die Ritter und die Knappen und diese großspurigen Söldner in ihren Phantasiekostümen mit den prahlerischen Beuteln für die Hodensäcke. Da gab es kein Erbarmen, keine Gnade. Doch den Hals des alten Tornborch durchbohrte die Lanze eines Ritters. Wie ein Stier hat sich Carsten, sein Sohn, auf die Ritter gestürzt. Er hat gewütet. Seine Axt hat er in die Leiber der Ritterpferde gehauen, die ungelenken Gepanzerten herabgezerrt und ihnen den Garaus gemacht. Ja, er hat seinen Vater gerächt, soweit sich eben Mord mit einer weiteren Bluttat sühnen lässt, eine Frage, die Carsten als Mönch und Prediger Augustinus dann doch hin und wieder zu bedenken hatte.

Und nun braute sich eine neue Gefahr für die Freiheit Dithmarschens zusammen. Auch als der Dominikanerprior Augustinus hat Torneborch wieder und wieder gewarnt – aber die bedächtigen Bauern mochten seine Einschätzung nicht recht teilen. Sie hielten ihm vor: Du sprichst von der Freiheit der Bauern,

aber meinst du nicht auch die Pfründen deiner Dominikaner, wenn du den Lutherischen vorwirfst, sie machten gemeinsame Sache mit dem Adel?

Torneborch ist zornig ob der Naivität der Bauern. Herzog Christian von Schleswig-Holstein lauere doch bloß auf eine Gelegenheit; er rechne mit der Zwietracht im Rat der Dithmarscher Bauern. Und da sei der Teufel im Topf: Die Wittenberger Ketzerei werde die Zwietracht bringen. Und dass der Herzog sich aus Berechnung dieser Ketzerei verschrieben habe, sei doch leicht zu durchschauen. Daraus habe Herzog Christian nie ein Hehl gemacht.

Der Prior knirscht mit den Zähnen. Verdammt noch mal: Hinter ihren Schanzen und mit ihrer Kontrolle der Deiche wären die Bauern von Dithmarschen nicht zu schlagen, aber mit diesem angeblichen Reformator holen die Meldorfer nun den Feind hinter die Schanze. Wie lange noch und sie erklären den Herzog zum Protektor des Glaubens. Für Torneborch steht fest: Ich muss jetzt handeln und diesem Heinrich, dieser Zütphener Wühlmaus den Kopf zertreten.

Im Kloster angekommen, sendet er sofort seine Boten aus. Bestimmtes sollten diese nicht sagen. Nur, eine Verschwörung gegen die Freiheit Dithmarschens sei im Gange. Beim Abendläuten sollen sie sich im Klosterhof versammeln und bewaffnet sollen sie kommen.

Er meint seine Bauern zu kennen. Sie misstrauen Neuerungen und hängen zäh am Ritus der katholischen Kirche. Aber so ganz ist ihnen nicht mehr zu trauen. Die lutherische Kritik am Ablasshandel hat vielen eingeleuchtet. Wenn er seine Bauern gegen die Lutherischen mobilisieren will, dann kann dies nur gelingen, wenn sie sich gerade im Beharren auf ihrer Unabhängigkeit vom Adel bedroht sehen. Er würde erst mal tüchtig Bier ausschenken und erforderlichenfalls auch noch Schnaps und ihnen dann noch einmal die Zusammenhänge erklären. Sie würden die Gefahr erkennen und dann auch bereit sein, den Ketzer zu vertreiben. Das Beste würde sein, ein Exempel zu statuieren, an die Bannbulle zu erinnern und den Ketzer dorthin zu befördern, wohin auch dieser Luther gehörte: auf den Scheiterhaufen!

Doch wie konsequent darf er sein? Augustinus werde hart! Allein musst du den Schlag vorbereiten und dann Zug um Zug die Gefahr eliminieren. Das erste ist: Lass einige Fässer der Klosterbräu aus dem Keller auf den Hof schaffen. Dann Krüge auf die Tische stellen und ein Feuer anzünden. Die Messer für ein Vesper haben die Bauern allemal dabei.

Und dann redet der Prior zuerst einmal mit einigen seiner Klosterbrüder. Viele sind es nicht mehr, und mit diesen weiß er umzugehen. Die verbliebenen Alten kümmern sich nicht um die Händel mit dem Adel. Die lassen ihm freie Hand. Das ist ein Vorteil, doch wenn das Boot aus dem Ruder läuft, trägt er auch allein die Verantwortung.

Mit schweren Schritten geht Torneborch im Refektorium hin und her. Die Dielen knarren unter den Stiefeln. Er hat sie nach dem Ritt anbehalten. Müde ist er, aber ausruhen darf er jetzt nicht. Ab und an wirft er einen Blick in den Hof. Die Vorbereitungen sind im Gange. Tische und Bänke werden im Kreis um die Feuerstelle gerückt. Die Bauern werden die seltene Großzügigkeit der Mönche gehörig nutzen. Verdient haben sie es nicht. Zu viele Taugenichtse werden kommen. Doch heute soll es an nichts fehlen, nicht an Bier und nicht an Brot und nicht an geräucherten Würsten und Schmalz.

Wieder tritt er ans Fenster. Vielleicht hundert Gestalten sind zu erkennen. Es könnten mehr sein, aber die Fehlenden, die Bauern, die keine Abenteuer suchen,

schnarchen jetzt wohl in ihren Kojen. Doch auch mit diesem Haufen hier unten lässt sich etwas anfangen. Sie drängen sich um das Feuer in der Mitte des Hofes. Eine fromme Schar ist das nicht. Seine Boten haben ganze Arbeit geleistet und sogleich die richtige Auswahl getroffen. Von diesem Gelichter nimmt es mancher mit dem Vorwand nicht so genau, wenn es nur etwas zu hauen und anschließend etwas einzusacken gibt. Der Peter Schwartz hat sich schon damals auf der Eppinwöhrder Schanz durchs Requirieren von ritterlichen Satteltaschen hervorgetan. Seine blonde Mähne passt so gar nicht zu seinem Namen, schon eher zu seiner Seele, aber das verdrängt der Prior heute. Ohne diese Finsterlinge geht es jetzt nicht. Soll der Schwartz da unten am Feuer doch das große Wort führen. Verrückter Kerl! Blickt man auf sein Gefuchtel, könnte man meinen, er spalte einem Ritter nach dem anderen höchstpersönlich den Schädel.

Nun haben sie genug getafelt. Jetzt muss Torneborch selbst eingreifen und das Schiff auf Kurs bringen. Noch spekulieren die Bauern über den Sinn der nächtlichen Zusammenkunft. Jetzt muss er ihnen klar machen, dass es um die Rettung Dithmarschens geht und dass heute Nacht Wagemut, ja vielleicht sogar Heldenmut von ihnen erwartet werden.

Er tritt unter die Bauern und wirft selbst ein Büschel dürres Reisig in die Glut. Dann springt er auf ein leeres Fass und seine tiefe, grollende Stimme gebietet Ruhe. „Landsleute, Bauern von Dithmarschen, nein besser – Ihr Herren von Dithmarschen, denn noch seid ihr frei, und - ich denke - ihr wollt es auch bleiben. Aber hütet Euch vor diesen Lutheranern. Sie werden die Dänen zu Hilfe rufen.!

„In Sumpf und Dreck hauen wir die Junker“, brüllt der Schwartz. Torneborch greift das eher indirekt auf, denn eine Feldschlacht hat er nun gerade nicht im Sinn. „In keinem eurer Gesichter sehe ich Furcht“, ruft er den Bauern zu. „Wir werden jede Gefahr abwehren. Und wenn es nicht anders geht, werden wir das Rittergeschmeiß auch ein weiteres Mal im Schlamm ersticken.

Der Schwartz johlt begeistert „Wir jagen sie in den Sumpf“, andere stimmen ein. Waffenlärm im Dunkel hinter dem Feuerschein.

Und nun klingt Torneborchs Stimme gehässiger, verächtlicher als ihm zumute ist, denn so ganz sicher ist er sich noch nicht: „Diese Ritterbande und ihre Söldner sind feige geworden, seit Gott uns auf der Schanze von Eppinwöhrde den Sieg verliehen hat. Herzog Christian, dieser von Gott verdammte Ketzer, hat ein Bündnis mit des Herrn Widersacher geschlossen, und des Teufels Knechte, diese Lutheraner, die sich anmaßen, unsere katholische Kirche reformieren wollen, säen nun Zwietracht in Dithmarschen. Sie zerreißen sich ihre Lästermäuler über unsere heilige katholische Kirche, die euch bei Eppinwöhrde den Sieg vom Himmel erflehte. Die Lutheraner schänden mit ihrem Geschwätz die Jungfrau Maria und alle Heiligen. Und einer der schlimmsten ist der Hetzprediger von Meldorf, denn einen Pfarrer will ich ihn nicht mehr nennen und mag er auch aus einer noch so angesehenen Sippe stammen. Der Nikolaus Boje hat diesen Heinrich von Zütphen in unser Land geholt. Und er weiß wozu. Dieser Bruder Heinrich hat die Bremer von der katholischen Kirche abgebracht und nun soll er ihm beim Reformieren in Meldorf den Weg bereiten. Pfui Teufel, dieser fromme Bruder aus Zütphen, der bei Luther in Wittenberg sein lästerliches Handwerk gelernt hat, ist unter seiner Kutte nichts anderes als ein Spießgesell des Teufels. Und hat er die Meldorfer erst für die lutherische Ketzerei gewonnen, dann – und ihr werdet es erleben, wenn ihr es nicht verhütet – dann werden die Meldorfer

paktieren mit dem Anführer aller lutherischen Teufel, diesem Räuberhauptmann Christian von Holstein! Und das wollen wir, das werden wir heute Nacht verhindern. Wir wehren den Anfängen!“

Still ist es geworden. Gebannt, die Waffen umklammernd, stehen die Bauern im Feuerschein und nun hebt erhebt der kampferprobte Carsten Torneborch beschwörend die Stimme und so hat er als Augustinus noch nie gepredigt. Es klingt, als wolle er gefangene Wölfe in die Freiheit entlassen: „Doch Gott, der Herr der Heerscharen, wird das Lügengespinst des Heinrich von Zütphen zerreißen. Wir werden das Unkraut ausraufen und es hier“ – und damit öffnete er die Faust über den sprühenden Flammen – „samt Wurzeln und Samen verbrennen.“

Die nächtliche Schar stößt Fackeln ins Feuer und wie giftiger Qualm quillt die Rotte aus dem Klostertor in die silberne Ebene der Winternacht. Doch keiner blickt zum Firmament, und wie eine Blase aus trunkenem Dunst bewegt sich der blutgierige, beutelustige Haufen durch die eisige Stille der Nacht. Und kein Engel vermag diesem grölenden Zug einen Ehrfurcht gebietenden Schauer über den Rücken zu jagen.

Vor dem Meldorfer Pfarrhaus staut sich der Haufen. Die Bohlentür scheint wohl verwahrt. Peter Schwartz springt vom Pferd. Er will sich in voller Länge und mit seiner ganzen Leibesfülle gegen die Tür werfen. Andere eilen mit Äxten herbei. Doch Torneborch winkt energisch ab. „Wollt ihr ganz Meldorf wecken? Mit eurem Lärm hetzt ihr die Sippe der Bojes auf uns!“

Einige blicken unsicher auf die noch verschlossenen Fensterläden der Nachbarhäuser. Jetzt müsste etwas geschehen. Ein junger, gelenkiger Bursche, der aber mit derlei Stückchen einige Erfahrung zu haben scheint, lehnt eine Leiter unter die Bodenluke und nach einigen Minuten des Wartens und ohne dass ein Lichtschein durch die Fenster dringt, öffnet sich die Haustür von innen, und der trunkene Haufe dringt ein. Torneborch wartet draußen auf dem Pferd. Er hat Peter Schwartz instruiert. In seiner Begleitung nur ein Fackelträger. „Achtet auf das Reed! Ja keine Brandstiftung!“

Sie durchsuchen das Haus. Eine Frau schreit. Zinn scheppert auf den Dielen. Dann stoßen sie Pfarrer Boje im Nachthemd auf die Straße. Torneborch schreit sie an: „Ihr Esel, den Ketzer, den Spitzel des Herzogs sollt ihr rausschaffen, nicht den Pfarrer.“ Torneborch ist wütend. Er will sich doch nicht mit der Sippe der Bojes anlegen. Dass diese Saufköppe das nicht kapieren!

Doch den Bruder Heinrich haben sie im dunklen Haus noch nicht entdeckt und unters Reeddach wollen sie mit der Fackel nicht steigen. Die Köchin des Pfarrers kreischt. Die werden doch nicht! Da taucht Peter Schwartz mit dem Rücken voran in der Tür auf. Er zerrt Heinrich hinter sich her. Das Nachthemd hängt diesem um den dürren Leib. Barfuß wird er auf den eisigen Boden hinaus gestoßen.

Er richtet sich auf, sucht im Schein der Fackeln Gesichter zu erkennen. Er ist vollkommen hilflos. Nur rohe Fratzen um ihn. Torneborch hält sich noch zurück. Heinrich stammelt: „Was wollt ihr? Ich bin der Gast eures Pfarrers.“

„Da geh her!“ schreit der Schwartz ihn an.

„Wohin denn?“

„Ins Feuer! Brennen musst du Ketzer!“ schreit ihm ein Fackelträger entgegen und richtet die Fackel auf sein Nachthemd.

Dann sausen Fausthiebe und Stockschläge auf ihn nieder. Heinrich bricht zusammen. Immer noch greift Torneborch nicht ein. Sollen sie ihn prügeln. Nur totschlagen dürfen sie ihn noch nicht.

Schwartz schleppt den völlig Erschlafften zu seinem Gaul und bindet Heinrichs gefesselte Hände mit einem Seil an seinen Sattel.

„Zieh ihn durch den Dreck! Wir werden ihm in Heide den Arsch rösten!“

Die Besoffenen johlen. Den gelähmten Meldorfern klingt's wie Höllengelächter. Von rußenden Fackeln umtanzt verschwindet die wilde Meute in den Schwaden der Nacht.

Gegen vier Uhr am Morgen, aber noch in finsterer Nacht trifft die Horde wieder am Kloster in Heide ein, doch der Gefangene soll nicht hinter die Mauern des Klosters. Nicht einmal im Vorhof will Torneborch ihn haben. Sie binden Heinrich vor dem Tor an den Stamm einer Birke. Sie suchen Gestrüpp und Holz für einen Scheiterhaufen und sie fluchen. Nichts Trockenes ist in der Dunkelheit aufzutreiben. Nur die Reste von Bier, Brot und Wurst finden sie und machen sich darüber her. Sie warten auf den nächsten Schritt des Priors.

Dessen Dilemma ist: Einen Protestzug der Meldorfer unter Leitung der Bojes darf er nicht abwarten. In Amsterdam wurde der Ketzer schon einmal befreit. Schnell muss er handeln, doch aussehen muss es, als ob dem Ketzer Recht geschehe.

Ohne ein Urteil darf er den Prediger nicht auf den Scheiterhaufen werfen. Soll er den Ortsvogt ansprechen? Der handelt nicht so rasch. Der würde sich Rückendeckung zu verschaffen suchen beim Rat der Dithmarscher Bauern. Jede Stunde ist kostbar. Wenn erst mal die Meldorfer anrücken! Der Bürgerkrieg wäre da! Diesen muss er vermeiden. Und außerdem, sein betrunkener Haufe würde sich gegen die Meldorfer nicht zu behaupten wissen. Nein, warten darf er nicht länger. Bis zum Morgengrauen muss der Ketzer brennen. Doch woher etwas einigermaßen Rechtskräftiges nehmen?

Torneborch tritt wieder ans Fenster des Refektoriums. Einige schlafen in der Nähe der Glut auf dem Boden, andere trinken noch weiter. Brot und Wurst ist immer noch da. Heinrich hängt gefesselt am Baum, durchgefroren, nicht mehr ansprechbar, aber noch nicht tot. Torneborch will ihn nicht in den Keller des Klosters sperren lassen. Das Weibervolk würde womöglich Essen und Decken bringen wollen. Nur kein Mitleid!

Noch brennen einige der Fackeln, die nachträglich angesteckt wurden. Um das schwelende rote Licht bildet sich ein milchiger Nebelhof. Noch drei Stunden und der helle Tag wird anbrechen, und das Licht der Fackeln und mit ihm auch sein Einfluss auf die Bauern wird verblassen.

Torneborch spürt, wie seine Glieder lahm werden, er fährt sich über die Stirn. Kalter Schweiß und kein brauchbarer Gedanke! Ja, wenigstens den Schein des Rechts muss er dem Tod des Ketzers geben. Nur totschlagen geht nicht! Brennen, ja brennen muss er, bald sogar, sehr bald!

Selbst schreiben kann er das Urteil, aber unterzeichnen kann er es nicht. Ein Prior darf das nicht. Ein Pergament, Tinte und Feder, alles liegt auf seinem Tisch bereit. Nutzlos! Helfen ein paar Gulden? Die lassen sich abzweigen! Schroeters Maes fällt ihm ein. Könnte der …? Früher war er mal Richter im Kirchspiel, bevor man ihn wegen seiner Sauferei und den Weibergeschichten abgesetzt hat.

Man könnte ihn wieder als Richter einsetzen. Not gebietet Eile. Und mit der Juristerei hat man es in Dithmarschen noch nie genau genommen.

Torneborch ruft einen ihm ergebenen Mönch. Schon eine Viertelstunde später verlässt dieser das Kloster, den fertigen Urteilsspruch in einer Tasche. Torneborch hat ihn mit seiner klobigen Schrift aufs Pergament geschrieben. Nur noch unterzeichnen und irgendwie siegeln muss der Schroeters Maes. Dazu wird er doch noch imstande sein für diverse „Silberlinge“. Von denen mag Torneborch nicht sprechen. Doch er kann's nicht verhindern: sie kommen ihm in den Sinn.

Und schon graut der Tag. Da es regnet, ist Heinrich von der Birke los gebunden und nun doch an einen Pfeiler des Vordachs um den Klosterhof gefesselt worden. Sogar eine Decke hat man ihm übergeworfen und Stroh unter die nackten, blutverkrusteten Füße geschoben.

Schroeters Maes tritt vor den Gefesselten. Die Bauern sind gespannt. Wie wird er sie zelebrieren wird, diese Gerichtsverhandlung im Vorhof des Klosters. Doch viel ist nicht zu erwarten. Wie zerschlissen der Samt des richterlichen Gewandes schon ist! Kein Hut, kein weißes Hemd, kein Kragen. Nur einen roten Mantel hat er sich über die schiefen Schultern gelegt. Der Schroeters sucht nach ein paar amtlichen Phrasen. Mit dämlichem Grinsen im gedunsenen Gesicht baut er sich vor dem Gefesselten auf und fragt großspurig: „Soll das Urteil dir vor dem erzbischöflichen Richterstuhl in Bremen gesprochen oder soll dir hier in Dithmarschen dein Lohn zuteil werden?“ Und damit hält er nach vorne Gesunkenen das vom Prior aufgesetzte Urteil unter die Nase. Torneborch tritt hinter den Richter. Hat dieser Trottel denn nicht kapiert, was er zu tun und zu lassen hat?

Doch Heinrich ist in seinem erbärmlichen Zustand der Fehler im Verfahren entgangen. Er antwortet nur mit der matten Formel: „Nichts Unchristliches habe ich gepredigt. Wo ich auch sterbe, Gott ist mir gleich nahe. Tötet mich, macht ein Ende, wenn ihr dürft! Jesus spricht: Denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Nun fängt er auch noch an zu predigen! Torneborch greift ein. „Habt ihr gehört, in Dithmarschen will er sterben.“ Er schiebt Schroeters weg und zischt ihm zu: „Nun verkünd schon das Urteil!“

Was dieser – ohne auf das Pergament blicken - hinaustrompetet, entstammt mehr den blassen Erinnerungen an frühere Urteile als der Vorlage Torneborchs. Doch diesem kommt es jetzt nur auf den richterlichen Spruch und die unmittelbare Reaktion der Bauern an. Im Übrigen gilt das schriftliche Urteil und nicht die mündliche Begründung.

Dieser abtrünnige Mönch habe gepredigt wider den Christenglauben im Allgemeinen und gegen die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria im Besonderen, aus welcher Ursach er diesen Bösewicht im Namen seines gnädigen Herrn, des Bischofs von Bremen, zum Tode durch das Feuer verurteile.

Heinrich versucht sich noch einmal aufzuraffen, will protestieren. „Wort für Wort habe ich das heilige Evangelium gepredigt, wie Jesus uns dies aufgetragen hat. Und wer ihm glaubt, wird leben, ob er gleich stürbe.“

Man lässt ihn nicht ausreden. „Brennen soll er!“ Wieder ist es Peter Schwartz, der den Verurteilten packt und ihn mit zwei anderen Kerlen auf eine Anhöhe schleppt. Ein Scheiterhaufen wurde dort errichtet. Ein kümmerliches Machwerk aus feuchten Ästen und Torfstücken und ein paar Reisigbüscheln aus der Klosterbäckerei. Torneborch ist wütend. „So wird das nichts. Soll er nun brennen o-

der im Qualm ersticken?!“ Heinrich wird noch einmal an einen dünnen Vogelbeerbaum geschnürt. „Erst mal Feuer, und dann werfen wir ihn hinein“, schreit der Schwartz. Einige rennen zurück zum Kloster, um trockenes Holz zu holen. Andere stecken schon mal das Reisig an. Es flackert auf, vermag aber die Äste nicht zu entzünden. Nichts als Qualm.

Heinrich ist an dem Vogelbeerbaum zusammengesunken. Die vom Lauf hinter dem Pferd zerschundenen, blutenden Füße tragen ihn nicht mehr. Die Kälte umkrallt und schüttelt ihn. Sein Kopf hängt weit nach unten. Im Gehirn hat sich der Frost festgebissen. Nur Gedankenfetzen jagen noch hinter seinen verkniffenen Augenlidern vorbei. Psalmenverse wiederholen sich, bilden einen Flammenkreis. „Errette mich, denn ich bin arm und elend, errette, arm und elend. Mein Herz – arm … elend – ist zerschlagen in mir. Errette … errette mich!“ Er wollte irgendeinen klaren Gedanken fassen. Wie begegnet man dem Tod? Hohn oder Trost? Das Altarbild der Kirche in Zütphen. Der Heilige Sebastian. Die Pfeile in den Gliedmaßen, im Rumpf. Der Strahlenglanz um das Haupt und keine schmerzverzerrten Züge. Verzückt blickt dieser Sebastian zum Himmel.

Heinrich versucht das Haupt zu heben und lässt es wieder sinken. Kein Lichtstrahl bricht durch diesen dicken, grauen Vorhang, sein Leichentuch. Hohl ist er. Ruft und wimmert Heinrich in sich hinein, hört er nichts. Gleichgültig ist jetzt alles. Nur zu Ende, zu Ende soll es gehen.

Diese Gesichter um ihn. Sind das wirklich Menschen, gar Christenmenschen? Sind das Gespenster? Die Gesichter verschlossen wie der Himmel. Gibt es noch Menschen? Hat Gott sie alle verdammt? Warum packt sie nicht das Erbarmen füreinander? Warum werden sie aneinander zu Henkern? „Das ist, dass ich samt euch getröstet würde, durch euren und meinen Glauben.“

Eisig sind die Herzen der Menschen. Taub ist Gott. Das Zeugnis der Märtyrer, auch dieses Sebastian nur Trug? Heinrich, gib noch nicht auf! Spiel deine Rolle zu Ende! Bete für deine Feinde! Blicke zum Himmel! Vielleicht wartet Gott bis zum letzten Augenblick.

Und Heinrich versucht noch einmal, den Kopf zu heben, schlägt die Augen auf und ruft mit versagender Stimme die Worte Davids. „Tu ein Zeichen an mir, dass mir’s wohl gehe, dass es sehen, die mich hassen, und sich schämen müssen, dass du mir beistehst, Herr, und tröstet mich.“

Seine Worte hätten keine ungünstigere Wirkung tun können. Die erbosten Bauern, die ihre vergeblichen Versuche, das Feuer zu entfachen, auf Teufelsspuk schieben, fallen über Heinrich her und schlagen mit Knüppeln auf ihn ein. Einer stößt mit einem Spieß nach seinem Kopf, streift diesen aber nur.

Da kommt von rückwärts Bewegung in den Kreis der auf Heinrich Eindringenden. „Hört auf!“ Die Schwester des Pfarrers von Meldorf drängt sich nach vorne und ruft: „Erschlagt lieber mich als diesen Boten des Evangeliums! Die Bojens bieten hundert Gulden für einen Aufschub! Wartet bis zum nächsten Gerichtstag!“

Nur einen Moment zögert der Haufen. Dann bricht ein Inferno von Verwünschungen über die Frau herein, auch wenn zunächst niemand sie zu schlagen wagt. Dann treten die ersten mit den Füßen nach ihr und drängen sie aus dem Kreis.

Die Erregung ist durch den Auftritt der Meldorferin nur noch gesteigert worden. Ein paar Büschel trockenes Reisig lassen wieder einmal Flammen aus dem

Scheiterhaufen schlagen. „Beichten soll er noch, dann werft ihn ins Feuer!“ ruft der Prior.

Zum zweiten Mal in ihrem Leben sehen sich Augustinus Torneborch und Heinrich von Zütphen direkt in die Augen. Torneborch umklammert das Kruzifix und tritt nah an Heinrich heran, der nun fast leblos in den Stricken hängt. Das durchnässte Hemd, sein einziges Kleidungsstück, klebt am dürren Körper, an der rechten Schulter ist Blut durch den Stoff gedrungen und hat das Hemd durchtränkt.

Torneborch sucht nach Worten. Mein Gott, der Kerl ist Priester wie du. Was weiß du schon über ihn? Nur weg muss er, sonst ist die Freiheit Dithmarschens beim Teufel! Doch dürfen wir ihn erschlagen, einfach so? Es gibt kein Zurück. Torneborch streckt ihm das Kruzefix entgegen. Dabei muss er den Gefesselten anblicken. Dieser weiche Glanz in den Augen des anderen. Es ist das Einzige, was noch auf Leben in dem geschundenen Körper deutet. Und dann kommt es mühsam, leise über die weißen Lippen: „Bruder, was habe ich dir getan? Woher diese Wut?“

Nur Torneborch kann ihn hören. Er wendet sich um und ruft den Lauernden zu: „Alles vergebens! Er ist verstockt!“ Und dann bricht es aus ihm heraus, brüllend wie eine Sturmflut, die über der Menschen Heim hereinbricht und alles mitreißt und wirbelnd verschlingt. Und Torneborch meint es zu hören, das Donnern der Höllentore, die hinter ihm zuschlagen. „Ins Feuer! Verbrennt oder erschlagt ihn!“ Er verhüllt sich, drängt sich durch die Schar der Herbeistürzenden und stürmt den Hügel hinab dem Kloster zu.

Des Ende Heinrichs ist gekommen. Peter Schwartz übernimmt die Exekution. Der Leib wird an das Ende einer Leiter geknotet. Heinrich blickt noch einmal auf. Seine Augen scheinen etwas zu suchen. Leuchtet kein Stern, kommt kein Engel? Wo bleibt der Trost in Todesnot? „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir. Harre auf Gott! Denn ich werde ihm noch danken, dass er mir hilft mit seinem Angesicht.“

Schwarzt schlägt ihm über den Mund. „Erst sollst du brennen, dann kannst beten, was dir noch einfällt!“ Er setzt ihm den Fuß auf die Brust, auf das blutgetränkte Hemd und bindet ihm den Hals so fest an die Leitersprossen, dass er nur noch stöhnen kann. Kein Wort wird mehr aus dem Mund des Predigers dringen.

Dies ist der letzte Augenblick, in dem Heinrich – wie dem heiligen Sebastian in Zütphen - noch Gottes Herrlichkeit leuchten könnte. Jetzt wird die Leiter über dem qualmenden Scheiterhaufen aufgerichtet. Einer stützt sie mit einer Hellebarde. Diese gleitet ab und durchbohrt Heinrichs Lende. Die Leiter plumpst zur Erde und Schwartz zertrümmert mit mehreren Hammerschlägen den Brustkorb des Gefesselten, bis das Zucken aufhört. Ein Windstoß drückt den Qualm des Scheiterhaufens noch tiefer zur Erde.

In die Geschichte des deutschen Protestantismus ist dieses schmerzliche Ereignis am 11. Dezember 1524 bereits im Jahre 1525 eingegangen durch „Luther’s Historie von der Marter des seligen Heinrich von Zütphen“. Seit 1830 erinnert in Heide ein Denkmal an den in seinem 36. Lebensjahr ermordeten Reformator.

9. Kapitel:
Erste Erkundungen in Paris.
März/April 1959

Meine Anlaufstellen

Die Fahrt nach Paris hatte ich ohne die Abschiedstränen der Londonreise angetreten und ich war ohne die Bekanntschaft einer Lou Ann über Nacht in Paris eingetroffen. Dort holte mich auch kein Hans-Georg ab. Noch am Tag der Ankunft, dem 2. März 1959, konnte ich meiner Familie in Stuttgart Beruhigendes mitteilen, beigefügt eine Postkarte, die das mit festlichen Fahnen geschmückte Gebäude des (evangelisch-reformierten) Christlichen Vereins Junger Männer in der Rue des Trévise zeigte:

Alles ist wie am Schnürchen gelaufen. Das Metrofahren hatte ich bereits in der Londoner tube gelernt. Von der Station Cadet musste ich meine beiden Koffer noch 200 m schleppen. Uff! Ich bin bei der Union Chretiénne des Jeunes Gens (UCJG) in einem großen Schlafsaal, schon separat, doch in einem sehr bescheidenen Kabinchen – man könnte auch sagen in einem nach oben offenen Pappkarton - untergekommen. Mein Französisch ist sehr stotterig. Immerhin gelang es mir, diese Postkarte zu kaufen und mich nach Briefmarken zu erkundigen. Diese gibt es hierzulande nicht etwa auf der Post, sondern im Café um die Ecke! Ich habe noch ein 75 cm langes Weißbrot erstanden. Man nennt es baguette, und es hat kaum mehr als Daumenstärke. Beim Kauf der Eintrittskarte für die Gemäldegalerie Louvre habe ich sogar Studentenermäßigung erlangt. Das empfand ich - ohne speziellen Ausweis - bereits als sprachliche Glanzleistung.

Und die Menschen in Paris? Ganz anders in als London! Wie ähnlich die Engländer den Deutschen sind, ist mir erst hier aufgegangen. Das 'laissez faire, laissez aller' muss in Paris erfunden worden sein. Und das Erstaunliche: Alles läuft - trotzdem, und wie es läuft! Ça marche, n'est pas?! Und morgen werde ich dann gespannt nach einer Meldung von Manfreds letzter Abiturrunde Ausschau halten.

Es dauerte ein paar Tage, bis ich mich aus dem Bann der Stuttgarter Familienprobleme zu lösen begann. Zum 11. Geburtstag gratulierte ich Hans-Martin nicht nur mit einer Postkarte der Mona Lisa – französisch La Joconde – aus dem Louvre, sondern auch schon wieder mit dem familienkonformen Ausmalen des Ziels all seiner Mühen am Dillmann-Gymnasium.

Ich wünsche Dir, dass Du auch einmal an der Sorbonne im feierlichen Halbdunkel des Amphitheaters Richelieu mit Hunderten anderer Studenten von allen Enden der Erde sitzen und Vorlesungen berühmter Professoren hören kannst. Hoffentlich verstehst Du sie dann besser als Dein Bruder, der sich mit seinem Französisch gerade mal so durchwurstelt und ganz glücklich ist, wenn er vor dem Ende der Vorlesung dann auch schon merkt, dass der Professor tatsächlich über Kants Kritik der reinen Vernunft gesprochen hat. Ich hatte mich einfach dazugesetzt, ohne zu ahnen, worum es gerade ging.

Anders als ich London gab es im Haus des französischen Christlichen Vereins Junger Männer keine Lounge, in der man bei einer cup of tea leicht einige Pariser Angestellte oder Studenten hätte kennen lernen können. Die einzigen Veranstaltungen, bei denen sich in der Rue de Trévise No 14 einige Franzosen trafen, waren die Bibelarbeiten. Diesen folgte jedoch kein geselliger Teil.

Ich ‚residierte' im ersten Stock in einem etwa 100 qm großen Zimmer mit hohen Fenstern zum Innenhof. Der Raum war in zwölf Kabinchen, sogenannten chambrettes, unterteilt. Sie hatten das Maß von ungefähr 3,30 x 2,10 m. Sie waren aus nach oben offenen, mit Tapeten beklebten Sperrholzwänden gezimmert. Es gab eine verschließbare Tür, doch keinen Schrank. Die Koffer schob ich unter das Bett. Mein chambrette hatte kein Fenster, doch am Fußende des Bettes war Platz für einen Stuhl und einen Klapptisch. Über diesem gab es ein Bücherbord, eine funzelige Wandleuchte und eine Steckdose. Manchmal durfte ich die Musik verschiedener Sender gleichzeitig (mit)hören, konnte aber auch selbst von Radio Sorbonne die eine oder andere Vorlesung empfangen. Es war jedoch leichter, die Professoren zu verstehen, wenn sie gestikulierend und mit dem Stock auf Karten oder Dias zeigend am Katheder standen.

Ich bevorzugte eine Folge von Vorträgen bekannter Professoren, die sich speziell an ausländische Studenten richtete. Diese eher populärwissenschaftlichen Vorlesungen fanden statt im halbrunden Saal Richelieu, wohl dem größten Hörsaal der Sorbonne.

Ganz besonders schätzte ich die Vorlesungen des Politologen Maurice Duverger über Demokratie und Diktatur, war aber auch beeindruckt von den Darlegungen einiger Historiker, die sozialgeschichtliche Fragen stellten. So hatte ich zum Beispiel noch nie darüber nachgedacht, welche Bedeutung im Mittelalter die Erfindung des Jochs für die Nutzung der Pferdekraft bedeutet hatte. Mit solcher Bespannung konnten die Pferde sich ins Zeug legen und Bauern tiefer pflügen und mehr ernten, und die Bevölkerung konnte wachsen. Es war also nicht erst die Erfindung der Dampfmaschine, die Europa veränderte.

Ich konnte in den Vorlesungen nicht alles verstehen, aber es erfüllte mich mit Genugtuung, wenn es mir überhaupt gelang, dem Gang eines Vortrags zu folgen. Es war schließlich erst neun Monate her, dass ich mich ernsthaft mühte, die

französische Sprache zu erlernen. Dass es mir ziemlich schnell gelungen war, lag sicher an Ähnlichkeiten zum Latein und zum Englischen.

Einige Kontakte ließen sich auch von chambrette zu chambrette knüpfen und so verbesserte sich mein Umgangsfranzösisch. Doch zu Freundschaften reichte es nicht. Ein paar nette Leute traf ich bei der Bibelarbeit, einem kaum genutzten Service des Hauses. Ich beschränkte mich aber meist auf das Zuhören. Doch wenn man erst einmal vorsichtig die Fühler ausstreckte, verstand man bereits ein freundliches Kopfnicken beim Frühstück im Speisesaal – ich trank Milch aus einer bol genannten kleinen Schüssel plus baguette – als Bekanntschaft.

Auch bei den Mahlzeiten hielt ich mich an das frugale Angebot des Hauses. Es gab einerseits immer beaucoup du pain und andererseits für die überschüssigen Kalorien noch Gymnastik in einem Turnsaal, auf dessen ovaler Empore man sich auslaufen konnte. Sogar ein kleines Schwimmbad passte ins Untergeschoss dieses so simplen, wie gastlichen Hauses.

Mein Tageslauf bestand zunächst darin, dass ich am frühen Morgen Französisch aus meinen Lehrbüchern lernte und dann in ausrangierten französischen Geschichtsbüchern las. Ich hatte sie im Antiquariat Gilbert (Boulevard St. Michelle) auf dem Weg zur Sorbonne erstanden. Sie waren ganz billig, weil ein bisschen veraltet. Doch sie waren reich bebildert und enthielten auch kurze Quellentexte, genannt morceaux choisis. Meine bevorzugten Themen waren die Französische Revolution und die Karrieren von Napoleon I und Napoleon III. Um in den Museen die Portraits und historischen Tableaus verstehen zu können, benötigte ich diese Kenntnisse dringend.

Wenn ich keine Vorlesungen besuchte, ging ich nachmittags meist in Museen. Ich bevorzugte den Louvre und das Musée Carnevalet, das Stadtmuseum von Paris. Auf colorierten Zeichnungen wurde die Stadtentwicklung von der Revolution des Jahres 1789 bis zu Napoleons Verbannung auf die Insel Helena wieder lebendig. Im Musée Carnevalet holte ich mir die Eindrücke zu „Dantons Tod“ von Georg Büchner. Wahrscheinlich stammt aus dieser Zeit auch meine Abneigung gegen mancherlei Experimente des modernen Regietheaters. Mir würde es genügen, auf nackter Bühne und mit einem Minimum an Requisiten den Text zu hören. Die farbigen Stiche und Modelle der Schauplätze aus dem Musée Carnevalet hatte ich von nun an im Kopf.

Bei Familie Ajchenbaum

Zur Logistik der Tübinger Vorbereitungen auf die Reise nach Paris hatte gehört, dass Helene Lorenzen eine Verbindung zum Lycée Chaptal hergestellt hatte. Ich nutzte diesen Kontakt nach einer knappen Woche Eingewöhnungszeit.

Nach - für meine Verhältnisse - reichlich komplizierten Verhandlungen mit dem Hausmeister des Lycée Chaptal drang ich zu Monsieur Gardette durch, der mich als den Neffen von Frau Lorenzen - und ich ließ ihn der Einfachheit halber bei diesem Glauben - sehr freundlich empfing. Er stellte mir Patrick Ajchenbaum, einem seiner Schüler; vor. Dem Vernehmen nach war er der Klassenbeste.

Patrick war 14 Jahre alt, hatte eine kräftige Statur, braunes, lockiges Haar, war sehr vive und zweifellos ungemein intelligent. Er sprach besser deutsch als ich französisch. Er war im Zuge eines Schüleraustausches zu Gast gewesen bei einer schwer reichen, aber auch sehr anstrengenden deutschen Familie in Waldenbuch, also im Schönbuch und damit noch im Einzugsgebiet des Tübinger altsprachlichen Uhland-Gymnasiums. Patrick hatte es aber trotz der Schönheit der Land-

schaft in der Waldenbucher Familie gar nicht gefallen, weil sich die Mitglieder dieser feinen Familie den ganzen Tag über immer wieder mal wüst anbrüllten.

Monsieur Gardette brachte mich in der großen Pause zu seiner Klasse. Als ich mich auf einen Tisch mitten unter die Jungen setzte, gingen diese rasch aus der staunenden Reserve heraus. Wir unterhielten uns ganz munter, bis dann M. Gardette, der Geschichtslehrer, zurückkam. Er hatte mich eingeladen, an einer seiner Unterrichtsstunden teilzunehmen.

Bei diesem ersten Besuch im Lycée Chaptal haben Patrick und ich ausgemacht, uns am kommenden Sonntag an der Metro Station Cadet zu treffen. Er wohnte nur 5 bis 10 Minuten von meinem Wohnheim entfernt am square de Maubeuge 4.

Wie ich am Abend dieses Tages in meinem chambrette saß, in eine Novelle „Les aventures du dernier Abencerage“ von Chateaubriands vertieft war und der Liebe eines Mauren zu einer Christin nachsann, schrie plötzlich unsere Concierge durch das Treppenhaus "Monsieur Ebäär - Monsieur Ebäär". Ob ich damit wohl gemeint war? Vorsichtshalber rief ich zurück "Oui Madame" und rannte durch die drei Verbindungstüren und hinunter die Treppe. Patrick erwartete mich und lud mich ein, am Sonntag doch schon etwas früher zu kommen. Wir könnten dann vor dem Mittagessen noch die Treppen zu Sacré Coeur hochsteigen. So würden wir auch den nötigen Appetit mit nach Hause bringen.

Es wurde ein sehr schöner Tag. Ajchenbaums bildeten eine freundliche, ausgeglichen wirkende Familie. Kein Wunder, dass sich Patrick in Waldenbuch bei den reichen Schreihälsen so unwohl gefühlt hatte! Außer dem Sohn, auf den die Ajchenbaums zu Recht stolz waren, gab es noch das kleine, schwarzhaarige Schwesterchen Florence, genannt Floflo, das der Mutter ähnelte, - und dann Viehzeug in allen Ecken. Zunächst einen riesigen Kater, das reinste Tigerbaby, dazu noch Fische und Schildkröten - und zwei Goldhamster. Ich hatte mich bei Patricks Mutter als Hamsterzüchter - immerhin über drei Generationen - vorgestellt, auch als Aquarienfreund und Tümpler. Und da hatte ich bei ihr gleich einen Stein im Brett. Sie liebte ihre Hamster sehr. Auch auf Französisch heißt dieser Nager le hamster.

Ein großer Verlust war es für Mutter und Tochter, als der erste Goldhamster ausriss und erst eine Woche später erstarrt auf dem Fenstersims einen Stock tiefer aufgefunden worden war. Vater Ajchenbaum packte ihn in eine Tüte und übernahm die Aufgabe, ihn still zu beerdigen. Er versäumte dies jedoch und ließ das Päckchen in der Küche liegen. Als er am zweiten Tag danach schaute, war in der Tüte ein Loch und Freund Hamster kam ihm mit vollen Backen aus der Speisekammer entgegen. Er kehrte in sein Ställchen zurück, wo er bereits einen Gefährten vorfand. Diesen hatte die Mutter heimlich auf dem Kleingeziefermarkt an der Seine gekauft, um dem Töchterchen schnell über die Trennung vom Vermissten hinwegzuhelfen.

Ich erzählte dann unsere wirklich traurige Hamstergeschichte, in der es gar kein happy end gab. Auch unser Hamster war ausgebrochen und hatte sich unter dem Küchenboden eingenistet, drohte aber nach unserem Dafürhalten demnächst durch die Decke zum Hausbesitzer namens van der Hamm durchzubrechen. Um der weiteren Unterminierung des Bodens ein Ende zu bereiten, stellte

mein Vater eine Rattenfalle auf, und darin fand dann das Hamsterleben ein vor-

zeitiges, von uns Kindern betrauertes Ende.[38]

Diese Unterhaltung spielte sich in einem tollen Sprachengewirr ab. Patrick assistierte mir, wenn ich mit meinem Französisch nicht mehr weiter kam, Frau

---

[38] An diese Hamstergeschichte habe ich mich Jahrzehnte später, genau genommen am Abend des 30. Mai 1998 wieder erinnert. Ich hatte den halben Tag damit verbracht, die Erinnerungen des 1959 in Paris tätigen Kunsthändlers und Kunstsammlers Erich Berggruen zu lesen. Ich erschrak wegen einer bestimmten Vokabel. Wie konnte ich diese schlimme Geschichte vom Hamstertod in der Rattenfalle überhaupt erzählen und in diesem Zusammenhang – zumindest in einem Brief nach Deutschland - das Wort "Hamsterzüchter" verwenden, ohne dabei an den "Hühnerzüchter" Heinrich Himmler zu denken, der Patricks Großeltern in einem seiner KZs umgebracht hatte?

Letzteres wusste ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Über die Herkunft des Namens Ajchenbaum hatte ich nicht nachgedacht. Erst in den 80er Jahre habe ich angefangen, mir beim Hören eines Familiennamens darüber Gedanken zu machen, ob er auf jüdische Vorfahren schließen lasse. Erstens sind solche Spekulationen nicht immer aufschlussreich, denn meine Mutter ist schließlich auch eine geborene Liebermann, und ich weiß nichts über die Herkunft ihres Namens und eventuelle jüdische Vorfahren, und zweitens verabscheute ich die mit dem Befund "jüdischer Herkunft" fast unweigerlich verbundenen Vorurteile oder schlimmer noch unbewussten, weil kulturell implantierten Assoziationen so sehr, dass ich solche Informationen gar nicht haben wollte. Ich habe so jahrelang unbefangen mit Menschen verkehrt, ohne mir Gedanken über ihre möglicherweise jüdische Herkunft zu machen. Und als ich dann mal darauf stieß - und mich wunderte, dass ich nicht längst daran gedacht hatte - änderte sich Gott sei Dank an meiner Einstellung zu diesen Kollegen nichts, rein gar nichts. Ich fragte mich nur, wie sie wohl mich gesehen hatten, wo sie doch solche Unbefangenheit kaum für möglich halten konnten. Mir selbst ging es nach dem Hinweis auf ihre jüdische Herkunft so: Ich beobachtete an den Kollegen nach wie vor dieselben Verhaltensweisen und mochte sie unverändert mehr oder weniger. Und ich lege nach wie vor keinen Wert auf die Information, dass jemand jüdischer Herkunft ist. Sie sagt über den Menschen als solchen rein gar nichts, aber dieser Mensch selbst kann - zumindest in Deutschland - nicht daran vorbei, dass hierzulande, jüdische Vorfahren gehabt zu haben, auch Teilhabe an deren Geschick im Dritten Reich bedeutet.

Doch zurück zum Gebrauch des Wortes "Hamsterzüchter", das mich jetzt wie LTI angraust. Im Gespräch mit Frau Ajchenbaum werde ich dies Wort wohl kaum benutzt haben, weil ich bis heute nicht weiß, was Hamsterzüchter auf Französisch heißen könnte. Wahrscheinlich habe ich ganz harmlos von Hamster "haben" oder "halten" gesprochen. Es ist manchmal ein Segen, wenn man nicht deutsch reden kann. Mutter- und Vatersprachen können schreckliche Assoziationen heraufbeschwören. Berggruen ist verständlicherweise erschrocken, als der Schokoladenfabrikant, Kunsthistoriker und Megasammler Peter Ludwig gegenüber ihm, als sie auf Holzwürmer in alten Bilderrahmen zu sprechen kamen, als probate Maßnahme empfahl, diese doch zu „vergasen“.

Ich frage mich, wie es mir im Gespräch mit Berggruen gegangen wäre, wenn ich ihn 1959 in Paris getroffen und mich gefreut hätte, mal wieder mit jemand deutsch sprechen zu können. Ob ich auch unversehens in die Sprache des Dritten Reiches, die ich mehrere Jahre gehört und auch sehr früh bereits gelesen hatte, verfallen wäre?

Es gibt Worte, die empfindet unsereiner heute - so darf man hoffen - als belastet. Und bei mir gehört heute - damals 1959 offenbar noch nicht - das Wort "Züchter" dazu. Ich assoziierte damals mit der Vorstellung des Züchtens von Kleintieren wahrscheinlich nur die Hasenställe meines Großvaters in Beihingen und seine Mitgliedschaft im Kaninchenzüchterverein. Ich dachte an seine grauen "Belgischen Riesen" und ihre Schlappohren und ihr Mümmeln frisch geschnittenen Grases, inklusive Löwenzahn und Salbei.

Ob ich mich nun aber bei Ajchenbaums großspurig als "Hamsterzüchter" bezeichnet habe oder nicht, die Geschichte als solche missfällt mir heute mehr und mehr. Warum war uns Kindern so bange vor dem großmächtigen "Hausbesitzer" und Südfrüchtegroßhändler van der Hamm im Stockwerk unter uns? Er und besonders seine Frau waren doch nette Leute, die selbst so ihre Erfahrungen mit ihren drei Kindern gemacht haben mussten. Wenn wir mit ihnen gesprochen hätten, dann hätten sie wahrscheinlich den Hamsterdeckendurchbruch riskiert und uns zum Füttern und Abwarten - statt zur Rattenfalle - geraten. Auch mein Vater war doch eigentlich ein netter Kerl. Warum ist er nur auf diese Bauernmethode verfallen? Wahrscheinlich hätte sein autoritärer Pleidelsheimer Großvater, der beim Mittagessen sprechende Kinder mit dem Löffel auf den Kopf schlug, so gehandelt. Bauern sind manchmal von einer unsentimentalen Brutalität. Sie teilen das Getier ein in Nützlinge und Schädlinge und meinen verfügen zu können, was umgebracht werden muss. Vielleicht vermag hier erst das ökologische Denken einen Wandel herbeizuführen.

Doch es ist eben manchmal noch schlimmer. Die Einteilung in "nützlich" und "schädlich" bzw. "harmlos" lässt sich immerhin noch pragmatisch diskutieren, und manches lässt sich als unsinnig abwehren. Noch schlimmer ist diese selbstherrliche Brutalität des Menschen, die zum Totschlagen neigt, wenn ein Tier sich störend oder gar nur auffällig verhält. Meine Mutter konnte sich über meinen Vater ärgern, wenn er in Pleidelsheim vor dem Gartenhaus auf der Terrasse saß und Fliegen mit der Klappe auf dem Wachstuch totschlug. Ihr Argu-

Ajchenbaum griff zum Englischen, und der Vater aktivierte einige Brocken Deutsch. Und diese Hamsterstories erzählten wir uns beim Mittagessen, das übrigens sehr lecker war, einer Art Fleischkäse mit leichtem Knoblauchduft.

Am Nachmittag ging ich mit Patrick noch ins Palais de la Découverte, einem Museum für Naturgeschichte und Technik. Es ist mit einem Planetarium verbunden. Um dann noch ein paar Fotos vor allerwelt bekanntem Decors zu machen, promenierten wir mit anderen Parisern und vielen Touristen über die Champs Elyséees bis zum Arc de Triomphe.

Am Abend zeigte mir Patrick noch sein Zimmer. Er bastelte gerne; am liebsten leimte er Plastikmodelle von Flugzeugen zusammen, und er verfügte auch über einige stattliche Bildbände zur französischen Geschichte. Der Junge war wirklich alround begabt und spielte – soweit ich dies beurteilen konnte - ausgezeichnet Klavier. Seine Mutter war früher Pianistin oder wollte es doch werden. Jetzt war sie Lehrerin an einer Grundschule. Patricks Eltern hatten überlegt, ob sie ihren Sohn auf eine Laufbahn als Pianist vorbereiten sollten. Doch insbesondere der Vater verspürte ein warnendes Unbehagen. Kinder sollten nicht getrimmt werden. Und diese Einstellung schätzte ich an ihm. Er war Leiter der Buchhaltung bei Kodak, ein fröhlicher Pragmatiker. Er kochte gerne und liebte das Familienleben, und Patrick kam nach ihm: Der wollte kein Star am Piano werden. Er neigte mehr zu einer technischen Ausbildung - einmal abgesehen von seinem Interesse für französische Geschichte, das er mit dem Vater teilte, der gerne historische Zeitschriften las, die in Frankreich populär aufgemacht wurden und an beliebigen Zeitungskiosken zu kaufen waren.

Patrick hat dann auch noch etwas Klavier gespielt. Debussy. Doch ich war (und bin) auf diesem Gebiet so ohne alle Begabung, dass ich mir zur Qualität seines Spiels kein Urteil bilden konnte. Es klang virtuos, und das Stück war - wie ich aus der Fingerakrobatik schloss - ganz gewiss sehr schwer zu spielen. Doch ich hätte es nicht gehört, wenn er sich vertippt hätte.

Monsieur Ajchenbaum ließ es sich dann nicht nehmen, mich noch heimzubegleiten in die rue de Trévise No 14. Das Haus der UCJG lag am südlichen Rande von Montmartre und das bekannte Varieté Follie Bergère befand sich gleich um die Ecke.

Das Museumsjournal

Ich könnte jetzt hier aufzählen, was ich in den Monaten März und April des Jahres 1959 in Paris unternommen habe – allein oder zusammen mit Patrick. Viele der genannten Anlaufstellen könnte man dann auch im Baedeker wieder finden. Ich war ein fleißiger Kulturtourist, besuchte eine große Zahl von Museen und manche – insbesondere den Louvre – mehrfach. Ich nutzte die Führungen, um mich inhaltlich, aber auch sprachlich fortzubilden. Ich führte ein Museumsjournal, in dem ich den Eindruck, den einzelne Kunstwerke auf mich machten, vermerkte. Ich möchte exemplarisch einen Brief an die Eltern zu zitieren. Geschrieben wurde er vier Wochen nach meinem Eintreffen in Paris.

Paris, den 4. April 1959

Ihr Lieben!

Was macht Theo? Gefällt ihm Paris, und ist er glücklich? Wo ich auch beginne, überall kann ich nur den Anfang einer Geschichte erzählen. Und ob sie einen Schluß finden wird, ist noch verhüllt. Doch wie erzählt man von Anfängen?

Wenn ich von dem Kontakt zu Familie Ajchenbaum einmal absehe, dann stehe und gehe ich in Paris noch ziemlich beziehungslos herum. Was wird sich als bedeutsam herausschälen? Was wird am Ende für mich wesentlich sein? Das ist schwer zu sagen. Da wird viel geredet vom grandiosen Paris. Auf dem Weg zur Sorbonne blickte ich in einer Boutique in die Memoiren von Charles de Gaulle und stieß gleich auf einen Satz, der wahrscheinlich heute nur in Frankreich noch gut ankommt, aber im Mund eines Deutschen grotesk wäre: La France n'est pas la France sans la gloire. Diese Denkweise ist mir so fremd, dass ich mich auch als Tourist manchmal schwer tue, wenn ich vor den berühmten Bauten, vor all den Kirchen von Notre Dame bis Saint Chapelle, vor den vielen Museen stehe, über die Champs Elyssees gehe und immer wieder dem Eiffel-Turm blicke.

Eines kann ich Euch versichern. Ich werde nicht in den Aufzug des Tour Eiffel steigen. Natürlich hätte man von oben einen schönen Blick auf Paris und die Seine. Doch dieser Turm erinnert mich an einen schrecklichen Krimi, den ich im Planie-Kino am Charlotten-Platz gesehen habe und besser nicht gesehen hätte. Ich saß in der Loge, die unser Klassenkamerad Peter Colm, der Sohn des Kinobesitzers, für uns zur ersten Vorstellung geöffnet hatte. Um diesen Vorteil zu erlangen, ich hatte mit einigen anderen den Besinnungsaufsatz in aller Eile zu Ende geschrieben und vorzeitig abgegeben. So konnten wir den Beginn des Films gerade noch erhaschen. Der rothaarige Mörder flüchtete, kletterte durch die Stahlstreben des Eiffel-Turms und stürzte hinab. Ende. Also dieses Souvenir-Souvenir gehört nicht in mein Programm. Ansonsten werde ich aber wenn nicht alles, so doch vieles beschauen, bildungsbeflissen wie ich nun mal bin oder doch zu sein habe.

Also, ich habe mein Pflichtprogramm und das ziehe ich jetzt auch durch. Doch ich frage mich schon: Berührt mich das Erblickte? Na ja, da wird nicht plötzlich etwas Ungeahntes in mir frei. Die neue Stadt als Medium? Gnoti s'auton. Erkenne Dich selbst! Das war so ein Spruch im Griechisch-Unterricht. Aber gilt der in Paris? Erkenntnisse über das eigene Ich, über die Anderen, über die Menschheit aus den Boutiquen an der Seine, aus den Wolkenzügen oder dem gotischen Gitterwerk in Notre Dame? Wohl kaum.

Ich erzähle mal der Reihe nach von einem Tag. Gestern Nachmittag war ich im Louvre. Auch hier wieder dieses Gefühl der Ohnmacht. Du stehst wie ein dicker Schüler unterm Reck vor dem Aufschwung, der dann – erwartungsgemäß - nicht gelingt. Welch eine Fülle von berühmten, sagenhaft wertvollen Gemälden! Und was für ein hilfloser Betrachter vor ihnen! Nichts vermag ich diesen Gesichtern abzugewinnen! Die meisten sind Masken. Die Lippen schweigen. Das Selbstbildnis des greisen Rembrandt. Sein Schicksal, seine Gedanken? Ich verstehe die Sprache dieser verlebten, dieser aufgeschwemmten, mit Bartstoppeln bedeckten Gesichtszüge nicht. Und die Mona Lisa? Was soll ich sagen? Angeblich faszinierend, weil ihr Lächeln immer ein Rätsel bleiben wird. Sicher. Weiter, und dann.- wie eine Erleuchtung von Nicolas Poussin, dem Zeitgenossen Ludwig XIII:

Triumph der Flora.

Symbol des Frohsinns und des Friedens
in dieser Welt des Kampfes und der Einsamkeit.
Der Krieger selbst, er macht den Schild zur Schale,

der sonst vor Hass geschirmt des Mannes Brust,
der Rand quillt über von der Blüten Pracht.
Frei atmet dieses Land der Blumen Duft,
der giftge Dampf der Schlacht verflog. Der Waffen Blitz,
er wich dem frohen Leuchten dieser Blüten Sterne.

Welch ein Triumph 'göttlicher' Caesar?
Es sind die Sklaven, die zerren deinen Wagen.
Hörst du sein dumpfes Rollen über Schädel?
Hier triumphiert der Mensch,
und Drachensaat bricht grausig aus der Räder Spur.
Der Adler blutge Krallen, sie bilden deinen Kranz.
Der Vorhut brach die Lanze Bahn,
dem letzten Glied der Schild den wunden Rücken schirmte.

Mit solch widersprüchlichen Gedanken pilgerte ich den Reihen dieser Bilder entlang. Inhalte vieler Menschenleben. Schönheit, Inbrunst und Tollheit. Kaum streifte sie mein flüchtiger Blick.

"Do you speak English?" Ein neben mir Stehender, den ich nicht beachtet hatte, unterbrach meine Fürbaß-Besichtigung. Ein junger Amerikaner - im Trenchcoat und mit grünen Velourhut, also nicht der Kaugummiboy mit Stachelhaaren und der glänzenden Bluse eines Colleges - blickte mich hoffnungsvoll an. Warum mich die Leute bloß immer anreden? Ich traue mich nicht, so einfach Unbekannte anzusprechen.

"At least better than French", war meine zögerliche, doch betont freundliche Antwort. Stimmte ja auch. Im Englischen fühle ich mich jetzt schon fast daheim. Beide waren wir erleichtert, seit Tagen wieder einmal sprechen, Kontakt zu einem anderen Menschen aufnehmen zu können. Sonst stotterst du tagelang nur höfliche Entschuldigungen, sagst überall nur "tres bien" und "merci" und etwas stirbt in dir ab.

Der Quell der Sprache sprudelte munter. Es machte mir Spaß, dem Unbekanneten, dem potenziellen Freund, der mir mit amerikanischer Unbefangenheit sogleich seinen Vornamen genannt hatte, als wir gerade das Bild seines Namensvetters Charles VII betrachteten, anhand all der römischen Kaiserbüsten eine kleine Einführung in die Geschichte der römischen Kaiserzeit zu geben. Des Tacitus Histörchen gaben ja Stoff in Hülle und Fülle.

Anschließend tranken wir noch Tee in einem Café, versteht sich draußen auf dem Boulevard. Er war schon weit in der Welt herumgekommen. Er nannte New York, Japan, Honkong, Korea und London. Schade, dass er morgen bereits abreist. Er fährt für neun Monate in ein Bergdorf bei Vichy. Was er denn nun dort so lange tun wolle? Well, er komme wohl nicht darum herum es zuzugeben, dass er Schriftsteller sei.

Solche Bekenntnisse stimmen mich mittlerweile skeptisch. Da habe ich in London bereits einschlägige Erfahrungen gemacht. Und der grüne Velour macht auch noch keinen Autor.

Ich fragte nach. Ergebnis: Aufenthalt in Frankreich finanziert durch die Vertonung von fünf Liebesgedichten. Er sagte mir zwei auf. Simpel und konventionell, doch aufrichtig empfunden und wunderbar sentimental: so richtige Volltreffer ins amerikanische Durchschnittsgemüt. Zwei seiner Romane sind bei einem

großen amerikanischen Verlag erschienen. Der letzte behandelt das Rassenproblem: Freundschaft eines schwarzen und eines weißen Soldaten in Korea. Opfertod des Schwarzen. Vor drei Monaten in Großauflage herausgekommen. Im Begriff ein Bestseller zu werden. Zuerst wollte kein Verlag an das heikle Thema heran. Das wundert mich. Was ist daran heikel?

Ich mag nun mal keine Opfergänge. Es gibt in unserem Bücherschrank eine einschlägige Novelle Rudolf Bindings. Ich habe den elterlichen Bücherschrank durchgelesen, aber dieses schmale Bändchen habe ich nicht angerührt. Ich werde es auch nicht tun. Ich bin grundsätzlich gegen Opfergänge.

Charlie hat Verträge über zwei weitere Romane in der Tasche, die er nun im Gebirge schreiben will. Ist dies sein Wunschtraum oder gibt es dies wirklich? Schätze mal, dass er den Lektoren bereits plot number one und plot number two vorgetragen hat. Kurzfassung: zehn Zeilen. Aus dem Waschzettel spricht das Leben zu mir und dir! Ist das nicht alles Unfug und das Opus in spe – erdichtet in den französischen Alpen – dann letzten Endes ein gedruckter Schmarren?

Wir verabschieden uns. War das schon ein Ende? Ist es ein Anfang? Er lud mich ein, ihn in seinem Bergdorf zu besuchen. Wir tauschten unsere Adressen aus. Ein Händedruck in der Metro. Der grüne Velour verschwindet in einem Verbindungsgang. Das war's wohl. Werde ich ihm schreiben? Werde ich von ihm hören, einmal ein Buch von ihm lesen? Number one or number two?

Im Übrigen: Beim Christlichen Verein junger Männer (Union Chretienne de Jeune Gens, 14, rue de Trévise) bin ich gut aufgehoben. Der zweite Sekretär ist Deutscher. Das Essen ist gut und reichlich. Mit dem fast 70jährigen, ganz weißhaarigen, drahtigen Sportlehrer der U.C.J.G. verstehe ich mich ausgezeichnet - in meiner Gestensprache - ergänzt mit Halbsätzen. Immerhin konnte ich ihm das Anliegen, an seiner Morgengymnastik teilzunehmen, in einigen vorbedachten, auch in der Aussprache präparierten Sätzen mitteilen. Solche Sprachkenntnisse zahlen sich aus: Ich erzielte sogleich den ermäßigten Preis für Dauermieter.

Ich finde mich also zurecht und weiß bereits um weitere Möglichkeiten, bei kulturellen Veranstaltungen eine Ermäßigung zu erlangen. Kostengünstig heißt auf Französisch: bon marché. Auch in der Metro fährt man mit einem 10er-Heftchen billiger. Eine Fahrt beliebiger Länge kostet nur 25 Pfennig.

Gestern Abend nahm ich in unserem Hause an der Bibelarbeit teil. Das ist etwas Solides. Da habe ich einen Text vor mir, und es geht um ein vertrautes Thema. Bei heiligen Sachen wird langsam gesprochen und eben das zur Bibel passende, überaus gepflegte, wahrscheinlich auch etwas altertümliche Französisch. Es ging um Gott und Krieg. Der Leiter des Kreises war ein feiner junger Mann. Bärtchen auf der Oberlippe. Schmales Gesicht, sehr, sehr ernst. Der Prophet war immer ganz konzentriert bei der Sache. Trotz der in Frankreich vorhersehbaren Schikanen wird er den Militärdienst verweigern. Die Sozialisten tun das gewöhnlich nicht, weil sie sich noch auf ein „letztes Gefecht“ vorbereiten wollen. Es sind vor allem die Reformierten (und einige franziskanisch gesonnene Katholiken), welche die pazifistische Position vertreten. Doch diese Reformierten, die sich in Paris in der UCJG sammeln, bilden in Frankreich, seit die Hugenotten vertrieben wurden, nur eine kleine Minderheit. An dieser Verteilung der Kräfte hat auch die französische Revolution und der Auftrieb für den Sozialismus und Anarchismus wenig geändert.

Unser reformierter Erforscher des Guten Nachricht Jesu wirkte überanstrengt und schon ein wenig verbittert. Ihm fehlten die Heiterkeit Gandhis und die Sou-

veränität Jesu. Das gefiel mir weniger. Verbissen setzte er sich mit der offiziellen Argumentation der Katholiken auseinander, die in Analogie zur privaten Notwehr den Einsatz - oder zumindest das Androhen des Einsatzes - von Atomwaffen rechtfertigen. Anathema!

Unser schmalgesichtiger Exeget berief sich auf die Bergpredigt und etwas pauschal auch auf die Experimente Gandhis. Letzteres überraschte mich angenehm, aber vom Detail des gewaltlosen Widerstands schien er dann doch wenig zu verstehen. Als Gewährsmann für die Denkfigur – oder sagen wir besser – für den aberwitzigen Spruch, dass man den Kommunismus "mit allen Mitteln" abwehren müsse, zitierte er Prof. Dr. Eugen Gerstenmeier, unseren im Bundestag gut bestallten Helden des 20. Juli 1944.

Wenn ich nur fließend französisch sprechen könnte! Der die Bibelarbeit Anleitende konnte ja nicht ahnen, dass unter all den fromm-beflissenen Zuhörern auch ein politischer Gesinnungsgenosse aus Deutschland saß. Ich schaute mich um. Drei Neger, die aufmerksam und schweigend zuhörten. Und dann noch zwei hübsche Mädchen, über die ich mich - ohne Anschauung der Person - ziemlich ärgerte. Sie gickerten ständig und schienen untereinander die ernsten Worte des schmächtigen Propheten ins Lächerliche zu ziehen. Sobald ich es sprachlich auf die Reihe bringe, muss ich ihm etwas Solidarisches mitteilen, ihm meine Sympathie bekunden.

Das interessanteste Gegenargument war noch, dass Jesus die Händler mit einer Geißel aus dem Tempel vertrieben habe. Doch welche Rolle spielte dabei die hoch geschwungene Geißel, wie Rembrandt sie darstellt, wie sie aber textlich gar nicht verbürgt ist? Welches Gewicht hatte die Autorität Jesu, hatten seine Worte und seine Bereitschaft, sich mit einer direkten Aktion dem Unmut der Händler und ihrer Kunden auszusetzen? Und war Jesu Protest nicht darum so wirksam, weil die Händler von vornherein ein schlechtes Gewissen hatten aufgrund schon zurückliegender und nun zugespitzter Kritik an ihrem Treiben?

Also Ihr seht, ich verstehe doch schon etwas Französisch und morgen werde ich das Experiment auf die Spitze treiben und zum ersten Mal als normaler Studente an die Sorbonne gehen. Ich will sehen, ob ich auch einer Vorlesung für französische Studenten und nicht nur für ausländische Gasthörer zu folgen und sie mitzuschreiben vermag.

Doch nun bonne nuit!

Euer Theo

Weit stärker als in London bestimmte in Paris das Visuelle, also das, was ich schaute und dabei notierte, meinen Tageslauf. Mir ging es wie einem Reisenden, der sich auf eine mühselige Erkundung eingestellt hat und nun bereits nach ein paar Löffeln Sprachbrei unversehens im Schlaraffenland der Kunstgeschichte gelandet ist. Ich führte bald ein Museumsjournal und stellte in ihm als erstes – fast schon triumphierend – fest:

Jetzt verstehe ich das Französische so weit, dass ich den Führungen im Louvre und in den anderen Museen zu folgen vermag. Fast mit einem Schlag war es soweit: Meine innere Übersetzungsmaschine ist auf Touren gekommen, und ich vermag dem Sprechtempo zu folgen.

Meine Methode war simpel. Ich charakterisierte sie im Museumsjournal folgendermaßen:

Bei meinen Besuchen im Louvre richte ich mich ziemlich wahllos nach den angebotenen Führungen. Kunsthistorikerinnen besprechen bestimmte Epochen und betrachten einzelne Gemälde oder Skulpturen. Sie sprechen sehr gepflegtes Französisch, laut und deutlich und nicht zu schnell. Alle Epochen der Malerei und Bildhauerei haben ihre Reize und ihre eigene Wahrheit. Da ist es mir egal, wo ich einsteige, und ich springe dann eben bei den einzelnen Führungen über die Jahrhunderte und die Stilgattungen. Es gibt bei der Librairie Hachette kleine Epochenführer mit Schwarzweißabbildungen, mit deren Hilfe ich mir nachträglich einen Überblick verschaffe und Zusammenhänge herstelle.

Zu einem Besuch im Louvre am 7. April, der mit einer Führung zu der Malerei in der Zeit Ludwig XIII begann, notierte ich:

Heute beginnt die Führung mit Bemerkungen zum Einfluß Caravaggios. Die Historikerin spricht geradezu von 'Carravagiosmus'. Kennzeichnend seien die realistische Zeichnung der Personen, die künstliche Beleuchtung und die damit einhergehenden starken Kontraste zwischen Helligkeit und Dunkel. Es handle sich um ruhige, gewichtige und zugleich mysteriöse Gestalten. Wir betrachten zuerst den "Tod Mariä" aus dem Jahre 1605. Eine Sechzigjährige ist gestorben. Ihre Haltung ist ganz entspannt. Ein Todeskampf ist nicht erkennbar. Ihre rechte Hand ruht auf dem Bauch, die Linke ist ausgestreckt und sinkt über den Rand des Bettes. Kahlhäuptige Männer beugen sich über sie; eine junge Frau sitzt vor ihr auf einem Stuhl, den Kopf in der Trauer auf die Knie gesenkt. Alle scheinen über das Leben der so ruhig Gestorbenen nachzusinnen. Nicht deutet darauf hin, dass hier „die Mutter Gottes“ gestorben ist. Eine allen Vertraute, lieb Gewordene wird betrauert und muss demnächst bestattetet werden. So viel Realismus war römischen Auftraggebern, den Barfüßigen Karmelitern von Santa Maria della Scala in Travestere, unerträglich. Ich vergleiche das Bild mit der viel tröstlicheren Zeichnung Rembrandts zum Tod Mariens. Da bemühen sich Engel um die Tote und bereiten die Jünger dem Marienkult die Bahn. Nichts dergleichen bei Caravaggio! Ein mutiges Bild!

Anschließend von George de La Tour „Die Anbetung der Hirten“. Ein erleuchteter Zirkel um den neugeborenen Jesusknaben. Die von einer Hand abgeschirmte Kerze erleuchtet das Jesuskind, von dem dann aber alles Licht auszugehen scheint. Doch auch hier hat das Neugeborene nichts göttlich Strahlendes. Das Wickelkind wirkt irdisch, so andächtig seine Eltern und die Hirten auch auf es blicken.

Danach vom selben Maler "Der Falschspieler mit dem Karo-As". Das ist eine ganz andere Welt, in der das Licht auf die Karten, die prachtvollen Gewänder und die sexuellen Reize, besonders den Busen der Gold einfordernden, mißtrauischen und doch bald betrogenen Spielerin fällt. Die Kunsthistorikerin meint, die Malerei sei vor allem ein Mittel "pour exprimer la vie morale". Der pädagogische Zeigefinger wird jedoch nicht so deutlich erhoben wie später bei Hogarth. Bei La Tour kann man den Charakter der beteiligten Personen nicht aus den Gesichtern lesen; sie werden nicht festgelegt auf einen bestimmten Typus.

Mit solcherlei Notizen füllte ich mein Museumsjournal und war glücklich, mich bei diesen Betrachtungen in den Geist der Zeiten versenken zu können, ohne dabei meine kritische Distanz aufgeben zu müssen. Vor Philippe de Champaignes repräsentativem Gemälde Kardinal Richelieus in seiner langen roten Robe notierte ich die Interpretation der Kunsthistorikerin:

„Nota bene, die Hände des Kardinals bilden den Mittelpunkt des Gemäldes. Sie zeigen, wie dieser kirchliche Würdenträger und raffinierte Politiker es versteht, die Geschicke seines Landes mit Eleganz zu dirigieren – und dabei Feierlichkeit und Würde ausstrahlt.“ Gewiss, schön formuliert, doch ich sehe mehr den Pomp des Machtpolitikers und die Verschlagenheit in den Gesichtszügen.

Zwei andere Führungen ließen mich – wie der Zufall es wollte – zwei Epochen der Kunstgeschichte miteinander vergleichen. Am 14. April verbrachte ich den ganzen Tag im Louvre. Die erste Führung galt der holländischen Malerei im 17. Jahrhundert. Ich notierte:

Frans Hals (1580-1660) und die Schule von Utrecht. Wir betrachten das Portrait von René Descartes. Das interessiert mich, haben wir vor dem Abitur doch im Philosophieunterricht noch seine „Abhandlung über die Methode“ gelesen. Mir scheint: Das Portrait passt zu diesem nüchternen, konsequenten Buch. Die Kunsthistorikerin sagt: „Ein Mensch, der mitten im Leben steht. Nichts deutet darauf hin, dass es sich hier um einen Philosophen handelt. Hals malt, was er sieht, nicht seine Vermutungen über die Seele eines anderen Menschen.“ Mag sein. Ich hätte Lust, sein Portrait über meinen Schreibtisch zu hängen. Clare et distincte percipere. Das will ich auch: Klar und deutlich erkennen, was Sache ist und wie es um mich selbst steht!

Die Führerin zeigt uns noch ein weiteres Portrait von Hals. Die Zigeunerin. Dazu fällt mir nun rein gar nichts ein. Sicher, solche Menschen gibt es. Diese junge, offenbar lebenslustige Zigeunerin gab es. Doch sie ist tot. Nichts blieb als ein Bild. Die Führerin spricht vom anhaltenden Einfluss des Caravaggiosmus. Hals habe später Manet beeinflusst. Mag sein. Sie vermisst das Interesse an der Darstellung der Persönlichkeit. Würden Gruppen dargestellt, dann gelinge es nur selten, die Beziehungen untereinander aufzuzeigen. Ist damit die Malerei nicht überfordert? Persönlichkeiten und deren Wechselwirkungen sind doch die eigentlichen Theman der Literatur. Ich denke an die Romane Jane Austens.

Ich wechsle zur nächsten Führung. Ägyptische Abteilung: Das Neue Reich. Eine weitere Kunsthistorikerin im eleganten blauen Kostüm spricht über den Tempelbau. „Das gemeine Volk hat keinen Zutritt zu den Tempeln.“ Man könnte meinen, eine Aristokratin bedauert, dass heute Kreti und Pleti durch die heiligen Hallen wimmelt. Wenn ich die ägyptische Wandmalerei mit den holländischen Gemälden des 17. Jahrhunderts, die Familienbilder, Gesangsgruppen oder gar Gelage zum Gegenstand haben, vergleiche, dann fällt auch mir auf, wie verfeinert und 'kultiviert' der ägyptische Adel doch schon war. Die Holländer kommen einem - im Vergleich dazu - vor wie sinnenfrohe Barbaren. Doch die Bilder täuschen. Wir müssten die Literatur des Barock daneben legen, die Musik dieser Zeit erklingen lassen. Aber gibt es denn eine ägyptische Literatur? Ich interessiere mich besonders für das Standbild eines Schreibers aus Sakkara (5. Dynastie).

Ich bin bereits am folgenden Tag in den Louvre zurückgekehrt und habe die Säle mit den Skulpturen des antiken Griechenland besucht. Den Leser mag es wundern, dass ich es für angezeigt halte, hierzu weitere Notizen aus meinem Museumsjournal zu zitieren. Hunderttausende sind vor und nach mir durch die Säle des Louvre geschritten und Tausende haben sich Notizen gemacht. Bei der Lektüre solcher Journale dürfte es kaum zu einem literarischen Erlebnis kommen. Museumsjournale von Schriftstellern gehören zum langweiligsten, das es gibt. Das gilt auch für das meine. Die Notizen sind allenfalls von Interesse, weil sie zeigen, wie der Blick auf die antiken Statuen mich allmählich freier atmen ließ. Ich löste mich aus der Düsternis der Erinnerung an das Leben und Sterben Heinrich von Zütphens. Statt grau in grau und Nebelschwaden über Meer und Moor hier heller Marmor und klare Konturen. Am dritten Tage in der Abfolge dieser Säle des Louvre hatte ich das Gefühl, mich dem Schreibfluss eines Maupassant zu nähern. Ob dies ein Leser meines Museumsjournals nachvollziehen kann? Ich hoffe, es gelingt mir, nach dem Propädeutikum einer Führung durch die Bildhauerwerkstätten des antiken Griechenland verständlich zu machen, dass in mir die Lust erwachte, nun auch mal eine in Frankreich, genauer gesagt, im Elsass spielende Liebesgeschichte zu erzählen. Doch ich halte es jetzt erst mal wie in der Mär vom Schlaraffenland: Der Leser soll sich zunächst durch den Breiberg einer Notiz im Museumsjournal löffeln:

15.4.1959

Louvre. Skulpturen aus dem antiken Griechenland

Im Saal des Phidias und des Polyklet stehen - wie kaum anders zu erwarten - nicht Originale sondern römische Kopien. Am Anfang überwogen in Griechenland die Götterbilder. Daneben auch siegreiche Athleten und Erinnerungen an Verstorbene. Die Frauengestalten sind durchgängig bekleidet.

Parthenon-Saal. Akropolis erbaut zwischen 447 und 432. Die künstlerische Leitung bei der Gestaltung des Frieses hatte Phidias. Schwere ernste Feierlichkeit. Das sind nicht die grazilen Gestalten fröhlicher Heiden. Fromme Menschen, die sich ihrer Erdenschwere bewusst sind. Ihr Schicksal ist dem Willen der Götter ausgeliefert. Das Theater der griechischen Klassik ist Gottesdienst. Wieweit hält sich diese Tradition auch in der deutschen Klassik? In der Iphigenie wird von Goethe die Humanität fast religiös zelebriert.

Auf dem Parthenon-Fries beginnen die Menschen damit, sich freier und bewusster zu bewegen. Aber noch gibt die religio, also die Rückbindung an die Götter, ihren Bewegungen Maß und Grenze, Sicherheit und Schönheit. Wie hieß dies bei Winkelmann: Stille Anmut, edle Größe?

Pythia. Im 5. Jahrhundert fehlten noch die Eleganz und die schon ans Dekadente grenzende Verfeinerung. Runde, volle Gesichter. Sehr ebenmäßig. Leicht traurig, noch nicht der aufgeklärte Blick, der nur einen Moment lang wissend dreinschaut und den dann bereits ein Hauch von Zynismus und Verachtung überzieht, wie ich ihn zum Beispiel in der Voltaire-Büste von Houdon zu beobachten meinte.

Aphrodite. Noch mit Gewand, aber dieses nur ein dünner Schleier. Ist sie gerade dabei, ihr Gewand abzulegen. Ist der Apfel in ihrer Hand bereits das Zeichen für die Wahl des Paris?

Eine weitere Aphrodite, Alkmene zugeschrieben. Die Gewandfalten fallen nicht streng und gerade zu Boden wie noch im Parthenonfries, sondern sind raffiniert drapiert und weisen auf den verführerischen Reiz des Körpers hin.

Saal des Praxiteles (4. Jahrhundert). In der Skulptur tritt die Grazie nun an die Stelle der Virilität und der Kraft. Die Göttinnen werden fast entkleidet dargestellt. Bei den Götterstatuen werden die Jüngsten bevorzugt.

Es zog mich immer wieder in die wenig besuchten Räume mit den ägyptischen, griechischen und römischen Skulpturen. Des Öfteren setzte ich mich längere Zeit auf eine Bank und dachte nach. Immer wieder auch über die Frage, ob ich überhaupt zum Schriftsteller tauge, oder ob ich nicht bescheiden das Staatsexamen absolvieren und den Oberstudienrat mit den Fächern Geschichte und Deutsch – und aushilfsweise auch mal Englisch – anstreben sollte. Und dann kam es mitten in dem Sinnieren zu einer Herausforderung und zur Probe auf das englische Sprichwort „The proof of the pudding is in the eating“. Mir wurde eine Geschichte erzählt und ich musste sie aufschreiben. Ich konnte es nur in der klassizistischen Form tun, die mir bisher in Schule und Studium nahe gebracht worden war, und an der ich, das muss ich zugeben, auch einen Narren gefressen hatte. Mochten sich der mir gleichaltrige literarische Nachwuchs an Kafka reiben, mein Vorbild war und blieb noch für einige Zeit Goethe mit seinen Berichten in „Dichtung und Wahrheit“. Und hier in den Skulpturensälen des Louvre führte mir nun – wenn man so will – der genius loci die Feder.

In der Halle des Augustus

Wie lässt sich in Paris die Geschichte Frankreichs und überhaupt unserer Erde studieren? Suche Tuchfühlung zu den Zeugen, war meine Maxime im März und April des Jahres 1959. Ohne an der Sorbonne immatrikuliert zu sein und noch ohne einen festen Lehrplan nutzte ich die Chance, mich in der Stadt umzusehen. Am liebsten besuchte ich Museen, so des Öfteren das Musée de Carnevalet mit seinen Exponaten zur Stadtgeschichte und immer wieder den Louvre. Ich war schon oft hier gewesen, sicher ein dutzend Mal, für Stunden oder ganze Tage. Statt jedoch auch an diesem Sonntagnachmittag wieder zu der lang gestreckten Halle hochzusteigen, in deren Mitte nicht nur das Portrait der Mona Lisa, sondern auch die offiziellen Gemälde von Mazarin und Richelieu, von Francois I und Henri IV hängen, statt mich also auf diese schwer fassbare Reihe der Gestalten, wie sie Generationen von Künstlern festzuhalten suchten, erneut einzulassen, bog ich schon im Erdgeschoß ab, hin zu einem rückwärtigen Saal. Dort wusste ich Bescheid. Im Salle d'Auguste würde ich meine Lieblingsstatue finden.

Das einfallende helle Licht traf seine Gestalt kaum noch, aber es grenzte einen Bezirk um ihn ab. Auf dem Elfenbein des Marmors ruhten die grau-grünen Reflexe des Porphyrs der Fliesen und der tragenden Säulen. Was ist wohl die ausdrucksvollste Geste für jemanden, der über einen Erdkreis herrscht und der von einem Vergil begrüßt wird wie ein Messias? In dieser Statue des Augustus schien mir das antike Ideal der Politik seinen dauernden Ausdruck gefunden zu haben. Die Toga umfließt den Körper in großzügigem Faltenwurf. Die rechte Hand hält eine Papyrusrolle. Doch diese Regierungserklärung ist kein Appell an

die Machtinstinkte oder die letzten Kräfte der Verzweiflung; es ist die Einstimmung auf den friedfertigen Gesang von starken, glücklichen Menschen. Das Haupt des Erhabenen ist sanft geneigt; man vertraut auf seine Milde, und doch lassen die breite Stirn und der kräftige, gerade Nasenrücken Energie und Zielstrebigkeit ahnen. Sein Blick umspannt die Weite des Imperiums und doch trifft er auch den einzelnen Colonen, der jetzt die Hand am Pflug von der Campagna grüßt. Keinen triumphierenden Arm reckt Augustus zum Himmel, die Linke bleibt bescheiden gesenkt, nicht einmal soweit wird sie erhoben, dass man dies als segnende Geste der abwärts gerichteten Handfläche deuten sollte. Diese Statue will nichts versprechen, und mir scheint, ein solches Menschenbild ließ sich nur in einer glücklichen Gegenwart gestalten. Man vergleiche es mit den Gipsbüsten moderner Tyrannen. Zu diesem Augustus konnte man keinen Künstler ködern: Er musste diese Haltung - und sei es auch nur in Andeutungen - erlebt haben, um sie im freien Wurf der Hoffnung gestalten zu können.

In solcherlei augusteische Gedanken war ich versunken, als der zuständige Wärter dieses Saales zu mir trat, um mich höflich auf ein weiteres Bildnis von Augustus hinzuweisen. Es stehe etwas versteckt in einem Nebenflur. Ich kannte es bereits. An ihm hatte ich entdeckt, nach welchem Vorbild man die Napoleonbüsten und die Reliefs des Empereur geschaffen, an denen ich zwar Gefallen gefunden hatte, ohne aber diesen auf den Namen und die Taten jener protzigen Missgeburt der Französischen Revolution übertragen zu wollen.

Ich meinte vor dem aufmerksamen Wärter mit meiner Bewunderung für das edle Augustusbild im Marmorsaal nicht zurückhalten zu sollen. Hier seien die Formen noch so gehalten, dass sie nur das Wesentliche vermitteln: Auf die Gesichtszüge und auf die Geste der Hände komme es an; es werde gar nicht erst der Versuch gemacht, mit der technischen Wiedergabe des Faltenwurfes Eindruck zu schinden.

Waren es diese wenigen verehrungsvollen Worte, die sein Vertrauen gewannen oder nutzte er nur den Umstand, dass ich offensichtlich nicht in Eile war? Er meinte, mich nach dem Akzent für einen Elsässer halten zu müssen. Ich merkte rasch, dass ihn mit dieser Gegend eine besonders intensive Erinnerung verband und so machte auch ich einige freundliche Bemerkungen zu diesem Landstrich, in dem die Bauern ein gesundes Leben in einer anmutigen Gegend führen würden. Nach diesen mehr aus Goethes Reiseberichten denn aus eigener Anschauung geschöpften Anmerkungen, schien es ihn zu drängen, mich noch mehr über seine Liebe zum Elsass wissen zu lassen.

Ich wurde zunächst nicht schlau aus seinen wenig zusammenhängenden Reminiszenzen zum Charakter der Elsässer, dem herzlichen Beisammensein in den Familien, der nachbarschaftlichen Hilfe, den Anspielungen auf Besuche der heiligen Messe - wie kam er denn darauf? - und dann wieder auf die kräftige Nahrung, den saftigen Schinken, die vielen Eier, das leckere braune Brot, die Sittsamkeit der Landestöchter usw. Ich spürte nur, hier versuchte jemand die Erinnerungen und Gedanken, die er jahrelang in dem etwas abgelegenen Salle d'Auguste vor und zurück gesponnen hatte, in eine mitteilbare Form zu bringen.

Ob ich denn noch weiter mit ihm über das Elsass sprechen wolle? Ich nickte und überlegte, warum dieser unscheinbare, gebückte Mann einen solch lebhaften Anteil gerade an dieser Landschaft nehmen sollte. Ich hatte mittlerweile durch Kombinationen und Fragen nur herausgefunden, dass diese Erinnerungen

an das Elsass weit zurück datierten, dass mein Wärter damals 20 Jahre alt war und im Anschluss an den Ersten Weltkrieg acht .Wochen in einem elsässischen Dorf als Soldat verbracht hatte.

Was mir Robert nun auf der Bank in dem Marmorsaal vor der Statue des Augustus zu erzählen begann, das entwickelte sich, als er meine Anteilnahme spürte, zu einem Rückblick auf seinen Traum vom Leben. An ein paar Monaten im Elsass hing sein Schicksal. Sein Leben davor und danach fasste er in wenigen Sätzen zusammen, aber einige entscheidende Augenblicke im Elsass hatten sich ihm mit unauslöschlicher Bildkraft eingeprägt, und er merkte gar nicht, wenn er mir ein zweites Mal dieselbe Szene schilderte. Ich ließ ihn ruhig gewähren. Je mehr sich seine Geschichte vor mir entwickelte, desto mehr staunte ich, dass er sie ausgerechnet mir, vielleicht sogar zum ersten Mal mitteilen wollte. Er bemühte sich um größtmögliche Genauigkeit. Er sei einzig darauf bedacht, mir das Leben zu zeigen, wie es ist. Was er mir erzähle, das sei nicht "cinema". Und er hätte auch niemanden finden können, der begieriger darauf war als ich. In den letzten Wochen hatte ich mich bemüht, mir die Geschichte vergangener Zeiten in den obligaten groben Zügen einzuprägen. Aber wie leblos waren diese großen Linien doch im Vergleich zu Roberts Bericht, seinen gestischen Demonstrationen, den seltsam verstümmelten und doch innig gefühlten alemannischen Zitaten, den mit Einzelheiten prall gesättigten Erinnerungen.

Es war im Frühjahr 1919. Der Wahn des Krieges, dass Menschen sich als Erbfeinde zerstückeln müssten, war gewichen, aber eine versteckte Furcht und manches Schand- und Hetzwort waren hängen geblieben. Das Elsass, das sich das Deutsche Reich zur Feier seiner Gründung im Jahre 1871 noch einmal angegliedert hatte, war wieder von französischen Truppen besetzt. Der junge Robert gehörte zu ihnen. Zwei Jahre hatte er dem Barras gedient. Sonst wusste er vom Leben wenig. Er war das jüngste Kind aus einer dreizehnköpfigen Bergarbeiterfamilie. Die Schule hatte nicht mehr geboten als eine Unterweisung in den primitivsten Formen der Rechtschreibung und Mathematik. Da es das einzige geistliche Gut war, wurde für ihn selbst die gleichförmige Litanei des katholischen Kultus noch zur sonntäglichen Abwechslung.

Dieser junge Mensch, dessen Vorleben eigentlich darin bestanden hatte, dass er alles das entbehren musste, was man Lebensgenuss und Fülle des Daseins nennen könnte und der in dieser Beschränkung noch nicht einmal zum vollen Bewusstsein seiner bitteren Erfahrung gelangen konnte, fand sich nun unversehens in diesem unter den warmen Strahlen der Frühlingssonne frisch erblühenden Elsass, in dem alles mit Saft und Kraft nach Entfaltung drängte.

Mit Hilfe seines Wörterbuches, in dem er nachschlug "Suchen Bett", probierte er, sich in einem Bauernhaus einzuquartieren und auch für seine zwei Trosspferde einen Stall zu finden. Die Bäuerin, eine kräftige Gestalt in den vierziger Jahren, verstand nicht sofort, was er aus seinem Sprachbüchlein herausbuchstabierte, aber bald herrschte zwischen den beiden gutes Einverständnis. Für die Gäule fand sich ein leerer Schuppen, der zwar schon etwas wackelig war, der aber nun, wo man den Sommer vor sich hatte, als Wetterschutz genügen würde, und er kam auch zu dem erkauderwelschten "Bett" in einer Schlafstube, deren Fenster auf den Garten blickten. In diesem standen Zwetschgen- und Pfirsichbäume. Entlang der Gemüsebeete bauschten sich Buketts aus Osterglocken. Vom ersten Augenblick an spürte Robert, dass ihm das Wohlwollen der Bäuerin ge-

hörte, und er konnte sich auch, nachdem er seinen Tornister verstaut hatte, sogleich über ein strammes Vesper hermachen: Die breiten, würzigen Scheiben des Rauchfleischs, die frische Butter, auf der Wasserperlen glänzten, das dunkle, kräftige Brot und der goldene Apfelmost in dem Henkelglas, - es war ihm auf einmal eine Lust zu leben. Alles wollte er schmecken, trinken, zumindest seine Augen daran sättigen oder es mit den Fingerspitzen berühren.

In der Dämmerung lag er oben in seiner Kammer auf dem breiten Eichenbett, die geblümte Decke weit zurückgeschlagen. Es war ihm lau und leicht zumute. Er konnte nicht schlafen, schaute zum Mond und in den Garten, und als dann sein Kamerad Fréderic, der in derselben Kompanie diente und dem eigentlich die Pferde unterstanden, unten seinen Erkennungspfiff ertönen ließ, war er schnell wieder in den Kleidern und bei ihm.

Fréderic hatte Verwandte im benachbarten Dorf und ließ sich auch schon mal Fritz nennen. Er trieb Robert nun zu einem Ausflug nach dem etwa sechs Kilometer entfernten Ort. Fréderic zog die Gäule aus dem Schuppen, schob Robert, der beim Militär das Reiten notdürftig gelernt hatte, auf den einen, sprang selber auf den andern, und bald erreichten sie das hell erleuchtete, im Garten mit Lampions behängte Wirtshaus im Nachbardorf.

Diese schaukelnde, schwebende Bewegung auf dem Pferderücken, unterbrochen auf holperigen Wegpartien von einem jähen, gewaltsamen Rütteln, bei dem er seine Beine eng an den Leib des Pferdes pressen musste, um nicht abgeworfen zu werden, hatte ihn durch die silberne Nacht geführt, und wie aus einem Märchen klangen ihm nun Tanzmelodien entgegen. Noch nie hatte er sich früher den anmutigen Gesetzen einer Melodie gefügt, er war nur zweifelhaftem Nahrungserwerb nachgeschlichen, oder seine Stiefel hatten den barbarischen Rhythmus der Todesbataillone gedroschen. Wie sollte er sich nun so schnell an Freude und Spiel gewöhnen? Aber die Musik klang schmeichelnd im Ohr; Fréderic entdeckte zwei ihm bekannte Mädchen, mit frischen, runden Gesichtern. Robert wagte es, gab sich seiner Natur anheim, nahm das Walzen und Schleifen und Schwenken in sich auf, - und keine seiner Befürchtungen, dass die Beine sich verwirren und er seine Partnerin in Verlegenheit bringen würde, bestätigte sich.

Der Wärter war, während er dies erzählte, aufgestanden. Er summte, während er von dem Abend weiter berichtete, die Melodien der Tänze, die er damals zum ersten Mal gehört, vor sich hin, eine Polka, den schottischen Tanz, und wie vor vierzig Jahren floss noch einmal die Musik durch seine Glieder, die Absätze klappten zuweilen auf den Marmorfließen, aber sonst war jede Bewegung so dezent, so zeitlos schwebend, dass ich nicht einen Augenblick fürchtete, die Gestalt des im Tanzschritt sich zwischen den Kaiserbüsten bewegenden uniformierten Wärters möchte spöttisches Aufsehen erregen. Doch in diesen abgelegenen Saal kamen ohnehin nur selten Besucher.

In einigen Melodien meinte ich deutsche Volksweisen zu erkennen, so wie man sie auch heute noch zuweilen auf Bauernhochzeiten hören kann. Ein Tanz hatte es ihm besonders angetan. In ihm wiederholte sich eine Reverenz vor der Dame, die diese erwiderte, mehrmals. Dabei wurde auf Deutsch eine höfliche Formel ausgesprochen. An deren Klang erinnerte er sich noch, aber er vermochte sie in ihrem alemannischen Tonfall nicht mehr zu identifizieren. Wir zwei waren ganz in die glückliche, elsässische Vergangenheit versunken, und er verneigte sich bald tief vor mir, bald vor einer Statue.

Diese Stunden seien die glücklichsten seines Lebens gewesen, - und wie um mir dies, dem Studenten der Historie, zu verdeutlichen, meinte er, er könne für diese Gesellschaft tanzender, schmausender Menschen keinen passenderen Vergleich finden als den Hof Ludwigs XIV, des Sonnenkönigs von Versailles. Ich war gerührt, obgleich "cinema" an dieser Ausgestaltung seines Traums einen gewissen Anteil haben mochte.

Der für Robert so bedeutungsvolle Tag war damit noch nicht zu Ende. Zwar gebot gegen Mitternacht die strenge Sittsamkeit den Schlusstanz, - er tanzte ihn wieder mit seiner ersten Partnerin, einem stattlichen Mädchen, das ihm sogleich gefallen hatte. Sie taten es, ohne Worte zu wechseln. In der Schlussreverenz versuchte er das Versäumte wenigstens gestisch auszudrücken.

Als sie zurück ritten, meinte sein Kamerad auf die Frage, wer denn die Schöne gewesen sei: Er müsste sich sehr täuschen, wenn er in ihr nicht die jüngste Tochter von Roberts Wirtin erkannt hätte. Diese würde wohl dort vorne in der Kutsche mit ihren Freunden heimfahren.

Als Robert und Frederic die Pferde rasch in den Schuppen geführt und ihnen noch etwas Häcksel vorgeworfen hatten, sahen sie gerade in der Wohnstube das Licht verlöschen.

Nachdem ihn nun das Leben mit einem Male und sogleich mit offenen Armen empfangen hatte, lag Robert - tief die laue Frühlingsluft einatmend - noch eine Weile wach - in Hemd und Hose oben in der Kammer. So überkam ihn der Schlaf und zwar dermaßen gründlich, dass er zwei Stunden später das heftige Hämmern an seiner Tür zuerst nicht vernahm. Nur mit Mühe und taumelnd richtete er sich auf. Er streifte gerade noch einen Hosenträger über, den anderen ließ er baumeln. Als er die Tür öffnete - allerdings ohne recht bei sich zu sein -, fühlte er sich am Ärmel gepackt und die Treppe hinunter, durch die Hintertür in den Garten hinausgezogen.

Im hellen Mondlicht hatte er kaum wahrgenommen, dass es tatsächlich seine Tänzerin war, die – gleichfalls nur flüchtig bekleidet – ihn herausgezerrt hatte, als er auch schon den Grund ihrer Aufregung wahrnahm. Die Pferde mussten die morsche Brettertür durchgebrochen haben, denn nun stampften sie mit ihren breiten Hufen in den Narzissen und Pfingstrosenbüschen herum und bissen die Knospen der Pfirsichbäume ab. Er wollte hinzu springen und die Gäule am Halfter zurückführen, aber diese waren wie vom bösen Geist behext; das eine stieg wiehernd vor ihm hoch und schlug nach ihm mit den Hufen und das andere keilte nach hinten aus. Er wäre dem Schlag nicht entgangen, hätte das Mädchen ihn nicht an seinem Hosenträger zurückgerissen, so dass er der Länge nach in eines der Salatbeete stürzte. Laut wiehernd stoben die Pferde in die andere Ecke des Obstgartens. Diese Gefahr zunächst einmal entfernt, wandte sich Roberts Blick nun dem Mädchen zu.

Und hier hat der Wärter mir nun wirklich alle Details geschildert, was mich aber besonders frappierte, um nicht zu sagen schockierte, war dieses Verweilen auf der Schilderung der äußeren Erscheinung des rettenden Engels: Welch kräftige Statur! Runde, volle Arme und dann vor allem die Brüste! Da reichten Worte schon gar nicht mehr aus, dieses Gewölbe musste er mit Bewegungen demonstrieren. Es war, als ob er eine Kegelkugel umspannte. Er fasste ins Revers seiner Uniform, um durch eine der Erzählung angepasste Ausbauschung zu be-

zeugen, welch mächtige Busen die damaligen elsässischen Bauerntöchter durch die Landschaft getragen hätten.

An Anschaulichkeit ließ sein Bericht kaum etwas zu wünschen übrig, und dass seine überschwängliche Begeisterung für das Elsass eine Liebesgeschichte zum Hintergrund haben würde, war mir nun vollends deutlich und auch über den punctum saliens des sich Entwickelnden ließ er mich nicht lange im Unklaren. Bei dem Bild des Mädchens, wie es in diesem Augenblick vor uns stand, konzentrierte er sich immer mehr darauf, mir nachzuzeichnen, um wie viele Fingerbreit sich die Bluse Margueritens verschoben hatte und den Blick auf das fast vollständig freigab, was von nun an die stärkste Attraktion darstellte. Nun, er wird eben ein Augenmensch mit Sinn für Formen gewesen sein. Das Muster der Spitzenborte der Bluse bewahrte sein Gedächtnis übrigens genau so getreulich, was doch erstaunlich ist, denn wer erinnert sich schon an dem Rahmen des Gemäldes, vor dem er in langer Betrachtung verweilte? Und hier war doch alles die Sache von wenigen Augenblicken.

Das grelle Wiehern der Pferde hatte Roberts Kameraden herbeigerufen und dem gelang es auch sogleich, die beiden Ausbrecher wieder, und diesmal fester, an ihre Krippe zu binden.

Was sich in den nächsten Wochen ereignete, kann ich etwas flüchtiger erzählen. Von militärischen Pflichten erfuhr ich gar nichts; dagegen schwelgte mein Wärter in der Erinnerung nochmals an dem voll beladenen Tisch in der Bauernstube, und seine Beschreibungen der Mahlzeiten waren appetitanregender und bunter als jede Reklame einer amerikanischen Konservenfirma. Das Wohlwollen der Mutter wurde immer offensichtlicher, und auch die beiden Töchter, die 18-jährige Marguerite und die zwei Jahre ältere Madeleine waren freundlich zu ihm, ohne dass er freilich aufgrund des gemeinsamen Abenteuers der hübschen Marguerite näher gekommen wäre.

Die Zurückhaltung der elsässischen Bauernmädchen machte dem jungen Franzosen nicht wenig Kopfzerbrechen, aber aus seinem Taschenlexikon ein Gespräch zusammenzustoppeln war auch recht mühselig. So richtig mit ihnen verstanden habe er sich nur bei den sonntäglichen Messebesuchen. Die strenge Kirchlichkeit und das peinliche Wachen über Sitte und Anstand durch den Pfarrer empfand der schon etwas verweltlichte Großstadtbursche als die durchgreifendste Macht im dörflichen Leben. Scheu ging er zwischen den drei Frauen zur Kirche. War er aber erst einmal unter deren Dach und bekreuzigte er sich wie die anderen und kniete er nieder, und glänzten die bekannten heiligen Geräte im Dämmer vor ihm, und vollzog der Priester in gemessenen Bewegungen die Gedächtnishandlung, dann war ihm wie in der Heimat unter lieben Bekannten zumute. Nicht bloß, dass er die kultischen Bewegungen sicher vollziehen konnte, ohne ängstlich nachzuahmen; was ihm zunächst wie ein Wunder traf: er verstand auch die Worte dieser Menschen. Mit Marguerite verband ihn der Ritus. Mit soviel Innigkeit hatte er noch nie die lateinischen Gebete gesprochen und er vermochte sich nicht vorzustellen, dass die Engel schöner und kräftiger zu singen vermöchten als seine Nachbarin.

Robert hatte während der nächsten Tagen viel Zeit, mit sich darüber einig zu werden, dass er in Marguerite verliebt war, wenn man so sein Verlangen bezeichnen mochte, ihr nahe zu sein, sie mit den Augen, ja am liebsten mit den

Armen zu umfassen. Er musste ihr dies mitteilen und er machte sich wieder daran, seiner lexikalischen ersten Hilfe für alle Lebenssituationen die günstigen Worte abzulocken und sich für die verschiedenen Eventualitäten, für den stürmischen Sieg und für den Rückzug auf unverfänglichere Gesprächsthemen, vorzubereiten und das Gefundene dem Gedächtnis einzuprägen. Und bald wurde er selbst von der Gelegenheit, seine Fundstücke anzubringen, überrascht.

Es war Ende April, an einem Samstagabend. Robert hatte die Pferde, die sich inzwischen an ihn gewöhnt hatten, zur Schwemme geritten und wieder trocken gerieben und gestriegelt. Die letzten Sonnenstrahlen fielen in den sauber gefegten Hof, blitzten auf den leicht nach außen gerundeten Fensterscheiben und ruhten in goldener Bräune auf den Backsteinwänden des Wohnhauses und des angebauten Stalles. Von dessen Tür war der obere Flügel nach außen geklappt, um mehr Licht einzulassen. Er trat heran und horchte: Das dumpfe, eindösende Gemahle der Rinder, wie sie sich mit ihren breiten, rosa Zungen das Gras zwischen die gelbbraunen Raspeln schoben, daneben aber das rhythmische Zischen des Milchstrahls, wie er in den Schaum des Kübels trifft.

Robert trat näher heran und lehnte sich - die Ellenbogen vorschiebend - über die Stalltüre. Marguerite bemerkte ihn nicht. Und so ganz ihrer Arbeit hingegeben übte sie eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn aus. Über ihr grobleinenes, blaues Kleid hatte sie die Stallschürze gebunden. Gebückt saß sie auf dem Melkschemel und unter dem geübten Druck und Zug ihrer Hände quoll die Milch in den Kübel, den sie zwischen die Beine geklemmt hatte. Ihre braunen, runden Arme waren bloß bis zu den Schultern. Er blickte auf ihren Rücken und den schlanken Nacken, den das hoch gesteckte Haar frei ließ und da sah er sie auf einmal wieder vor sich wie in jener Nacht, als die Gefahr und die Erregung ihm auch noch die Reize enthüllt hatten, die ihm jetzt verborgen blieben.

Und wie das anscheinend zu gehen pflegt, er wusste nicht, wie seine Hand auf einmal den Riegel der Stalltür zurückschob, wie er hinter sie trat, seine Arme um sie legte, sie an den Busen fasste und ihr dabei - über ihre Schulter gebeugt - sogleich den gewichtigsten Satz seiner wohl präparierten Rede zuraunte: "Ich hab dich lieb".

Mir war unbehaglich bei dem Gedanken, dass hier ein Unbekannter vor mir sein Intimstes auszubreiten sich anschickte. Sollte er nicht besser überlegen, ob er dies wirklich tun wolle?

Doch als er an dieser entscheidenden Stelle angekommen war, unterbrach seine gestenreiche Erzählung eine Amerikanerin, deren schlaff und in Speckwülstchen herabhängende Gesichtshaut der Puder und die Schminke nur noch abgewirtschafteter erscheinen ließen. Sie wollte partout wissen, wie sie auf dem schnellsten Wege zur Venus von Milo gelangen könne. Diese Frage war aber mein Wärter schon so gewohnt, dass er die Dame einweisen konnte, ohne in seinen Gedanken aus dem Elsass zurückzukehren. Und ich muss zugeben, dass ich nun vor Erwartung fieberte, als er nach dem Abschwenken der Amerikanerin sich mir wieder zuwandte.

„Wie ich Marguerite auch nur anrührte“ - ich vermute, er ertastete etwas gar zu zielsicher den Gegenstand seiner Träume – „stieß sie einen gellen Schrei aus, als ob ich sie ermorden wollte."

Der Milchkübel stürzte um, und das edle Naturprodukt, der Grundstoff von Roberts so geschätzten Quarkkuchen, ergoss sich über den Mist und die Jauche.

Robert war zurückgezuckt, als ob er in ein Schlangennest gegriffen hätte bei der Eiersuche in einem hohlen Baum. "Geh fort!" schrie sie und immer lauter nach der Mutter. Robert war völlig verbiestert ob dieses Ausbruchs.

Die Kühe hätten die Köpfe herumgedreht. In deren Augen habe er mehr Verständnis und Mitleid wahrgenommen als bei dem Mädchen. Ihm fiel rein nichts mehr ein, er sagte bloß immer "Robert, nix bös, Robert, nix bös". Und dann machte er sich davon. Doch gerannt sei er nicht.

Und nun folgte eine ausgiebige Erörterung dessen, was ihm nach diesem "faux pas" alles hätte drohen können. Er sprach von Kriegsgericht und Degradierung. Das schien mir nun doch etwas übertrieben. Jedenfalls trat ihm an der Stalltür zunächst einmal Margueritens Mutter entgegen, legte unserem Helden die Hand auf die Schulter und lenkte ihn zum Tatort zurück.

Aber - und hier konnten die Lobreden meines Wärters so schnell kein Ende finden - die Mutter war eine kluge Frau. Sie sah dem verdatterten Jüngling wohl an, dass Robert wirklich "nix bös" war, und sie wusste die Tochter soweit zu beruhigen, dass die Familiengemeinschaft und besonders die von Robert so geschätzten gemeinsamen Mahlzeiten beibehalten werden konnten.

Auch nach Tisch blieb man in den nächsten Wochen beieinander. Die Frauen strickten, nähten oder betätigten sich sonstwie, nur immer so, dass Ruhe und Gleichklang - für Robert aber gerade eine verhaltene Spannung - herrschte. Robert las französische Zeitungen und berichtete radebrechend deren Inhalt, aber mehr an die Mutter gewandt, die es auch fast ausschließlich war, die mit ihm Worte wechselte. Margueritens Gefühle waren zumindest ihm, der mit Frauen noch gar keine Erfahrung hatte, ein Geheimnis. Ihr Mund blieb verschlossen, ihr Betragen folgte weiter den gewohnten Bahnen, wo jeder Handgriff seit Jahren eingeübt war. Schweigsam, von einem strengen, etwas sterchen Ernst war sie schon immer gewesen. Jetzt war sie noch eine Spur zurückhaltender.

Was Roberts Ungewissheit vergrößerte, war das Verhalten der Schwester Madeleine. „Die hat mir immer wieder Zeichen gegeben. Unter dem Tisch hat sie mich mit dem Schuh berührt oder mit ihren Beinen an den meinen gestreift. Sonderlich zärtlich ist die nicht vorgegangen.“ Ich stimmte ihm zu: „Bei solchen Berührungen kommt es auf die Nuancen an.“

Doch eigentlich war für Robert die Analyse der Nuancen gar nicht so wichtig. Bei Madeleine war die herbe Strenge so ohne alle Lieblichkeit und wollüstige Frische, dass er sie geradezu als hässlich empfand. Bei unserer Deutung des Verhaltens von Madeleine ließen der Wärter und ich es also dahingestellt, ob ihre "Zeichen" auf eine Verteidigung der Schwester oder auf eigene eifersüchtige Begehrlichkeit deuteten, oder ob sich beides untrennbar mischte.

Das undefinierbare Verhalten der Schwester schien Marguerite nur noch mehr in ihre Zurückhaltung zu verkapseln, und von sich aus wagte es Robert nicht mehr, sich ihr zu nähern. Von ihr erwartete er nun jeden Augenblick ein "Zeichen". Einstweilen unterhielt er sich mit der Mutter, die wiederum alles tat, ihm das Leben dieser Familie nahe zu bringen. Er wusste bald um den ansehnlichen Besitz, doch beim Betrachten des Familienalbums erfuhr er auch, dass der Bauer und auch sein Sohn im Krieg gefallen waren. Der Dorfpfarrer wusste zwar darauf zu achten, dass die Nachbarn ihnen manchmal bei schweren Arbeiten, besonders beim Pflügen halfen, aber - und das konnte Robert wohl heraushören - ein Mann gehörte wieder auf den Hof.

So verstrichen einige Wochen und Robert wäre in diesem gesunden elsässischen Leben aufgegangen, hätte er nur um Margueritens Gefühle für ihn gewusst. Plötzlich kam die Order, dass die Kompanie nach Paris zurücktransportiert werde. Wie um ihn noch einmal all die Fülle und die kräftigende Natur des hiesigen Bauernlandes ins Gedächtnis zurückzurufen, hatten ihm die Frauen seinen Tornister mit Rauchfleischbrocken, Würsten und Backwaren voll gestopft und noch die Taschen seiner Uniform waren davon nach außen gebeult. Der Abschied kam. Die Mutter forderte ihn auf das herzlichste auf, sofort nach seiner Entlassung zurückzukommen, und Robert versteckte durch absichtlich verdrechselte und mit französischen Brocken vermischte Sätze, dass er noch auf eine andere Einladung warte.

Der französischen Sitte gemäß, die wohl auch im Elsass gilt, umarmten er und die Mutter sich zum Abschied. Man drückt dabei die beiden Wangen wechselseitig aneinander. Die nächste an der Reihe war die älteste Tochter Madeleine, welche die Einladung ihrer Mutter ziemlich wörtlich wiederholte. Doch Robert achtete kaum darauf. Er näherte sich Marguerite. Sie hatte wieder das blauleinene Kleid an. Sie schüttelten sich die Hände, sprachen die formelhaften Abschiedsworte. Er hörte die dritte Wiederholung der Einladung, doch ohne dass er glaubte, ihr die geringste Nuancierung abspüren zu können. Der allerletzte Augenblick für ein Zeichen war da. Er näherte ihr seinen Oberkörper, seinen Kopf, um sie zu umarmen. Sie tat keinen Mucks, nur ganz zuletzt, und es war nicht zu unterscheiden, ob aus eigenem Antrieb oder weil die Mutter sie energisch vorwärts schob und ihr sogar den Kopf nach vorne drückte, entledigte sie sich der Umarmung. Robert war ratlos und verzweifelt. Er ging weg, immer im Gedächtnis die drei Gesichter der Frauen, die weinten, auch Marguerite. Ihr stürzten die Tränen aus den Augen und tropften auf das steife Leinen herab, während sie ihm nachwinkte.

Der Museumswärter schien zu Ende zu sein. Er sei ein Tölpel gewesen, ohne Manieren dazu. Er hätte zurückfahren sollen. Gleich dort bleiben hätte er müssen; sie hätten ihn irgendwo im Hause versteckt. Aber Desertion , die Folgen... Wenn er wenigstens von Paris aus gleich geschrieben hätte. Aber, hätte ihm Marguerite doch nur ein Zeichen gegeben. - So räsonierte er fort und fort und erst so allmählich erfuhr ich, dass er wirklich gar nichts unternommen, vielmehr sich als Metrokondukteur hatte anstellen lassen. Ein Kollege hatte ihm dann die haushälterischen Fähigkeiten einer Bekannten gepriesen, und er hatte sich nicht entschieden genug geweigert, mit ihr bekannt gemacht zu werden. Man habe sich zusammengekuppelt. Besonders glücklich sei er dabei nicht gefahren - und damit war er wieder beim Ausgangspunkt: Ins Elsass, dieses Land wo Milch und Tränen fließen, hätte er zurückkehren sollen, dort allein und dort sicherlich wäre er glücklich geworden. Gott habe ihn dafür gestraft, dass er sein Versprechen nicht eingehalten und sich so schofel benommen habe. Das war wohl eben auch so nachgesagt, denn an einer soliden Auslegung seines Lebens fehlte es ihm wie wohl den meisten, wenn nicht allen Menschen.

Wie hätte er sonst abschließen können: Nun ja, das Leben sei wunderlich. Er habe sein Glück versäumt. Jetzt sei es zu spät, und dabei blickte er mich an, als ob er in einer dämmrigen Nische seines Gemüts, so ganz gegen alle Vernunft, doch noch eine Spur von Hoffnung bewahrt hätte, so als ob er das Versäumte

doch noch nachholen könne. Er schaute mich an, vielleicht in der Erwartung, dass ich ihm dies bestätigen könnte.

War es hier die Aufgabe eines jungen Menschen, über den ewigen Traum vom verlorenen Paradies, vom versäumten Glück zu philosophieren - oder realistisch die vielen "Wenns" und "Abers" des Lebens eines elsässischen Bauern zu erörtern? Ich erzählte ihm lieber von meiner Fahrt durchs Elsass, von sanften Hängen, den braunen, fetten Schollen der Felder, den sauberen Dörfern und den fröhlichen Menschen, die von ihrer gesunden Tätigkeit aufschauten, um dem vorüber jagenden D-Zug nachzublicken.

Schon meine unbeholfenen Worte genügten, um auf seinem zwischen Großstadtmauern und der faden, aufgewärmten Luft der Metro grau gewordenen Gesicht ein glückliches Leuchten hervorzubringen. So verließ ich ihn. Einer seiner Kollegen rief ihn in einen anderen Saal des Museums. Es kam ihm denn auch sogleich zum Bewusstsein, dass er sich eigentlich mit den Besuchern laut Dienstvorschrift nicht unterhalten durfte, und mit einem schelmischen Seitenblick auf seinen Kollegen, sagte er, wobei er mir zum Abschied die Hand gab, und dann eilig abschob: "a votre service".

Es war später Nachmittag und in den Sälen des Parterres schon fast dämmrig. Ich hielt es für das Beste, sofort nach Hause zu gehen, um mir alle Details zu notieren. Ich fühlte mich geradewegs dazu verpflichtet, denn wie selten hat man Gelegenheit zu erfahren, was einen Menschen wirklich bewegt. Ein letzter Blick zu Augustus. Er wirkte noch weniger erhaben, nachdem ich einiges vom Leben der Colonen und ihren Träume erfahren hatte.

Und war diese Nach-Erzählung nun eine Antwort auf meine Frage, ob ich zum Schriftsteller tauge? Ein Doppeleffekt der Verklärung schied meine short story von der Wirklichkeit, von den Kalendergeschichten Bertolt Brechts und den Realien Wolfgang Borcherts. Im Salle d'Auguste erinnert sich ein alter Mann. Abendrot statt Morgenlicht. Und ein Zweiundzwanzigjähriger, der noch nie eine Frau geküsst, geschweige denn einen Busen berührt hat, macht sich ein Bild, indem er die krude Erzählung eines simplen Zeitgenossen an klassische literarische Vorbilder anlehnt und der Bauerntrampelei ein bukolisches Flair zu geben sucht. Wem sollte ich dies schon zeigen? Die Erzählung verschwand in der Ablage und erst 1980, als ich den Rückflug von Antwerpen nach Berlin verpasst hatte und dann auch mit der Bahn nach Mitternacht in Dortmund hängen geblieben war und auf den ersten frühen Zug fünf Stunden warten musste, setzte ich mich in eine Bahnhofskneipe und korrigierte den Text bei einer Boulette mit Kartoffelsalat und einem großen Glas Bier. In Antwerpen hatte ich – im Anschluss an ein Colloquium mit Friedensforschern - das Wohnhaus und die Werkstatt von Peter Paul Rubens besucht. Mag sein, dass dessen Bilder üppiger Weiblichkeit mich ermuntert hatten, den alten Text, den ich seit einiger Zeit mit mir herumtrug, noch einmal zu bearbeiten.

Damals in Paris bereitete es mir zwar eine gewisse Genugtuung, dass es mir überhaupt gelungen war, die Geschichte Roberts zu rekapitulieren, aber ich bemerkte durchaus, dass ich dies in einer epigonalen Form besorgt hatte. Goethe vor Augen hatte ich – so man wir wohl will - geschrieben wie ein Bergengruen oder Carossa, deren Betrachtungsweise nachzuempfinden wir im humanistischen Gymnasium angehalten worden waren.

Ich ließ es im April 1959 vorläufig genug sein mit dem Schreiben und auch mit den Besuchen im Louvre. Ich suchte das Pariser Leben an anderen Orten. Ohne weitere Vorbereitung und ohne Patricks Begleitung machte ich einen kleinen Ausflug und notierte dazu rückblickend im Tagebuch:

Im Park Buttes Chaumont

Es ist nur ein kurzer Fußweg vom Amphitheatre Richelieu in der Sorbonne zum Jardin du Luxembourg. Ich hatte mich an den ersten sonnigen Frühlingstagen daran gewöhnt, in diesem Park auf einem der Bänke einen Platz zum Lesen zu suchen. Dort war ich umgeben von älteren Damen, die sich mit einer Freundin unterhielten, oder von anderen Studenten, die auch den Blick auf die ersten Krokusse und Hyazinthen genossen. In diesem überschaubaren Park für gehobene Ansprüche fühlte ich mich wohl; hier hatte ich das Gefühl dazuzugehören.

Doch heute früh hatte ich vor der Metrofahrt zur Sorbonne keine Zeit für die Morgengymnastik gefunden und spürte nun das Bedürfnis, mir noch etwas Bewegung zu verschaffen. Auf einem ausgedehnten Spaziergang wollte ich ein mir unbekanntes Stück Paris erkunden.

Als die Straßen gleichförmiger wurden und ich schon dachte, hier dränge sich jetzt nur noch eine Mietskaserne an die andere, stieß ich auf den Park Buttes Chaumont. In ihm keine Studenten und keine alten Damen in Seidenschals, dafür Mütter mit ramponierten Kinderwagen und frei laufenden Sprösslingen. Von diesen planschten mehrere barfuß in einem Rinnsal. Die Mütter ließen sie gewähren, plauderten ungeniert weiter mit ihren Nachbarinnen oder lasen in Illustrierten oder Heftchenromanen. Großmütter hatten den Regenschirm als Sonnenschutz aufgespannt und strickten oder häkelten – meistens Babyjäckchen oder Strampelhosen.

Dazwischen streunten fast schon erwachsene Jungen herum. Sie trugen zerrissene Jacken und Jeans. Sie machten sich eine Sport daraus, gleichaltrigen oder jüngeren Mädchen, die betont gelangweilt zu zweit und dritt durch den Park flanierten, aufzulauern, sie frech, doch nicht fest zu packen, spielerisch zu umarmen, um dann mit einem wilden Satz und Indianergeheul vom Wege ab auf einen Felszacken in der Parkanlage zu springen. Ich dachte daran, dass man früher in Paris die Ganoven in ihren Ringelpullis als Apachen bezeichnet hat. Wahrscheinlich hat es die typischen Apachen auch nur in Folklorefilmen mit Tanzeinlagen gegeben. Diese Jungs im Park Buttes Chaumont schienen mir eine harmlose, einem Wildwestfilm entsprungene Armeleute-Variante zu sein.

Ich war von diesen Spielen nicht weiter betroffen und so hatte ich mein Vergnügen beim Betrachten dieser Frühlingsneckereien. Ein Pariser Zille hätte hier seine Motive gefunden, und auch ich nahm mir vor, hierher zurückzukehren, um wenigstens die eine oder andere Szene zu fotografieren.

Mitten durch diesen bunten Trubel führt eine Brücke über ein tief eingeschnittenes Tal. Sie hängt etwa 40 Meter über der Talsohle. Sie hat den zweifelhaften Ruf, Selbstmörder anzuziehen. Mir schaudert bei dem Gedanken, dass vielleicht eines dieser bleichen, zartgliedrigen Mädchen mit den langen, dünnen Locken schon heute Nacht zerschmettert im seichten Wasser des Sees liegt, in dem jetzt die Jungen noch mit ihren flachen Booten stochern. Alles in Buttes Chaumont ist vergröbert, die Romantik kitschig, die Felsen und die Grotten aus Zement.

Es ist bei diesem einen Ausflug geblieben. Ich bin zum Fotografieren nicht zurückgekehrt. Es war wieder Patrick Ajchenbaum, der mich zu reizvollen und sehr gepflegten Zielen einlud. Wir besuchten Schlösser in der Umgebung vonParis. Doch ich versuchte nicht mehr - angelehnt an Goethes Italienische Reise - mich zu klassizistischen Tagebuchnotizen zu versteigen. Ich notierte nur noch in einem bread and butter Stil, was mir bei diesen Ausflügen so unterkam.

An die Großeltern sandte ich eine simple Postkarte vom Palais de Fontainebleau mit einem Blick in die Gemäldegalerie von Henri II:

Fontainebleau ist ein Jagdschloss der französischen Könige seit der Zeit Ludwigs d. Heiligen. In den Sälen wandert man durch die Jahrhunderte bis ins Kaiserreich Napoleons.

Es war ein sonniger Frühlingstag und am Nachmittag zog es Patrick und mich hinaus in den umliegenden Wald, immer noch lachend über den Schlossführer, der sich geärgert, weil ich ihm zu verstehen gegeben hatte, dass mir seine oberflächlichen, herunter geschnurrten Baedekereien missfielen. In den Wäldern um Fontainebleau haben wer weiß welche Urkräfte Felsblöcke zu Gebirgen aufgetürmt. Dazwischen Schluchten. Hier kletterten wir uns müde und stapften dann mit letzter Kraft zurück durch dürres Farnkraut, das im Sommer des vergangenen Jahres Mannshöhe erreicht haben musste.

Patricks Mutter hat uns am Abend aufgeklärt: Auf diesen Felsen und im Kraut wimmele es nur so von giftigen Vipern. Wir hatten nichts bemerkt. Die Kreuzottern nehmen sicher reißaus, wenn sich Menschen nähern. Das weiß man doch.

Auch ein Ausflug nach Versailles stand auf Patricks und meinem gemeinsamen Ausflugsprogramm. Auch hier beschränkte ich mich im Tagebuch auf wenige allgemeine Betrachtungen und eine ganz persönliche Notiz:

Das Napoleon-Medaillon

Wir sind beeindruckt von der Großzügigkeit und Pracht der Anlage. Das ist Selbstdarstellung des Absolutismus par excellence. Doch die wenigsten Franzosen haben seinerzeit das Schloss zu Gesicht bekommen. Es gab keinen Tag der offenen Tür. Versailles war isolierter, auf sich selbst bezogener, sich wieder und wieder spiegelnder Glanz.

Soweit der Gesamteindruck. Im Blick aufs Einzelne interessierte ich mich besonders für die historischen Gemälde. Penetrant die Propaganda-Tableaus von David. Würde ich das genialische Jugendbildnis Napoleons als Konsul wieder finden?

Aus dem Spiegelsaal gelangten wir an einen Andenkenstand, in dem Medaillen mit den Köpfen verschiedener Herrscher angeboten wurden: Ludwig XIV,

Marie Antoinette samt Gemahl – und eben auch mehrere Münzen mit dem Kopf Napoleons. Ich sagte beiläufig zu Patrick, dass mir die Jugendbildnisse Napoleons besser gefielen als die Abbildungen aus der Kaiserzeit. Auf jenen sei dem Eigensinn noch genialischer Schwung beigemischt, anders als auf den pausbäckigen Porträts des Empereur. Nach meinem Gefühl habe Beethoven seine Eroica für den jungen Konsul und den General der Artillerie geschrieben.

Ich ging dann weiter und schaute mich nach Postkarten um. Doch ich konnte das gesuchte Porträt, das ich im Musée Carnevalet zum ersten Mal gesehen hatte, nicht finden. Patrick war etwas zurück geblieben und verhandelte in seiner ohnehin etwas leisen und hastigen Stimme mit einer Verkäuferin. Diese nannte einen Preis von 330 Francs. Der würde doch nicht etwa? Das hatte ich bestimmt nicht beabsichtigt, stand ich doch jetzt bereits so sehr in der Schuld der Eltern. Ich hatte mich zuvor mit der Behauptung, selbst fotografieren zu wollen, noch herausgeredet, als Patrick mir eine Serie von Postkarten des Schlosses von Versailles schenken wollte. Jetzt konnte ich nicht mehr zurückgehen und ihm das Beabsichtigte ausreden. Und so kindisch es ist, ich freute mich riesig über das Medaillon mit dem Kopf des jungen Bonaparte, als Patrick sie mir überreichte. Ich glaube nicht an Amulette, aber ich habe doch schon andere beneidet, die solch ein Anhängsel um den Hals trugen, das ich dann immer mit einer – weiß der Himmel oder der Mond – romantischen Freundschaftsgeschichte verknüpfte. Ob ich mir wohl die Kinderei leiste, ein Loch durch die Medaille bohren und dann ein Lederband einfädle, um sie dann auch um den Hals zu tragen? Doch dazu ist sie ein bisschen zu schwer. Sie würde sich gegebenenfalls recht imposant ausnehmen. Vielleicht bleibt Patrick nicht nur eine vorübergehende Bekanntschaft und dann wäre das Tragen dieser doch verflixt schweren Medaille eine sinnvolle und liebe Erinnerung. Da will ich jetzt aber lieber mal zuwarten. Der Schlachtenlenker Napoleon, dessen überspannte Pläne vielen Tausenden das junge Leben kostete, ist eben auch alles andere als mein Vorbild.

Eigentlich hätte ich ein solches Medaillon auch lieber in der Heimat von einer bestimmten Mädchenhand umgehängt bekommen. Der Phantasie und den Träumen sind ja keine Grenzen gesetzt. Ach Faxen! Nur keine Sentimentalitäten!

Patrick war am Abend mächtig stolz und glücklich, sein Geschenk angebracht zu haben. Der erste Satz seines Berichtes über den Tag in Versailles lautete: "Wir haben an einer Führung durch den Spiegelsaal teilgenommen und ich habe Theo eine Medaille geschenkt.“ Das kam in einem Atemzug.

Und es war wirklich ein schöner Tag. Ich fühle mich wohl im Kreise der Familie Ajchenbaum. Hier lerne ich allmählich auch die französische Küche kennen - und ich denke von der besten Seite, obgleich ich mir Vergleiche mit dem Angebot von Restaurants nicht leisten kann. Vater Ajchenbaum ist ein begeisterter Küchenmeister. Und er ist damit unter den Franzosen keine Ausnahme. In Frankreich kaufen auch die Männer häufig Lebensmittel ein. Ohne maskuline Hemmungen spazieren sie mit der Einkaufstasche, Milchflaschen und Weißbrotstangen von einem Laden oder Stand zum anderen.

Ich könnte hier noch weitere Ausflugsberichte folgen lassen. Sogar zu den Schlössern an der Loire sind die Ajchenbaums mit mir gefahren. Welch ein Glück ich hatte! Doch die Schlössertour gehört heute – damals noch nicht – zum Obligatorischen einer Frankreichreise und ich brauche das Gesehene hier nicht zu schildern. Aber so ganz ungetrübt verliefen die Ausflüge nicht. Patrick und

ich hatten Malmaison besucht, das Lieblingsschlösschen Napoleons und der Kaiserin Josephine. Ich hatte in meinem Museumsjournal vermerkt:

12.4.1959. ***Malmaison.*** *Einheitlich im Empire-Stil. Dessen Kennzeichen sind eine Mischung von vergoldetem ägyptischem und römischem Dekor. Streben nach Größe und Einfachheit. Besonders gefällig das Esszimmer und das Arbeitszimmer Napoleons. Eine gewisse Geschlossenheit des Stils wird aber nur in der Innenarchitektur erreicht. Sonst bemüht sich die Architektur um die Nachahmung der "unübertrefflichen" Griechen und Römer. Die Revolution hatte die bisherigen Kulturträger, die Adligen und den Klerus verdrängt; den Neureichen fehlte der sichere Geschmack.*

Doch dann folgt – nicht im Museumsjournal, sondern im persönlichen Tagebuch - unter der Überschrift „**Encore une fois: Es ist zum Kotzen“** eine Notiz, bei der es mich heute noch ekelt und die mir anschaulich macht, was Frauen empfinden können, wenn sie – wie man so burschikos sagt – von gewissen Männern „begrapscht“ werden.

Sonntag, 13.4.1959.

So sehr es mich auch anwidert, es aufzuschreiben, so soll es doch ergänzend zu meinen Erfahrungen in London festgehalten werden.

Nach der Rückkehr von Malmaison schaute ich mit Patrick noch den Balancekunststücken eines Jahrmarktsartisten zu. Patrick hatte sich nach vorne geschoben. Ich hielt mich in der zweiten oder dritten Reihe des Kreises der dicht gedrängten Zuschauer. Ich hatte auch nicht die Absicht, mir diverse Francs aus der Tasche locken zu lassen, obgleich dieser Straßenkünstler sein Publikum durchaus zu unterhalten verstand. Mit einem Kochlöffel, dessen Stiel er sich zwischen die Zähne klemmte, fing der die Bälle auf, die ihm seine besonderen Günstlinge zuwerfen durften. Neue Zuschauer drängten hinzu. Ich wurde richtig eingekeilt. Ich versuchte mir etwas Luft zu verschaffen, aber wieder drängte sich jemand von hinten dicht an mich. Während ich mich über die Darbietungen amüsierte und dies auch Patrick durch Zunicken zu verstehen gab, nahm ich dann doch – wenn auch zunächst nicht bewusst – eine seltsame, sich wiederholende, drängende Berührung meines Hinterns wahr. Ein Verdacht stieg in mir hoch. Das war doch nicht möglich! Ich schob mich in eine Lücke, die sich neben mir öffnete – ohne mich umzudrehen. Nach kurzer Zeit wieder dieselbe Berührung und nun strich sogar noch jemand über die Hand, mit der ich den Beutel mit dem Regenmantel hielt. Erst Verdacht – nun Gewissheit. Wäre mir dies in Deutschland passiert, hätte ich mich umgedreht und hätte dem Kerl – wer auch immer es gewesen wäre - einen Denkzettel verpasst, auf dass er sich in Zukunft zu benehmen gewusst hätte. Stattdessen drängte ich mich nun resolut aus den Reihen. Dann sah ich ihn. Ein etwa vierzigjähriger Südländer, groß, der blaue Anzug etwas schmuddelig, ein schlecht rasiertes fleischiges Gesicht – ein richtiger Ganoventyp. Der wagte mir sogar noch aufmunternd fragend zuzunicken und dann beleidigt dreinzuschauen. In mir kochte es. Meine Empörung muss er mir dann doch angesehen haben, denn während ich nach Patrick rief, der zögerte, weil er nicht begreifen konnte, warum ich nicht weiter zuschauen wollte, verdrückte sich der Typ in seinem blauen Anzug. Mir fiel es schwer mit Patrick ein

fröhliches Gespräch zu führen, so aufgewühlt war ich von Zorn und Ekel. Ich fühlte mich elend.

Glücklicherweise erwartete uns bei Ajchenbaums eine fröhliche Runde. Patricks Nichten waren zu Besuch. Wir spielten Mühle, ein Brettspiel, das ich Patrick geschenkt hatte, und das die halbwüchsigen Mädchen zu meiner Überraschung nicht kannten, aber sofort begriffen. Nur der fünfjährigen Florence war es zu kompliziert und sie forderte mich auf, mich an ihren neuen Hula-Hup-Reifen zu versuchen. Ich dachte, dass dies nicht schwieriger sein könne als das Seilhüpfen, das zum Boxtraining gehört hatte. Es gelang mir aber nicht so gut wie den Mädchen, den Reifen per Hüftschwung um mich kreisen zu lassen. Ich habe mich nicht schlecht verrenkt, aber mich dann mehr oder weniger elegant aus der Affäre gezogen, als mich Patrick zur Übersetzung eines Satzes von Livius an seinen Schreibtisch rief.

Ich musste mich dann auch verabschieden, weil ich noch ein dickes Lesepensum vor mir hatte. Ich hatte mir Karten gekauft für "Mithridate" von Racine und "Le Cid" von Corneille. Das gehörte zu meinem Eintauchen in die klassische französische Literatur, aber es war mir klar, dass ich den Deklamationen nicht folgen könnte, wenn ich die Texte nicht zuvor gelesen hätte.

Ich genoss die Vorstellungen in der Comedie Francaise – rein atmosphärisch –, aber verstanden habe ich die Texte nicht. Mehr Erfolg hatte ich mit den Komödien Molières, und besonderen Spaß machte mir „Der Bürger als Edelmann“. An die clevere Versicherung seiner adligen, auf seine Penuncen erpichten Schmeichler, dass er wenn er schon keine Verse schmieden könne, doch immerhin „Prosa spreche“ („Vouz parlez de la prose.“) habe ich mich mein Leben lang immer dann erinnert, wenn ich mir eingestehen musste, dass es bei mir zum Dichter nicht reiche, doch gediegene Prosa auch nicht von Pappe sei.

Ende April 1959 bin ich nach Stuttgart zurück gereist – in dem Bewusstsein, dass ich im Wintersemester 1959/60 zurückkehren und mich an der Sorbonne immatrikulieren würde. Aus dem reichlich pathetischen, letzten Brief an die Eltern spricht noch einmal die Begeisterung für diese Stadt und die Menschen, die ich hier kennen gelernt hatte.

Paris, den 27. April 1959

Liebe Eltern, liebe Tante Marle, liebe Brüder!

Die letzten Tage verbringe ich in Abschiedsstimmung und jetzt, wo ich weiß, dass ich wieder heimfahren kann, fällt es mir recht schwer zu scheiden.

Hier ist der Frühling erwacht und streut aus seinem Füllhorn blumige Pracht über Paris. Manchen meiner Lieblingsplätze habe ich noch einmal besucht, mich im Gardin du Luxembourg auf eine der Bänke gesetzt und ein wenig gelesen. Au revoir! An ein Adieu für immer mochte ich nicht denken.

Racine , Molière und die Comedie Francaise. Der matte Glanz der Kristalllüster auf dem dunkelroten Samt. Noch einmal Feststimmung und meine Träume trugen mich zurück in die Zeit des Sonnenkönigs von Versailles.

Dem Louvre, in dessen Sälen ich die Geschichte der menschlichen Kultur in ihrem Schwung von Gipfel zu Gipfel nacherlebt habe, wird am Vortage meiner

Abreise der letzte Besuch gelten: Zurück zum Erwachen des menschlichen Geistes, nach Sumer und Akkad im Zweistromland, wo vier Jahrtausende vor Christi Geburt die Götter den Königen das Szepter und die Opferschale in die Hand drückten mit dem Auftrag, die Völker der Erde zu regieren.

Und ist es nicht ein schönes Gefühl, in Paris von Freunden zur Bahn begleitet zu werden, von lieb und wert gewordenen Freunden, deren Abschiedsworte dem baldigen Wiedersehen gelten – und dann in der Heimat von Eltern und Brüdern empfangen zu werden?

Zum Andenken an die Zeit in Paris und zum „Dank" für meine Begeisterung für die goldenen Epochen der französischen Geschichte haben Ajchenbaums mir zum Abschied den großformatigen Band „Histoire des la France" überreicht. Er ist voll prächtiger Farbtafeln: Die von mir so bewunderten mittelalterlichen Wandteppiche, die Renaissance-Schlösser an der Loire, die mit Blut getauften Barrikaden der Revolution und pompösen Zeremonien der Kaiserzeit Napoleon I werden meine Phantasie noch lange beschäftigen und mich gewiss nach Frankreich, nach Paris, in diese Welt von Glanz, Leiden und Größe zurück ziehen.

Mein Herz ist übervoll von all dem hier Erlebten, und meine Gedanken drehen sich darum, wie ich Euch berichten und an meinem Glück teilhaben lassen kann.

Zum letzten Mal grüße ich Euch aus der Ferne
Euer Theo